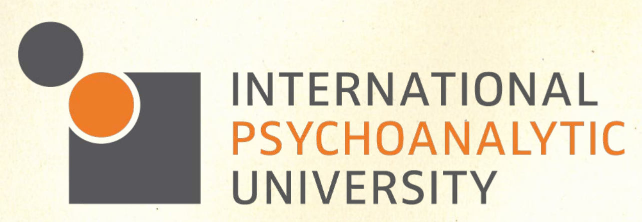
EDMUND BERGLER

TALLEYRAND
NAPOLEON
STENDHAL
GRABBE


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

EDMUND BERGLER

TALLEYRAND · NAPOLEON · STENDHAL · GRABBE

TALLEYRAND · NAPOLEON
STENDHAL · GRABBE

PSYCHOANALYTISCH-BIOGRAPHISCHE ESSAYS

VON

DR. EDMUND BERGLER
ASSISTENT AM PSYCHOANALYTISCHEN AMBULATORIUM IN WIEN

1935

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG IN WIEN

MEINER FRAU MARIANNE

Vorwort

Freuds Werk — die Psychoanalyse — ermöglichte unter anderem den Versuch einer genetischen Biographik. Der Schöpfer der Psychoanalyse hat in seiner Leonardo-Arbeit ein erstmaliges und unerreichtes Vorbild einer biographischen Studie geschaffen. Die analytisch-biographischen Arbeiten umfassen heute ein großes Gebiet,* die Publikationen zählen nach Dutzenden. Einige Arbeiten sind mir besonders lieb: Hitschmanns „Keller", Jekels „Napoleon", Jones „Morphy", Laforgues „Baudelaire", Reiks „Flaubert" und Sachs' „Caligula". Zwei dieser Autoren — die Herren Jekels und Hitschmann — waren meine „biographischen" Lehrer, die mich in letzten Jahren auch zu ihrem Mitarbeiter bei ihren klinischen Arbeiten machten. Ich danke ihnen für ihr Wohlwollen.

Die Titelbezeichnung „psychoanalytisch-biographische Essays" bedarf einer Erklärung. Eine analytisch-biographische Studie hebt lediglich die für die betreffende Persönlichkeit entscheidenden unbewußten Motive hervor und verzichtet darauf, mit der deskriptiven Biographik in Konkurrenz zu treten. Ihres fragmentarischen Charakters ist sie sich stets bewußt. Möglicherweise wird sie später einmal mehr als Fragmentarisches bieten: Marie Bonapartes mustergültiges Werk über Poe weist in diese Richtung.

Die hier vorliegenden Studien über Talleyrand, Napoleon, Stendhal und Grabbe sind im Anschluß an meine klinischen Arbeiten geschrieben worden.

*) Es sei auf die bedeutendsten Arbeiten verwiesen: Abraham (Amenhotep, Segantini), H. Deutsch (G. Sand), Ferenczi (Cornelia), Flügel (Heinrich VIII.), Gomperz (Sokrates, Parmenides), Hermann (B. Cellini, Pascal, Darwin, Fechner), Hitschmann (Swedenborg, Schopenhauer, Schubert, Dauthendey, Goethe, Brahms, Eckermann), Jones (Louis Bonaparte, Andrea del Sarto, Heinrich Kleist), Kohn (Lassalle), Kris (Messerschmidt), Laforgue (Rousseau), Landauer (Ludwig II.), Lorenz (Fouqué), Neufeld (Dostojewski), Rank (das Sammelwerk „Inzestmotiv"), Reik (Friederike Brion), Sarasin (Mignon), Sperber (Dante), Winterstein (Dürer), Wittels (Dante, Booth).

Zählt man im erweiterten Sinne die analytische Bearbeitung einzelner Werke von Dichtern zu den analytischen biographischen Arbeiten, schwillt die Zahl der Publikationen ins Unübersehbare an. Es seien deshalb bloß die vielbewunderten Studien von Jekels „Macbeth", Hanns Sachs „Schillers Geisterseher", Reiks Schnitzler-Buch, Kaisers „Kafka" und H. Deutschs „Don Quichote" erwähnt.

Immer wieder reizte es mich, jene Probleme, auf die klinische Erfahrungen mich hingelenkt hatten, an historischen Gestalten aufzusuchen. So entstanden als Ergänzung meiner Arbeiten über die Psychologie des Zynismus die Studien über Talleyrand und Napoleon, in Fortführung der Untersuchungen über die orale Phase der Libidoentwicklung, der Beitrag zur Psychologie Grabbes, und als Abschluß meiner Bemühungen um das Verständnis narzißtischer Phänomene — die Stendhal-Skizze. Diese Entstehungsgeschichte bewirkt, daß die Helden der folgenden Essays auch als klinische Typen gesehen sind mit einer gewissen Einseitigkeit, der sich Verfasser bewußt ist, ohne sie meiden zu wollen.

Wien, November 1934.

Der Verfasser.

Talleyrand

Ein Beitrag zur Psychologie des Zynikers.

Die ersten Eindrücke, welche das Kind empfängt, üben ja fast immer einen nachhaltigen Einfluß auf das Gemüt und den Charakter aus und werden oft dauernd für das ganze Leben.

Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben vom Herzog von Broglie, Bd. I, S. 5, entstanden 1816.

Talleyrand äußerte gelegentlich, man werde noch 300 Jahre nach seinem Tode über ihn sprechen. Diese Prophezeiung ist, überblickt man das erste Drittel dieses Zeitraumes, teilweise in Erfüllung gegangen. Es liegt eine große Literatur über den Fürsten von Benevent vor, in welcher verschiedene Seiten seiner Wirksamkeit genauest registriert werden: der Bischof von Autun, der eidbrüchige Priester, der Lebemann, der Minister des Direktoriums, der Helfer und spätere Verräter Napoleons, der Premier der ersten und zweiten Restauration, der Botschafter des Bürgerkönigs — kurz, der korrupte Diplomat, der sechs französische Regierungsformen verraten und deren Repräsentanten vierzehn Eide geschworen hatte, der ausschweifende Frauenfreund und der berüchtigte Zyniker Talleyrand kommen zu Wort. Vergebens sucht man aber in diesen Büchern das Wesentliche: die psychologischen Ursachen eines solchen Tuns. Die Biographen und Kritiker begnügen sich mit der moralisierenden, verurteilenden oder erstaunten Feststellung seiner Handlungen. Für sie ist Talleyrand ein imponierendes Monstrum, ein seltenes Exemplar der Amoralität, das lediglich des Staunens, der Bewunderung oder der Verachtung wert ist.

Die Psychoanalyse kann nicht wertend, sie muß lediglich erklärend an einen Charakter herantreten. Geschieht dies im Falle Talleyrand, fällt vor allem auf, daß eine Seite des Problems den meisten Beobachtern völlig entgangen ist: die Tatsache, daß Talleyrand, trotz äußerem Erfolg und guter Gesundheit ein tief unglücklicher Mensch war. Und da ein unter solchen Umständen unglücklicher Mensch eine unglückliche (oder innerlich als unglücklich empfundene) Jugend erlebt haben muß, tritt als erste Frage an uns heran: Wie sah Talleyrands Jugend aus?

Über Talleyrands Kindheit ist nichts oder fast nichts bekannt. Soweit die Biographen vom hohen Kothurn ihres Allesbesserwissens sich überhaupt herbeiließen, derlei „analytische Überflüssigkeiten“ zu erwähnen, gestehen sie, darüber nichts aussagen zu können. Aus Talleyrands Jugend wird meistens lediglich ein Faktum erwähnt: Als vierjähriger Bub ist Charles Maurice von der Kommode gestürzt und hat sich den Fuß gebrochen; da der Bruch nicht bemerkt und nicht behandelt wurde, akquirierte Talleyrand einen Klumpfuß und hinkte. Deshalb konnte er sich nicht der militärischen Laufbahn widmen und mußte — „malgrè lui“ bemerkt Sainte Beuve — Priester werden. Mit dieser Tatsache ist für die Biographen das Problem erledigt.

Wir sind also auf die Angaben des Fürsten selbst angewiesen und diese sind — in einer ausgesprochen idealisierenden, d. h. verlogenen Selbstbiographie, wie sie Talleyrand verfaßte — nicht sehr aufschlußreich und bestätigen die Aussage eines seiner Biographen, Bernard de Lacombe, der von der „obscurité, qui enveloppe la jeunesse de Talleyrand“ spricht. Immerhin erfahren wir aus Talleyrands Memoiren folgendes:

Ich bin im Jahre 1754 geboren; meine Eltern waren nicht sehr vermögend, aber sie hatten eine Stellung am Hofe und dadurch für sich und ihre Kinder ein standesgemäßes Auskommen... Mein Vater teilte die Grundsätze meiner Großmutter mütterlicherseits in bezug auf die Kindererziehung. So wurde denn auch die meinige sehr dem Zufall überlassen, nicht aus Gleichgültigkeit oder Herzlosigkeit gegen mich, sondern einfach, weil meine Eltern sich sagten, man müsse auch hierin handeln und sein wie alle anderen. Nach den damaligen Ansichten würde man eine allzugroße Sorgfalt für Pedanterie gehalten und *Zärtlichkeit gar lächerlich gefunden haben*. Die Kinder jener Zeit waren nichts als die Erben des Wappens und Namens, und man meinte, genug für sie getan zu haben, wenn man ihre Zukunft durch eine Anstellung mit Aussicht auf ein Avancement, durch ein Amt, eine gute Pfründe gesichert hatte, indem man nebenbei noch suchte, sie gut zu verheiraten. Eine direkte elterliche Fürsorge war damals nicht Mode und ich verlebte die ersten Jahre meiner Kindheit in einer Vorstadt von Paris, wo man mich bei einer Bürgersfrau in Pension gegeben hatte. Als ich vier Jahre alt war, ließ mich *diese Frau* eines Tages von einer Kommode herabfallen, wodurch ich mir den Fuß verstauchte. Die Frau sagte nichts und die Meinigen bemerkten es erst einige Monate später, als sie mich aus jenem Hause fortnahmen, um mich zu meiner *Großmutter* väterlicherseits, der Fürstin Chalais, zu bringen, die mich zu sehen und bei sich zu behalten wünschte. Eigentlich war es meine *Urgroßmutter*, aber ich nannte sie immer Großmutter, weil mir das herzlicher klang.

Mein Fuß war infolge der Vernachlässigung jetzt nicht mehr zu kurieren und da ich in der ersten Zeit wegen der Schmerzen den anderen Fuß übermäßig anstrengen mußte, so blieb das Leiden und ich habe mein ganzes Leben etwas gehinkt.

Dieser Unglücksfall hatte einen großen Einfluß auf meine Zukunft; denn meine Eltern sahen sofort ein, daß ich eine Militärlaufbahn, zu der ich anfangs bestimmt war, nicht einschlagen konnte. Sie mußten deshalb an etwas anderes für mich denken und selbstverständlich an etwas, von dem sich die Familie Nutzen versprechen konnte. Denn in den großen Häusern kam immer nur die Familie als Gesamtheit in Betracht und weit weniger ein einzelnes Mitglied derselben, vollends nicht, wenn ein solches Mitglied noch ganz klein war.

Ich verweile nicht gern bei diesem Gegenstand und breche daher lieber ab.

Die Fürstin Chalais war eine äußerst distinguierte Dame; ihr Geist, ihre Ausdrucksweise, der Ton ihrer Stimme und ihre vornehmen Manieren hatten wirklich etwas Bezauberndes. Sie fand sofort an mir Gefallen und behandelte mich mit einer Sanftmut, wie mir eine solche bis dahin nie zuteil geworden war. Sie (die Urgroßmutter) war die erste in meiner Familie, die mir eine herzliche Zuneigung erwies und auch die erste, die ich aufrichtig liebte... Wie oft habe ich in späteren Jahren wehmütig an sie zurückgedacht, und das um so mehr, weil ich in meiner eigenen Familie derartige Gefühle für mich niemals gefunden! Hat man einen Menschen, der uns liebt, noch um sich, so ist das ein großer Trost in allen Fährnissen und Leiden des Lebens; hat man ihn aber nicht mehr, so ist der Gedanke an ihn immer ein geheiligtes Asyl für Geist und Herz.

Die Zeit, die ich im Schlosse zu Chalais verlebte, ist mir unvergeßlich... Ich hatte dort (bis zum achten Jahr) so ziemlich das alles gelernt, was man von meinem Alter verlangen konnte: lesen, schreiben... und als ich in meinen „Studien" so weit gekommen war, mußte ich nach Paris zurück. Weinend nahm ich Abschied von meiner Großmutter und auch sie umarmte mich unter Tränen... Als ich am Morgen des siebzehnten Tages in Paris ankam, empfing mich ein alter Kammerdiener meiner Eltern. Er führte mich direkt in das Collège d'Harcourt ... Meine plötzliche Versetzung in das Collège, ohne vorher meine Eltern gesehen zu haben, hatte mich sehr peinlich berührt. Ich war damals schon acht Jahre alt und noch hatte kaum jemals das väterliche Auge auf mir geruht. Man sagte es mir und ich glaube es auch, daß gebieterische Gründe dies verlangten und fügte mich.

Einmal in der Woche brachte der Abbé (Hardy) mich zu meinen Eltern, wo ich zu Tische blieb und gleich darauf gingen wir wieder ins Collège zurück, nachdem ich jedesmal regelmäßig ein und dieselben Worte hatte hören müssen: „Sei artig und fleißig, mein Sohn, damit der Herr Abbé mit dir zufrieden sein kann."

Ich arbeitete übrigens recht gut, meine Kameraden hatten mich gern und ich fand mich auch bald mit Heiterkeit in meine Lage...

Ich war zwölf Jahre alt geworden und dachte jetzt schon ernsthafter über meine Lage nach. Die geringe Teilnahme, die meine Familie mir während meiner Blatternerkrankung (mit 11 Jahren) bewies, mein Eintritt ins Collège, ohne vorher meine Eltern gesehen zu haben, und auch noch sonstige Nebenumstände machten mich sehr betrübt. Ich fühlte mich vereinsamt, ungeliebt und ohne Stütze und so gut wie ganz auf mich selbst angewiesen, aber meine Urteilskraft wurde dadurch frühzeitig geschärft. Meiner freudlosen Kindheit — den kurzen Aufenthalt bei meiner Großmutter abgerechnet — verdanke ich wohl, daß ich ernster war, als andere Knaben meines Alters, was vermutlich nicht der Fall gewesen, wenn ich vergnügtere Tage verlebt hätte. Darin mag auch wohl der Grund liegen, daß ich später Schmerz und Mißgeschick leichter und resignierter ertragen konnte, weil ich stets in mir selbst den sichersten Halt fand.

Es ist ein Gefühl wie wehmütiger Stolz, das mich nicht ohne eine gewisse Befriedigung auf jene Jahre meiner Kindheit zurückblicken läßt...

In meinem Studium hätte ich wohl größere Fortschritte machen können, denn ich besaß gute Anlagen... Ich fand aber von jeher so wenig Aufmunterung, und es schien mir, als wollte man mich geflissentlich verhindern, mich auszuzeichnen, daß ich schließlich als ein ganz gewöhnlicher Schüler das Collège verließ. Und auch jetzt noch schwieg mein Vater völlig über seine Pläne für meine Zukunft, und nur zufällige Bemerkungen gaben mir hie

und da eine leise Andeutung. Um mich aber doch etwas mit diesen Plänen vertraut zu machen, schickte man mich in das vornehmste Erzbistum Frankreichs, nach Rheims, wo ein Bruder meines Vaters Koadjutor war (der spätere Erzbischof von Paris).

Ich habe meine Eltern vor meiner Abreise nicht gesehen und ich sage es hier, um es niemals zu wiederholen, daß ich vielleicht der einzige Mensch von hoher Geburt bin, der einer zahlreichen und allgemein geachteten Familie angehörte, und der in seinem ganzen Leben nicht das Glück genossen hat, auch nur eine einzige Woche lang unter dem elterlichen Dache zu verweilen.

Als ich ein volles Jahr in Rheims verlebt hatte und mehr und mehr einsah, daß ich dem über mich verhängten Schicksale nicht entgehen konnte, gab ich nach und trat in das Priesterseminar zu Saint-Sulpice ein.

Mit ernsteren Gedanken, als man gewöhnlich in meinem Alter zu haben pflegt, machtlos gegen eine höhere Gewalt, innerlich ergrimmt, ohne es sagen zu dürfen, spielte ich im Seminar eine trübselige Rolle, wie sie wohl selten ein junger Mann von siebzehn Jahren gespielt hat. Ich schloß mich an niemand an und alles, was ich tat, geschah mit entschiedenem Widerwillen. Ich zeigte ihn gegen meine Oberen und gegen meine Eltern, gegen die Hausordnung und gegen die vorgeschriebenen Regeln, vor allem aber gegen die hergebrachten äußerlichen Formen und Konvenienzen und die gesellschaftlichen Zugeständnisse, denen ich mich unterordnen mußte.

Ich habe drei volle Jahre im Seminar von Saint-Sulpice zugebracht und während der ganzen langen Zeit nur sehr wenig gesprochen; man hielt mich für stolz und machte mir oft deswegen Vorwürfe. Wenn ich nichts darauf erwiderte, sagte man, ich sei grenzenlos hochmütig. Ach, du lieber Gott, ich war weder das eine, noch das andere; ich war nur ein armer, sehr unglücklicher junger Mann mit tiefer Bitternis im Herzen... Wenn Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit den Menschen noch nicht ganz verbittert haben ... usw.

Bedenkt man, daß Talleyrands Memoiren ein Destillat rosaroter Schönfärbereien und faustdicker politischer Lügen darstellen, kann man die in den Memoiren bloß angedeutete unbändige Wut des Knaben über die ihm von den Eltern angetane Behandlung ermessen. Talleyrand wächst also ohne Liebe der Mutter und des Vaters auf, revoltiert erfolglos dagegen, muß infolge eines Unfalles, für den er ebenfalls die Lieblosigkeit der Eltern verantwortlich macht, die ihm verhaßte Priesterlaufbahn einschlagen, und bei all diesem Unglück noch — Haltung bewahren. Daraus resultieren:

1. Stärkste Ambivalenz gegen Vater und Mutter und den ihm aufgezwungenen Priesterberuf mit konsekutivem Rachebedürfnis.

2. Tiefe innere Enttäuschung etwa nach der Formel: Niemand liebt mich. Diese Enttäuschung war in Talleyrands Leben trotz ständiger Versuche, sie wettzumachen, irreparabel.

3. Dieses Gefühl des erlittenen Unrechts und der Lieblosigkeit bedingt einen überstarken sekundären Narzißmus, der in der Folge Objektbeziehungen nur spurenweise aufkommen läßt, und gab Talleyrand jene starre, undurchsichtige Maske der scheinbaren Fühllosigkeit, auf welche Lannes Wort über Metternich

anwendbar war: Man merke es seinem Gesicht nicht an, wenn man dem Manne rückwärts einen Fußtritt gebe.

4. „Ich fand mich bald mit Heiterkeit in meine Lage", sagte Talleyrand über seine ersten Jugendenttäuschungen. Psychologisch ausgedrückt: Er fand in seinen Zynismen (auf einem noch näher zu beschreibenden Weg — siehe später) ein Mittel, seine Aggression lustvoll auszuleben und sein Strafbedürfnis unterzubringen.

5. Die schweren Enttäuschungen seiner Kindheit ermöglichten Talleyrand, Dinge zu tun, gegen die das Über-Ich[1] sonst protestiert hätte. Er zog also aus seinem Gefühl des körperlichen und psychischen Benachteiligtseins (= Kastriertsein,[2] wozu auch Mangel an Liebe gehörte) die „Erlaubnis" zu seinen Verbrechen, wobei er das Über-Ich mit der bereits erlittenen Strafe kaptivierte.

6. Das Unglück seiner Jugend führt zu einem doppelten Agieren: er läßt sich selbst von Frauen managen („Talleyrand läßt die Weiber aufmarschieren" höhnt Barras). Andererseits hat er einige Male selbst Protégés, bei denen die „Magische Geste" des Protegierens zeigen soll, wie er selbst gerne in seiner Kindheit gefördert sein wollte. Ein Beispiel für das erste Agieren ist Frau von Staël, für das zweite seine Beziehung zu Napoleon in der ersten Zeit der Zusammenarbeit, und im späten Alter seine Beziehung zu Thiers.

7. Da aber jede Spur einer Objektbeziehung bei Talleyrand voller Ambivalenz ist und das Bedürfnis des Ausgleichs des Liebesmankos in der Kindheit ein unersättliches bleibt, wendet er sich gegen seine Wohltäter nach einiger Zeit voller Haß und ist gar nicht dankbar (Verhalten zu Barras, Madame de Staël, Napoleon usw.).

8. Neben dem mißlungenen Versuch, die Enttäuschungen der Kindheit wettzumachen, ist Talleyrands Rachebedürfnis und Geldgier das treibende Motiv seines Handelns. Über die (analen) Determinanten seiner Geldgier fehlt das Material, sekundär erhielt das Geld auch deshalb eine solche überragende Bedeutung, weil es ein Mittel war, unabhängig zu sein und sich nicht mehr fügen zu müssen. Auch war bei Talleyrand ein Teil des Liebesbedürfnisses auf das Geld verschoben, wobei er seinen Mitmenschen aus Rache das ab-

1) Für analytisch nicht vorgebildete Leser sei hinzugefügt, daß nach Freuds neueren Forschungen die metapsychologische Strukturierung der Persönlichkeit sich schematisiert folgendermaßen darstellt: Nur ein kleiner Teil der der Außenwelt zugewendeten Persönlichkeit — ein Teil des „Ichs" — ist bewußt, dagegen sind der andere Teil des Ichs, ebenso wie das „Es" — Reservoir des unbewußt Triebhaften — und das „Über-Ich" — die unbewußte Gewissensinstanz — unbewußt und doch wirksam. Erst das Zusammenspielen der „einzelnen Provinzen" des psychischen Apparates ergebe das Verständnis der Handlungen und Unterlassungen eines Menschen.

2) Ein anderer Abkömmling seiner Kastrationsideen war z. B. die Tatsache, daß Talleyrand es war, der die Gleichstellung der Juden mit den Franzosen in der Nationalversammlung beantragte und durchsetzte.

nahm, was sie am meisten liebten: Gold. Also auch da ein unausgesprochener Vorwurf.

9. Das Rachebedürfnis führt dazu, daß er der typische Verräter an der jeweiligen Vater- und Mutterimago wird. Sein Haß gegen den Vater wird an der Kirche, Barras, Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. exekutiert, sein Haß gegen die Mutter vorerst an ihr selbst (Verrat an der Kirche, ausschweifendes Leben, Heirat mit einer Kokotte), dann an den unterschiedlichen Ersatzobjekten seiner Freundinnen.

10. Die einzige glückliche Zeit seines Lebens war der Aufenthalt bei der Urgroßmutter im vierten bis achten Lebensjahr. Daher stammt seine Vorliebe für alte Frauen. „Nichts kaptiviert Talleyrand mehr als das Alter, alle seine Freundinnen sind veritable Antiquitäten", höhnte eine englische Besucherin. — Im hohen Alter liegt eine direkte Identifizierung mit der Urgroßmutter vor.

11. Über seine Beziehung zu seinen zwei Brüdern ist nichts bekannt. Angeblich soll er sie geliebt haben. Doch ist das Wort angeblich im Sinne der Ambivalenz zu betonen, wie aus Talleyrands Verhalten zu seinem Neffen hervorgeht. Er verschaffte ihm vorerst eine reiche Erbin (Tochter der Herzogin von Kurland), hatte aber dann sowohl mit ihr als auch mit ihrer Mutter ein Verhältnis.

12. Eines echten Gefühls ist Talleyrand (abgesehen vom Sichselbstbedauern und von seinen Racheaktionen) nur auf narzißtischer Basis fähig: so wenn er in Napoleon ein Spiegelbild seines eigenen Ich-Ideals findet (jung, Offizier, siegreich) oder ihm in Madame Grand, seiner späteren Frau, ein Teil seiner eigenen Persönlichkeit entgegentritt:

„Wenn Frau Grand das Lob der Schönheit vielleicht wegen großer und robuster Formen verdient, so habe ich meinerseits es ihr wegen des Gesichts nicht zuerkennen können: denn wie ich schon bei meinem ersten Zusammentreffen mit Talleyrand darauf aufmerksam gemacht habe, wie sehr er persönlich Robespierre glich, so läßt sich nur sagen, daß Frau Grand etwas von dem Aussehen Talleyrands hat.[3] Ihre Augen sind ziemlich groß, aber tot, die Nase aufgestülpt, die Lippen schmal, die Weiße der Gesichtsfarbe bis zur Leichenfarbe gehend, und so kann ich nicht zugestehen, daß Frau Grand selbst für ihre vierzig Jahre so schön war, wie Talleyrand sie mir darstellen wollte, da das, was beide Ähnliches miteinander hatten, eine Art Abklatsch von Robespierre war, von dem doch gewiß niemand behaupten wird, daß er schön gewesen sei." (Barras, Memoiren, Bd. III, S. 168.)

3) Es ist gewiß richtig, daß man Barras' Memoiren mit Vorsicht genießen muß. Dem Direktor Barras erschien Robespierre in einer bestimmten Periode seines Lebens als der Feind und Barras hatte deshalb die Tendenz, seine späteren Feinde, z. B. Talleyrand, mit seinem großen Feind Robespierre zu identifizieren. Berücksichtigt man diese Einstellung Barras', bleibt trotzdem die Tatsache der sonderbaren Beobachtung der Ähnlichkeit Talleyrands mit Madame Grand auffallend.

Bei der Wahl der Madame Grand spielt bei Talleyrand auch der Haß gegen die Mutter eine Rolle (die unglücklich über diese Heirat ihres Sohnes ist und Tränen vergießt, was Lacombe ausdrücklich hervorhebt) und ferner die „Rettungsidee" der Dirne, wobei die Dirne mit der Mutter identifiziert wird. Ein anderer Beleg für diese Rettungsphantasie ist der für einen Priester höchst sonderbare Antrag Talleyrands in der Nationalversammlung:

Auf einer Reise in die Bretagne hatte ich erfahren, daß dort eine Menge Frauen lebten, die weder Mädchen noch Gattinnen oder Witwen seien. Sie hatten nämlich vor Jahren einen Matrosen geheiratet, der nicht zurückgekommen, dessen Tod aber auch nicht amtlich festgestellt war. Das Gesetz verbot diesen Frauen, sich wieder zu verheiraten. Ich suchte nun aus allerlei theologischen Gründen, die sich, wenn man es versteht, sehr verschiedentlich auslegen lassen, zu beweisen, daß eine Abwesenheit des Ehemannes von soundso viel Jahren keine sozialen und moralischen Bedenken mehr hervorrufen könne, um die Gattin zu verhindern, eine zweite Ehe zu schließen. Ich verfaßte daraufhin ein Gutachten, das ich dem Herrn von Cartries zusandte, der es seinem Freunde, dem Bischof von Arras, zur Prüfung übergab. Dieser fand aber von seinem theologischen Standpunkte aus, daß ein solcher Vorschlag verwerflich sei und verurteilte ihn aufs strengste. (Talleyrand, Memoiren, Bd. I, S. 41.)

Man vergleiche mit diesem Antrag die Tatsache, daß Talleyrands Vater als Offizier, der Feldzüge mitmachte und in oft entfernten Garnisonen weilte, seine Frau lange allein lassen mußte. Es dürfte sich bei Talleyrand unbewußt um die bekannte Kindheitsphantasie handeln, in welcher der Vater weggewünscht wird, um die Mutter allein für sich zu besitzen. Interessant ist die eigene legislatorische Über-Ich-Beschwichtigung im bretonischen Antrag.

*

Das treibende Moment in Talleyrands Leben sind zwei parallel laufende unbewußte Tendenzen: der unbewußte Versuch, die Kindheitsenttäuschungen wettzumachen[4] und die nach jeweiligem Mißlingen dieser Strebung zwanghaft einsetzende unbewußte Rachetendenz. Dies läßt sich am klarsten aufzeigen bei Talleyrands Beziehung zu Frauen (Mutterimagines), den jeweils herrschenden Machthabern (Vaterimagines) und — last not least — der Kirche, die für Talleyrand unbewußt eine Institution darstellt, die Vater und Mutter zuzuzählen ist.

4) Es ist wohl überflüssig, die Banalität zu betonen, daß Talleyrand sehr „ehrgeizig" war. Dabei spielt wieder eine Rachetendenz gegenüber den Eltern eine Rolle, wie folgende Stelle aus den Memoiren des Fürsten beweist, die sich auf die Pubertätsjahre bezieht:

„Wie oft sagte ich zu mir im stillen: sie (wer diese „sie" sind, sagt Talleyrand nicht, gemeint sind offenbar auch die Eltern) meinen, du taugst zu nichts. Zu gar nichts! Aber wenn ich länger darüber nachdachte, ermannte ich mich, und mich überkam dann manchmal plötzlich ein Gefühl des inneren Selbstbewußtseins, das mir zuflüsterte: du taugst wohl zu etwas, ja vielleicht gar zu großen und hohen Dingen. Und wunderbare Bilder wie Vorahnungen tauchten in mir auf; aber sie kamen immer wieder und umgaukelten mich mit unwiderstehlichem Reiz."

I. Talleyrands Beziehung zu Frauen

Schon die erste sexuelle Beziehung zu Frauen[5] steht unter dem Einfluß der Kindheitsenttäuschung:

Auch unklare Wünsche und Hoffnungen tauchten in mir auf (während des Aufenthaltes im Seminar). Sie sind dem jugendlichen Alter eigen, wenn die Leidenschaften erwachen und das Herz in verhüllte Fernen blickt. Da lernte ich zufällig ein Wesen kennen, das einen bedeutenden Einfluß auf meinen damaligen Seelenzustand ausübte. Schon mehrfach hatte ich in der Seitenkapelle der Saint-Sulpice-Kirche ein hübsches junges Mädchen bemerkt, das mir durch ihr schlichtes und bescheidenes Benehmen sehr gefiel. Mit achtzehn Jahren und unverdorben, wird man durch eine solche Erscheinung unwillkürlich angezogen, und ich besuchte von da an häufiger die Messe in jener Kapelle.[6] Eines Tages, als sie die Kirche verlassen wollte, regnete es heftig und ich wagte es, ihr meinen Regenschirm und zugleich meine Begleitung anzubieten, vorausgesetzt, daß ihre Wohnung nicht allzufern läge. Sie wohnte ganz in der Nähe und erlaubte mir auch, mit hinaufzugehen, und bat mich beim Abschied, ohne Verlegenheit, rein und unschuldig, wie sie war, wiederzukommen. Ich besuchte sie alle drei, vier Tage und später noch häufiger. Ihre Eltern hatten sie gezwungen, Schauspielerin zu werden und ich war gegen meinen Willen ins Seminar gegangen. Bei ihr war also das Geldinteresse und bei mir der Familienehrgeiz entscheidend gewesen, und wir konnten uns nun gegenseitig unsere Leiden, unsere getäuschten Hoffnungen und so manche Schmerzen, die uns erfüllten, anvertrauen... Ihr verdanke ich es, daß ich im Seminar liebenswürdiger oder doch wenigstens erträglich wurde.

Das weitere amouröse Schicksal Talleyrands weist eine Legion von Liebschaften auf. Nach einigen Jahren war er so weit, daß ein bekannter herzoglicher Wüstling die Befürchtung aussprach, „dieser Talleyrand" werde in eroticis alle überflügeln. Bezeichnend für diesen Lebensabschnitt Talleyrands ist ein Ausspruch des jungen Abbé zur Maitresse Ludwig XV., Madame Dubarry:

„Monsieur l'abbé, comme vous êtes silencieux!"
„Hélas! Madame, je fais une réflexion bien triste."
„Laquelle?"
„Ah! Madame, c'est qu'à Paris il est plus facile d'avoir des femmes que des abbayes."
(Zitiert nach Lacombe.)

Nach seiner Rückkehr aus Amerika — nach dem Sturm auf die Tuilerien verläßt Talleyrand mit einem Paß Dantons Frankreich, geht als Führer einer Mission nach England, wird bald darauf ausgewiesen, wendet sich nach Amerika, darf aber nach dem 9. Thermidor nach Frankreich zurückkehren — schließt er sich wieder an Madame de Staël (die Tochter Neckers, des Ministers Ludwig XVI.) an, der er es zu verdanken hat, daß er von der ominösen Emigrantenliste gestrichen wird. Sein Verhalten zu Madame de Staël ist sehr

5) Über die Kindheitssexualität Talleyrands sind — wie früher aufgezeigt — nur indirekte Schlüsse möglich.

6) Man merkt den Hohn des Expriesters über die kirchlichen Institutionen: Die Kirche als Rendezvousort des künftigen Bischofs. Logisch ist dieser pathologische Haß nicht verständlich: die Kirche überschüttete Talleyrand mit Gunstbezeugungen.

bezeichnend für seine ambivalente Mutterbeziehung. Madame de Staël verschafft ihm durch ihre unerschöpfliche Logorrhoe und eine Serie hysterischer Anfälle beim Führer des Direktoriums Barras' das Ministerportefeuille des Äußeren.[7] Sie macht zu seinen Gunsten geltend, daß er „sämtliche Laster des alten und neuen Regimes in sich vereinige":

„Wissen Sie, was er mir gesagt und was er mir soeben wiederholt hat?"

„Wer denn, um was handelt es sich?"

„Barras, mein Freund", wiederholte Madame de Staël, mir noch stärker die Hände drückend und wie eine Epileptische die Augen verdrehend, „o mein Gott, ich spreche Ihnen von meinem armen Freunde Talleyrand. Wissen Sie, was ihm soeben passiert ist?"

„Was denn?"

„Ich habe ihn soeben verlassen; vielleicht befindet er sich nicht mehr unter den Lebenden; er hat mir gesagt, er werde sich in die Seine stürzen, wenn Sie ihn nicht zum Minister des Auswärtigen machten. Er hat alles in allem nur noch zehn Louisdor... Talleyrand geht ins Wasser, es ist um ihn geschehen."

Der Schaum stand ihr fast vor dem Munde, als Frau von Staël so zu mir sprach. Ich wurde von zwei ganz verschiedenen Gefühlen bewegt: Zunächst fast von dem des Mitleids und der Furcht, in diesem aufgeregten Zustande eine Frau zu sehen, die man so bei mir hätte finden können, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, eine irgendwie wahrscheinlich klingende Erklärung dafür abzugeben. Wer würde wohl glauben, daß eine derartige Situation eine derartige Ursache gehabt habe? Anderseits hätte ich hellauf lachen und dabei doch etwas wie Schreck empfinden können. Eine Frau, die bei mir in epileptische Krämpfe[8] verfällt, weil ich einen ihr befreundeten Mann nicht zum Minister machen kann, und dieser Freund, ein Abbé, ein ruinierter ehemaliger Bischof, droht, in das Wasser zu gehen, wenn er nicht Minister der Republik, Agent eines aus fünf Königsmördern zusammengesetzten Direktoriums wird; es lag in diesem Melodrama eine Mischung von finsterem Ernste und toller Spaßhaftigkeit. Wenn Frau von Staël ein wirklich sensibles Naturell besaß, dessen sämtliche Folgen sie auf sich nehmen mußte, so gab es jemand, der diese Sensibilität noch viel weniger teilte als ich. Es war das derjenige, der sie hervorgerufen hatte. Während Frau von Staël bei mir weinte, zitterte und mich mit der ganzen Gewalt ihrer Leidenschaft bestürmte, weiß ich, daß der phlegmatische Talleyrand auf sie in ihrem Wagen wartete, den sie vor meiner Haustür hatte stehen lassen... „Veranlassen Sie nur Ihren Freund, daß er nicht ins Wasser geht, denn alsdann würde es nicht mehr möglich sein, etwas für ihn zu tun." (Barras, Memoiren, Bd. II, S. 417.)

Worin bestand nun Talleyrands Dankbarkeit? Als ihn drei Jahre später Napoleon unter dem Konsulat fragte, was das für eine Frau sei, diese Baronin Staël, antwortete der Minister: „Eine Intrigantin, und das so sehr, daß sie es ist, durch die ich mich auf dieser Stelle befinde." „Immerhin eine gute Freundin?" — „Eine Freundin? Sie würfe ihre Freunde ins Wasser, um sie mit der

7) Mitbestimmend für die Ernennung war beim Direktorium die Erwägung, daß Talleyrand sich gegen die immer stärker hervortretende Reaktion als Schreckmittel eignen könnte, da Talleyrand damals bei den Aristokraten Frankreichs der bestgehaßte Mann war: der „republikanische" Bischof, der König und Kirche verraten hatte, war das rote Tuch für die Anhänger Ludwigs XVIII.

8) Die Vermutung liegt nahe, daß es sich um einen echten oder vielleicht simulierten hysterischen Anfall gehandelt hat.

Angel herauszufischen" (Blei, „Talleyrand", S. 202). Dieses boshafte Aperçu war nicht bloß ein Durchschauen des von Frau von Staël repräsentierten narzißtischen Freundschaftstypus, es war auch eine Methode der Über-Ich-Entlastung, etwa nach dem Motto: Ich bin zur Dankbarkeit nicht verpflichtet. Es kehrt also der alte Vorwurf gegen die Mutter wieder: „man liebt mich nicht", ein Vorwurf, der für Talleyrand durch keinen Gegenbeweis zu widerlegen ist. Tatsächlich hat Talleyrand Napoleon nicht gehindert, Frau von Staël zu verbannen, er soll sogar zu dieser Handlung beigetragen haben, was — bei der ambivalenten Einstellung Talleyrands zur Mutter — durchaus wahrscheinlich ist. Dabei ist es beweisend, daß Frau von Staël unbewußt gefühlt haben muß, was sie für Talleyrand bedeutete, wie folgende Stelle aus Barras' Memoiren (Bd. III, S. 417) beweist:

Nach allem, was Frau von Staël mir persönlich erzählt hat, nachdem ich sie im Jahre 1814 wiedergesehen, unterlag es bei ihr keinem Zweifel, daß Talleyrand die Hauptveranlassung zu der Verfolgung gewesen war, die sie erlitten: „Ich war ihm unerträglich", sagte sie mir lächelnd, „so wie Agrippina es Nero war; und doch war ich durchaus nicht seine Mutter, wenigstens den Jahren nach nicht." So sagte diese überlegene Frau zu mir, die aber immer das Weib zum Vorschein kommen ließ und es sein wollte. „Ich habe ihm Brot gegeben, buchstäblich, mein lieber Barras, bevor Sie ihn auf meine Empfehlung hin zum Minister machten; was habe ich nicht alles für ihn getan? Erinnern Sie sich nur, wie lästig ich Ihnen gefallen bin. Und doch, wenn er mich hätte behandeln können, wie Nero Agrippina behandelt hat, wenn er mich in einem mit einer geheimen Klappe versehenen Boot, wie dem von Anicetus, hätte ertränken können, würde er es getan haben, und er würde es noch tun. Und warum? Weil ich ihm Brot gegeben und ihn zum Minister gemacht habe."

Man kann ergänzen: Talleyrand benahm sich zu Frau von Staël deshalb so sonderbar, weil er an ihr den unbewußten, nicht erledigten Mutterkonflikt agierte. Und als Frau von Staël stirbt, sagt Talleyrand: „Phantastisch in ihrem Haß wie in ihrer Freundschaft, in ihren Geschmacksformen wie in ihren Wutausbrüchen, war viel in ihr von einer alten verpatzten Kokette."

Ebenso zwiespältig war Talleyrands Haltung zu seiner späteren Gattin, Madame Grand, bei der eine andere Seite seiner Beziehung zur Frau aufscheint: seine infantile „Rettungsphantasie" des zur Dirne gestempelten Weibes. Freud hat aufgezeigt, daß sich dahinter regelmäßig die Inzestphantasie des Knaben mit Wünschen auf die Mutter verbirgt. Madame Grand war eine Halbfranzösin, in Indien aufgewachsen, die ein Abenteuerleben führte, sich von verschiedenen Männern aushalten ließ und in Paris einen ebenso zweifelhaften — wenn nicht ärgeren — Ruf genoß wie Napoleons spätere Gattin, Josephine Beauharnais. Talleyrand lebte jahrelang mit dieser Frau zusammen, seine Achtung für sie ist gleich Null (er pflegte von ihr zu sagen, sie sei ebenso schön wie dumm) und heiratete sie unter dem Kaiserreich

auf Napoleons Befehl. Die Heirat wurde Talleyrand dadurch akzeptabler, daß er damit einer anderen Macht, die er innerlich haßte, der Kirche, einen schweren Schlag versetzen und sie kompromittieren konnte: der Exbischof von Autun heiratet eine Kokotte. Nach der Restauration trennt sich Talleyrand von ihr (sie hat ihm übrigens unter anderem mit dem Oheim des spanischen Königs Ferdinand VII. Hörner aufgesetzt) und sagt bei der Nachricht von ihrem Tode gutgelaunt: „Das erleichtert meine Lage."

Bei Beginn der Beziehung zu Madame Grand steht die „Rettungsidee" im Vordergrund. Er exponiert sich sogar für sie: die Dame wird nämlich unter dem Verdacht, englische Spionin zu sein, verhaftet. Daraufhin wendet sich Talleyrand an Barras mit folgendem Brief:

Bürger Direktor!

Man hat soeben Frau Grand als Verschwörerin verhaftet. Es ist diejenige Persönlichkeit in Europa, die am weitesten davon entfernt und die am wenigsten imstande ist, sich in irgend eine geschäftliche Angelegenheit zu mischen; es ist eine Indierin, sehr hübsch, aber sehr träge,[9] die weniger mit Arbeit sich befaßt, als irgend eine der Frauen, die ich jemals angetroffen habe. Ich bitte Sie, daß Sie derselben ihr Interesse zuwenden, und ich bin überzeugt davon, daß man auch nicht den geringsten Vorwand finden wird, diese unbedeutende Angelegenheit weiter zu verfolgen, von der es mich verdrießen würde, wenn man viel Aufhebens von ihr machte. Ich liebe sie und erkläre Ihnen Mann gegen Mann, daß sie sich in ihrem Leben noch nicht mit einem Geschäfte befaßt hat, und daß sie nicht imstande ist, das zu tun. Es ist eine wirkliche Indierin und Sie wissen, bis zu welchem Grade diese Sorte von Frauen jeder Intrigue fernsteht.

Gruß und Ergebenheit

3. Germinal, Jahr VI. Ch. Maur. Talleyrand.

Das Einstehen für seine Geliebte war für Talleyrand nicht ganz ungefährlich, wie man aus den Protokollen des Direktoriums ersehen kann (Barras, Bd. III, S. 168 ff.). Der Direktor Rewbell beschuldigte Talleyrand direkt der Spionage und forderte strenge Untersuchung:

Wer kann uns Gewähr dafür bieten, daß die augenblicklich galante Beziehung Talleyrands zu dieser geliebten Frau nicht ein politisches Verhältnis ist, für das die Liebe nur den offiziellen Deckmantel abgibt, und das die Sünden, deren wir Talleyrand mit Recht verdächtigen können, nichts anderes sind als ein Deckmantel für seine Politik?

Talleyrand sei „ein von England gekaufter Mann", ein Krüppel mit „mehr oder minder physischem Vermögen", „ein Wüstling von einem Priester", von „zynischer Schlaffheit", der sich „prahlerisch mit dem Schein des Wüstlingtums umgibt, um seine sinnliche Erregung im Skandal zu suchen". „Es gebe für Talleyrand kein Vergnügen, wenn nicht ein öffentlicher Skandal dabei sei." Auch der zweite Direktor, Larevellière-Lépeaux, sagte: „Talleyrand verstecke seine Intrigen hinter seinem wüsten Leben oder sein

9) Auch dies ist ein gemeinsamer Zug der Madame Grand mit Talleyrand, der den Spitznamen „der Trägste aller Sterblichen" trug.

wüstes Leben hinter seinen Intrigen." Barras selbst versuchte die Affäre Grand im Sand verlaufen zu lassen, meint aber, die Beziehung zu Frau Grand sei „eine sexuelle Ausschweifung, wie es wohl vorkommt und wie es zu den Bedürfnissen eines Mannes gehören mochte, der daran gewöhnt war, seine Zuflucht zu den Reizmitteln zu nehmen, die man gewöhnlich den Indierinnen zuschreibt".

Man sieht: Verrat, Zynismus, Impotenz — diese Trias von Vorwürfen erhebt die Majorität des Direktoriums gegen den eigenen Minister. Vervollständigt wird das Bild noch durch ein Viertes: den Vorwurf des provokanten psychischen Exhibitionismus. („Für was hält er uns, um öffentlich seinen Zynismus zur Schau zu tragen und unserem Verlangen zu trotzen, ein anderes sittliches Verhalten einzuschlagen, als das des Talleyrandschen alten Regimes gewesen ist?" Und: „Es gibt für Talleyrand kein Vergnügen, wenn nicht ein öffentlicher Skandal dabei ist." Beides Äußerungen Rewbells.) Von diesen vier Vorwürfen sind zwei schon berechtigt (Zynismus, provokanter psychischer Exhibitionismus), zwei noch nicht berechtigt (Impotenz, Verrat).

Barras' Einfluß war es zu danken, daß die Affäre Grand-Talleyrand damals glimpflich ausging.

Als Talleyrand Madame Grand heiratete, wurde der frühere Gatte nach dem Kap der guten Hoffnung expediert, wo er einen einträglichen Posten bekam. Neben dem praktischen Vorteil der Entfernung ergab sich daraus die Realisierung der Kindheitsphantasie: der Vater weit weg, die Mutter für sich allein besitzen.

Als drittes Beispiel der Taleyrandschen Frauenbeziehung sei sein Verhalten zur Herzogin von Kurland und deren Tochter Dorothea angeführt. In Erfurt (1808) gelingt es Taleyrand, den Zaren zu bewegen, seinem Neffen Edmond eine russische Hochadelige zur Frau zu geben. Es ist dies der Lohn für seinen damals beginnenden Verrat an Napoleon, und die Herzogin von Kurland wird in den folgenden Jahren die Mittelsperson zum Zaren. Talleyrand beginnt nun erst mit der Mutter und dann mit der Tochter ein Verhältnis. Also wieder eine Rache an einer Mutter-Imago. Zugleich beweist sein Verhalten zum Neffen — dem er die Frau wegnimmt, mit der er ein Kind zeugt — sein ambivalentes Verhalten zu einer Bruder-Imago. Die Herzogin von Dino — so nennt sich Dorothea, einen Titel Talleyrands führend, in späteren Jahren — ist die Trösterin der letzten Jahre Talleyrands.

In diesem Zusammenhang sei auf das sonderbare Verhalten Talleyrands zu älteren Frauen hingewiesen: „Nichts scheint Talleyrand mehr zu kaptivieren als das Alter, denn alle seine Lieben sind veritable Antiquitäten", spottete Lady Yarmouth. Talleyrand hatte die Gewohnheit, seine gewesenen

Freundinnen nicht zu verabschieden und sich eine Art weiblichen Serails zu halten, wobei er die einzelnen Damen dieses Serails bis zum hohen Alter zeitweise „reaktivierte".

In seinem Alter soll Talleyrand seine Nichte (in Wirklichkeit seine Tochter) Pauline geliebt haben. Soweit diese Angaben stimmen, hat man eher den Eindruck, daß Talleyrand sich in seinen letzten Jahren mit seiner Urgroßmutter identifizierte, wieder in Form einer „magischen Geste" sich selbst in Pauline bejahte und somit die einzige glückliche Zeit seiner Kindheit wiederholte.

II. Talleyrands Beziehung zu den jeweiligen männlichen Machthabern

Talleyrand gilt in der Geschichte als das klassische Beispiel des Verräters: er verriet Ludwig XVI., den Papst, die Konstituante, das Direktorium, Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. Talleyrand machte sich zeitweise selbst darüber lustig, zum Beispiel als er Ludwig XVIII. bei seinem Eide sagte: „Es ist mein dreizehnter, ich hoffe, es ist mein letzter" — um einige Jahre später Louis Philippe den vierzehnten Eid zu leisten.

Woher stammt nun dieses tolle, fast könnte man sagen, zwanghafte Verraten? Wieder ist diese Tendenz bei Talleyrand nur verständlich, wenn wir seine Kindheitsgeschichte heranziehen.

Talleyrand war der ungeliebte Sohn, und zwar nicht nur von der Mutter, auch das vom Vater ungeliebte Kind. Immer wieder kehrt in der Schilderung seiner Jugendgeschichte das Wort von der „verdüsterten Jugend" wieder. Die Folgen charakterisiert am besten folgender Ausspruch des Fürsten im Alter über seine Pubertätsjahre:

Je fus si malheureux, que je passais mes deux premières années de seminaire sans presque parler à personne. Je vivais seul, en silence, retiré pendant les récréations dans une bibliothèque où je cherchais et dévorais les livres les plus révolutionnaires, que je pouvois trouver, me nourissant de l'histoire des révoltes, des seditions et des bouleversements de tous les pays. J'étais indigné contre la société, et je ne comprenais pas comment, parce que j'etais affligé d'une infirmité d'enfance, j'étais condamné à ne pas occuper la place naturelle qui m'appartenait.

(Aus einem unveröffentlichten Brief der Herzogin von Dino an den Abbé Dupanloup, vom 10. Mai 1839, zitiert nach Lacombe).

Diese „revolutionäre" Gesinnung war also bei Talleyrand zutiefst nichts anderes als Rache an der Vaterimago. Daher hat in Hinkunft Talleyrand zu den jeweiligen männlichen Machthabern eine höchst ambivalente Beziehung: vorerst eine positive des Geliebtwerdenwollens, die dann bei kleinsten, meist unbewußt selbst provozierten Enttäuschungen in eine haßvolle umschlägt, wobei der Haßanteil des Ambivalenzkonfliktes der tragfähigere ist.

Talleyrand kommt vorerst als Vertreter des Klerus in die Nationalversammlung und läßt dem König durch dessen Bruder, den Grafen von Artois,

vorschlagen, die Revolution mit Gewalt zu unterdrücken. Als dieser Vorschlag abgelehnt wird, nähert er sich immer mehr der Linken. Talleyrand ist es auch, der eine der stärksten Stützen des Königtums untergräbt: die Kirche (siehe später). Er ist einer der ersten Priester, die den Eid auf die republikanische Verfassung schwören und das Schisma inaugurieren. Nach seiner Rückkehr aus Amerika wird er Minister des Direktoriums und biedert sich besonders an dessen Führer, Barras, an. Daß die Beziehung zu jeder Machtperson automatisch bei Talleyrand den ambivalenten Vaterkomplex weckt, beweisen zwei Stellen aus Barras' Memoiren:

„Wenn ich das Glück hätte, ihr Kollege zu werden" — sagt Talleyrand zu Barras beim Feilschen um den Posten eines Direktors — „würde ich meinen Stolz darin suchen, Ihnen in allem zu gehorchen, wie ein Kind seinem Vater gehorcht." (Bd. III, S. 24.)

Ein weiterer Beleg ist folgender: Als unter dem Direktorium die Angriffe gegen Talleyrand immer vehementer werden und die Oppositionellen die Entfernung „dieses ewigen Bischofs von Autun" verlangen, und sogar die Aufhebung des Gesetzes, das Talleyrand von der Emigrantenliste streicht, erwogen wird, wendet sich Talleyrand an den erkrankten Barras:

Ich (Barras) war seit einigen Tagen krank und lag zu Bett. Talleyrand schrieb mir, daß ich ihm erlauben möge, mich „in meinem Bett" aufzusuchen:

„Da ich Sie nicht auf dem Direktorium sehe, möchte ich nur wissen, wie es Ihnen geht. Empfangen Sie mich auf einen Augenblick in Ihrem Bett.

In nie endender Ergebenheit

Talleyrand.

Es war das übrigens seine Gewohnheit, wenn ich krank war und er etwas von mir wollte; er sagte mir dann tags vorher: „Gestatten Sie mir, daß ich Sie im Bette aufsuche..." — Er erklärte mir, in welcher Lage er sich auch befinde, als Minister oder als Bürger, „werde er mich mit seinem Leibe decken"... Man hätte ganz gut glauben können, der Zynismus des Exbischofs würde nicht davor zurückgeschreckt sein, die Verführungskünste des anderen Geschlechts zu versuchen, um dadurch zu einem Vorteil zu gelangen. Was mich anlangt, so ließ der tiefe Ekel, den mir das Katzenartige seiner trockenen Schmeicheleien und Liebkosungen einflößte, mich in der ganzen ernsten Haltung verharren, wie sie mir gewöhnlich eigen ist, und wehrte jede vertrauliche Annäherung ab... Wenn ich mich übrigens auch weiterhin für die ganze Belästigung nicht rächen will, die mir bei diesem Anlaß der zynische Höfling verursachte, als er mich in meinem Bette umarmen und sich von mir das Fieber holen wollte..." (III, S. 393 ff.)

Wenn auch Barras stark aufträgt, hat er im Gefühl, Talleyrand hätte eine nicht unbeträchtliche (unbewußte) homosexuelle Komponente, doch Recht. Dies zeigt sich dann bei Napoleon ebenfalls deutlich.

Denselben Barras, dem er „wie ein Kind seinem Vater gehorchen" und den er „mit seinem Leib decken" wollte, verrät Talleyrand, indem er gemeinsam

mit Napoleon den 18. Brumaire organisierte und durchführte. Ja, Talleyrand ist es gerade, der Barras zur Abdankung zu bewegen sucht.

Talleyrands Beziehung zu Napoleon[10] zerfällt in drei Phasen: in der ersten wittert er in dem um 15 Jahre jüngeren siegreichen General den kommenden Mann, schmeichelt ihm, borgt ihm sogar Geld (bei Talleyrands Geldgier etwas geradezu Phantastisches und einzig Dastehendes) und sagt in seinen Memoiren: „Ich liebte Napoleon." Dieses Gefühl (das in dieser Zeit unleugbar echt ist) ist eine Mischung von unbewußten homosexuellen Tendenzen auf der Basis der Umkehrung der Vater-Sohn-Beziehung im Sinne einer „magischen Geste". Talleyrand spielt den Vater und protegiert Napoleon, wobei Napoleon den jugendlichen Talleyrand selbst darstellt, der genau das, was Bonaparte erreichte, sein wollte: siegreicher General. (Talleyrands Vater war Offizier.) Diese Beziehung stellt ein Mittelding von unbewußten homosexuellen, narzißtischen (Talleyrand begegnet in Napoleon ein Teil seines eigenen Ich-Ideals), Wiedergutmachungsversuchen der Situation: ungeliebtes Kind und — realen Vorteilen dar.[11]

In der zweiten Phase — Napoleon „enttäuscht" Talleyrand — kommt die aggressiv-ambivalente Einstellung zur Vaterimago stärker zum Vorschein (Talleyrand läßt Napoleon auf die falsche Fährte setzen, etwa: Rat zur Erschießung d'Enghiens, spanischer Feldzug usw.) und in der dritten verrät Talleyrand Napoleon in der raffiniertesten Weise. Ich habe in einem längeren Aufsatz: „Unbewußte Motive im Verhalten Napoleons zu Talleyrand" diese Zusammenhänge aufgezeigt. (Siehe Kapitel II dieses Buches.)

Talleyrand verriet nicht nur Napoleon seit 1808, sondern nahm sich auch die Freiheit heraus, Napoleon die bittersten Wahrheiten in der boshaft-anzüglichsten Form zu sagen.[12] Es ist eine Frage, aus welchen Quellen Talleyrands

10) Bezüglich der Psychologie Napoleons sei auf Ludwig Jekels' vorbildliche Arbeit „Der Wendepunkt im Leben Napoleons I.", Imago 1914, verwiesen.

11) Talleyrand verstand aus allem und jedem Geld zu machen. Diese Eigenschaft verführt seine Biographen, in Talleyrand lediglich den berechnenden, geldgierigen Verstandesmenschen zu sehen, was völlig verkehrt ist.

12) Der Kaiser machte z. B. Talleyrand Vorwürfe, daß er seine Gäste zum „Souper" eingeladen hatte, obwohl es richtig „Diner" hätte heißen sollen. Talleyrand antwortete: „Der gute Geschmack, Majestät, ist ihr persönlicher Feind. Könnten Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen, es gäbe ihn schon lange nicht mehr." (Blei, S. 146.) — Talleyrands Einstellung zur Autorität blieb auch unter der Restauration die gleiche. Er leistete sich sogar den Scherz, die Leute, gegen die er gerade konspirierte, zu warnen, was ein Kompromiß mit seiner Kastrationsangst darstellte und zu Talleyrands Methode des „Zwei-Eisen-im-Feuer-Habens" gehörte. So sagte er z. B. zu Vitrolles, dem Intimen Karls X.: „Geben Sie acht, der Herzog von Orleans tritt Ihnen auf die Absätze." Oder: Talleyrand macht zum König selber, der verärgert ausruft: „Ein König, den man bedroht, hat nur die Wahl zwischen Thron und Schafott" — die Bemerkung: „Sire, Sie vergessen die Postkutsche." Und den König, der diese dritte Möglichkeit vergaß, brachte in der Tat einige Monate später die Postkutsche nach Cherbourg. (Blei, S. 311.)

Kühnheit, die sich in diesen Aussprüchen offenbart, stammt. Es gibt da einige Erklärungsmöglichkeiten: Der hinkende, das heißt psychologisch kastrierte Talleyrand hatte seine Strafe vorweggenommen, und dieses Gefühl, bereits bestraft und ungeliebt zu sein, gab ihm ein Stück Hemmungslosigkeit. Ferner: Talleyrand fühlte unbewußt, daß er für Napoleon ein Noli-me-tangere darstellte. Ferner sind unleugbar masochistische Strafwünsche in seinen Aggressionen enthalten. Endlich waren seine Aggressionen ein Gemisch waghalsigster Kühnheit und vorsichtigsten „Auf-zwei-Seiten-Spielens". Auch sonst ist in Talleyrands Leben beides zu konstatieren: Exzessiver Mut und vorsichtiges Sich-vor-Konsequenzen-Schützen.[13] Als z. B. nach der Flucht der Kaiserin Marie Louise aus Paris (vor dem ersten Sturz Napoleons), einer Flucht, die Talleyrand widerraten, weil er wußte, daß man ihm mißtraute und das Gegenteil tun werde, es noch ein wenig unsicher war, ob Napoleons Ende besiegelt sei, da führte Talleyrand die Komödie der „verhinderten Abreise" auf:

„Es hätte zu seinen Pflichten als Großwürdenträger und Mitglied des Regentschaftsrates gehört, daß Talleyrand sich im unmittelbaren Gefolge der Kaiserin nach Blois begebe... Die Kaiserin hatte am 29. März Paris verlassen. Am Nachmittag des 30. März begab sich Talleyrand mit seiner Freundin, der Frau von Rémusat, zum Pariser Polizeipräfekten Pasquier (einem Beamten Napoleons), in der Maske eines Mannes, der abreisen will und den man mit Gewalt zu hindern sucht. In diesem Sinne führte Frau von Rémusat das Wort und Talleyrand spielte das Opfer widerstreitender Pflichten. Wenn er abreist, sagt Frau von Rémusat, ist niemand in Paris, der mit den Fremden verhandeln kann. Was das bedeutet, wissen Sie selber, mein lieber Kusin — Pasquier war mit ihr verwandt — und Sie übernähmen da eine große Verantwortung. Herr von Talleyrand will, er muß abreisen. Was für ein Malheur, wenn man ihn läßt. — ‚Aber was kann ich da tun?' fragt Pasquier. Talleyrand wiederholte darauf etwas gewundener das, was seine Freundin gesagt hatte, die ihn unterbrach: der Polizeipräfekt müsse eben an dem Tor, durch das Talleyrand Paris verlassen wolle, einige verläßliche Polizisten aufstellen, die das Volk zu einer Emeute haranguieren und Krach machen, daß jetzt jene die Stadt verlassen, die eigentlich dableiben müßten, um die Stadt zu schützen und so. Auf die Bemerkung Pasquiers, daß es eher zu den Aufgaben eines Polizeipräfekten gehöre, das Volk in Ruhe zu halten, schien die Komödie vor dem letzten Akt ohne Pointe zu schließen. Da endlich begriff Pasquier und er gab den fehlenden Akt: Herr von Rémusat befehligte als Kommandant der Nationalgarde sicher irgend eine Torwache, der er die Befehle geben könne, die man wünsche, und das Volk sei gar nicht nötig. Eine halbe Stunde später bepackten Diener in großer Eile einen Reisewagen vor dem Palais in der Rue Saint-Florentin mit Koffern. Gefolgt von seinem Sekretär zu Pferde fuhr Talleyrand gestreckten Galopps nach dem Tor, vor dem die Straße nach Rambouillet lag. Höflich forderte da der Torkommandant, Herr von Rémusat, den Fürsten von Benevent, da er keinen Paß besitze, auf, umzukehren. Der Wagen fuhr nach der Rue Saint-Florentin zurück und Talleyrand empfing die Glückwünsche jener, die hier auf ihn gewartet hatten. (Blei, S. 223 ff.)

13) Dieses Sichschützen hängt mit der Kastrationsangst zusammen: so schlief Talleyrand stets mit zwölf Nachtmützen bekleidet, als Präventivmaßnahme gegen einen eventuellen Sturz aus dem Bett. Man vergleiche dazu seinen realen Unfall im vierten Lebensjahr: Sturz von der Kommode.

Nach dem Sturz Napoleons[14] avanciert Talleyrand zum Minister Ludwig XVIII., wird aber nach der zweiten Restauration bald gestürzt und organisiert später den Sturz der Bourbonen und das Aufsteigen der Orleans. Unter dem Bürgerkönig wird der Greis zum Dank dafür nochmals Botschafter in London.

Als Illustration seines politischen Wirkens seien zwei Aussprüche Talleyrands zitiert:

Ludwig XVIII. fragte 1814 Talleyrand, wie es ihm gelungen sei, erst das Direktorium und kürzlich die riesige Macht Bonapartes zu stürzen. „Mein Gott, Sire", lautete die Antwort Talleyrands, „ich habe wirklich nichts dazugetan, es ist da etwas Unerklärliches, das ich in mir habe und das den Regierungen Unglück bringt, die mich vernachlässigen." (Blei, „Talleyrand", S. 243.)

Das zweite, höchst bezeichnende Bekenntnis Talleyrands wurde zum jüngsten Protégé des Fürsten, Thiers, gesprochen: „Sie müssen wissen, Teuerster, daß ich der moralisch diskreditierteste Mensch in Europa seit vierzig Jahren war, und ich war immer allmächtig, in der Macht oder den Abend vorher, wo ich sie errang." (Blei, S. 329.)

III. Talleyrands Beziehung zur Kirche

Talleyrand verfolgte die Kirche mit einem krankhaften Haß. Woher stammt dieser — logisch unverständliche — Haß?

Talleyrand kam nicht freiwillig zu seinem Priesterberuf: er wurde von den Eltern gezwungen, ihn zu ergreifen. Sein Haß gegen die Kirche war deshalb so groß, daß zum Beispiel in seinen Memoiren der Tag überhaupt nicht erwähnt ist, an welchem er die kirchlichen Weihen empfing. Das fiel sogar schon dem Monsieur de Bacourt auf, dem ersten Bearbeiter der Memoiren des Fürsten, den Talleyrand testamentarisch dazu bevollmächtigte:

Es ist eigentümlich (bemerkt Bacourt), daß der Verfasser hier (in den Memoiren) gar nicht des Tages erwähnt, an welchem er zum Priester geweiht wurde. Sein Freund,[15] der Graf Choiseul-Gouffier, erzählt, daß er Talleyrand noch am Abend vor seiner Ordination besucht und ihn in einem sehr aufgeregten Zustande gefunden habe, mit Tränen der Verzweiflung. Choiseul habe darauf alles mögliche versucht, ihn von dem Schritte zurückzuhalten, aber Talleyrand habe von der Furcht vor den Eltern gesprochen und von dem Aufsehen, das seine Weigerung in der letzten Stunde machen würde, und aus falscher Scham endlich mutlos ausgerufen: „Jetzt ist es zu spät, ich kann nicht mehr zurück." (Talleyrand, Memoiren, S. 19, Anm. 3.)

14) Auf die in verschiedenen Biographien erwähnten angeblichen Entführungs- bzw. Ermordungspläne gegen Napoleon durch Talleyrand-Subjekte (z. B. die sogenannte Maubreuil-Affäre) gehe ich nicht ein, da die Angaben zu unsicher sind. Sollten sie tatsächlich bestanden haben, waren sie bloß Exazerbationen seiner ambivalenten Einstellung zur Vaterimago.

15) Das Wort „Freund" ist bei Talleyrand bloß mit Nachsicht der Ambivalenz anwendbar. In der ersten Pariser Zeit des Abbé war das Trifolium Talleyrand, Choiseul, Narbonne eine Zeitlang unzertrennlich und Talleyrand sagt in seinen Memoiren (Bd. I, S. 27): „Der Graf Choiseul ist der Mann, der wohl meinem Herzen am nächsten stand." Die homosexuellen Sublimierungen in Form von Freundschaft versuchte Talleyrand wiederholt, doch scheiterten sie zutiefst alle an seiner liebevoll-haßvollen Vaterbeziehung. So protegierte

Talleyrands aufsehenerregende Affären verhinderten nicht seinen Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie. Dagegen sei das folgende bezeichnende Detail vermerkt:

„... da kam Talleyrands Vater zum Sterben und wandte sich mit einem Briefe an den König, in dem er ihn bat, etwas Bischöfliches für seinen Sohn zu tun. Der König war bereit, seinem verdienten Offizier diese Sorge abzunehmen. *Als aber davon die Mutter Talleyrands erfuhr, bat ihre Frömmigkeit die Majestät, dieses Ärgernis zu vermeiden, ihren dessen ganz unwürdigen Sohn zum Bischof zu machen.*" (*Blei*, S. 36.)

Talleyrand, der Bischof von Autun, war es, der am 10. Oktober 1789 den Antrag auf Verwendung der Kirchengüter zu Staatszwecken — d. h. *Enteignung der Kirche* — einbrachte und durchsetzte. Er war es auch, der den Eid auf die republikanische Verfassung ablegte und die neuen Bischöfe weihte. Diese entscheidende Phase seiner kirchlich-antikirchlichen Tätigkeit schildert Talleyrand in seinen Memoiren (Bd. I, S. 104) allerdings etwas idyllisch:

Die Nationalversammlung hatte für den Klerus ein besonderes Zivilgesetzbuch erlassen, nach welchem alle funktionierenden Priester den *Eid auf die Verfassung leisten oder ihr Amt niederlegen mußten. Fast sämtliche Bischöfe verweigerten diesen Eid* und wurden deshalb abgesetzt. Die Wahlkollegien ernannten ihre Nachfolger, *die sich leicht über die Nichtbestätigung von Rom hinwegsetzten*, aber doch von einem rechtmäßigen katholischen Bischof geweiht werden mußten. Hätte sich dazu niemand gefunden, so stand sehr zu befürchten, daß der gesamte Kultus, wenn er auch noch nicht gänzlich aufgehoben würde, was übrigens einige Jahre später geschah, doch den Doktrinen des Calvinismus[16] anheimgefallen wäre, der ohnehin der damaligen allgemeinen Geistesströmung sehr gut entsprach. Dadurch wäre Frankreich vielleicht für den Katholizismus verloren gegangen, der in seiner Hierarchie und in allen seinen kirchlichen Formen sich der monarchistischen Staatsordnung am besten anpaßt.

Ich verstand mich also als rechtmäßiger Bischof von Autun dazu, *einen der neugewählten Bischöfe zu weihen*, der dann an den übrigen die heilige Handlung vollzog.

Gleich darauf *legte ich mein bischöfliches Amt nieder*, um eine ganz andere Laufbahn einzuschlagen; *ich stellte mich*, wenn man so sagen darf, *den Ereignissen*

z. B. Talleyrand seinen Jugendfreund Narbonne, dem es schlecht ging, nicht. — Wie wenig Freunde Talleyrand besaß, beweist auch die Tatsache, daß, als Talleyrand eine wichtige geheime Note an die in Aachen zum Kongreß versammelten Mächte gelangen lassen wollte, er 48 Stunden lang nach einem Freunde suchte, den er mit dieser Mission beauftragte. „Er fand keinen. Nur Tischgenossen, Whistgenossen, Parasiten. Als er dieses Betrübliche Vitrolles, dem Verfasser der Note, mitteilte, glaubte der es nötig, dem Fürsten eine strenge Lektion zu erteilen, daß er unter allen den vielen, deren Glück er gemacht habe, nicht einen einzigen seinen Freund nennen könne. Und Talleyrands Schweigen gab ihm recht." (*Blei*, S. 287.)

16) Die nachträgliche Ausrede Talleyrands auf den Calvinismus ist Bluff. Man muß sich vor Augen halten, daß Talleyrands Memoiren unter der Restauration geschrieben wurden, und zwar — wie *Blei* hervorhebt — zu einem propagandistischen Zweck: um dem König, der Talleyrand soeben als Minister entlassen, seine Verdienste um die Krone zu beweisen. Daher auch der Hinweis auf die monarchistische Staatsordnung.

zur Verfügung (!), und mir war alles genehm, vorausgesetzt, daß ich Franzose bleiben konnte.

Diese so idyllisch und harmlos geschilderten Ereignisse wurden in Rom als das eingeschätzt, was sie waren, als Krieg bis aufs Messer, und führten zur Exkommunikation Taleyrands. Wie haßerfüllt Talleyrand gegen die Kirche war, beweist folgende Soupereinladung an seinen Freund Lauzun am Tage der Bekanntgabe seiner Exkommunikation in Paris:

„Sie wissen das Neueste, meine Exkommunikation. Kommen Sie, mich trösten und mit mir soupieren. Da alle Welt mir Wasser und Feuer verweigert, wird es nur kalten Braten und eisgekühlten Wein geben."

Psychologisch gesehen war Talleyrands Haß gegen die Kirche nicht nur die Abwehr einer ihm unheimlichen Organisation: es war die personifizierte Elternmacht, die er in der Kirche bekämpfte, und zwar haßvollst bekämpfte.

Eine der bösartigsten Verhöhnungen der Kirche und der mit ihr verbündeten königlichen Gewalt leistete sich Talleyrand, als er Fouché (der ebenso wie er Halb- oder Ganzpriester gewesen war) dem König Ludwig XVIII. zum Minister vorschlug. Der Königsmörder Fouché als Minister des allerchristlichsten Königs, des Bruders Ludwig XVI. — dieser diabolische Scherz wurde 1815 Realität. „Das Laster, gestützt am Arme des Verbrechens" — so definierte der erzkatholische Chateaubriand das Paar Talleyrand-Fouché auf dem Wege zum König. Neben der Brauchbarkeit Fouchés als Ablenkungsmittel — es war Talleyrand angenehm, daß der Prügelknabe Fouché bei Hofe womöglich noch verhaßter war als er selbst, obwohl Fouché als der „Talleyrand der Kanaille" und Talleyrand als der „Fouché des Adels" galt (Barras) — und der realen Bedeutung Fouchés bei Beginn der zweiten Restauration (Fouché war der Herr von Paris), war wahrscheinlich die aufgezwungene Zumutung an die kirchliche und weltliche Autorität für Talleyrand das Entscheidende beim Lancieren Fouchés.

Man könnte einwenden, Talleyrands Beziehung zur Kirche hätte ja trotz alledem erfreulich geendet: er habe auf seinem Sterbebett Buße getan und sei als frommer Katholik nach seiner Konversion gestorben. Über diese rätselhafte Konversion Talleyrands gibt es eine ganze Literatur, die um die Gründe herumredet, ohne etwas zu erklären. Vor allem ist zu sagen, daß die Konversion Talleyrands eine sehr sonderbare war: er ließ jahrelang sondieren, wie sich Rom dazu stellen würde. Also auch da machte Talleyrand ein Geschäft. Ferner aggredierte er die Kirche bis zur letzten Stunde seines Lebens: er weigerte sich nämlich, die Konversion rechtzeitig zu unterschreiben und erklärte, dies erst am letzten Tage seines Erdendaseins tun zu wollen. Die Hinweise, daß dies etwas unsicher sei und er möglicherweise dazu nicht mehr die Kraft haben werde, verlachte er: tatsächlich sind der Widerruf und der Begleitbrief

an den Papst einige Stunden vor seinem Tode, am 17. Mai 1838, unterzeichnet.

Bei diesem Widerruf spielt natürlich das Schuldgefühl gegen die Eltern eine wichtige Rolle: Der wirkliche Initiator der — *sit venia verbo* — Konversion ist sein Oheim, der Erzbischof von Paris, der Bruder seines Vaters.[17] Aber genau so ambivalent wie seine Beziehung zu den Eltern ist sein Verhalten zur Religion. Noch bei der letzten Ölung macht Talleyrand eine seiner zynischesten Bemerkungen: Als ihm der Priester die Handflächen salben wollte, schloß Talleyrand die Hände und sagte: „Vergessen Sie nicht, Herr Abbé, daß ich Bischof bin."

Wie ungläubig seine Zeitgenossen seine Reue auffaßten, beweisen folgende Ausspüche: Ein alter Emigrant sagte: *„Après avoir roulé tout le monde, il a voulu finir pour rouler le bon Dieu."* Ein Kammerdeputierter: *„Je ne crois plus à aucune conversion, pas meme à celle de la rente."* Frau von Girardin: *„Monsieur de Talleyrand est mort en homme qui sait vivre."* Und Thiers: *„Le prince de Talleyrand a gâté toute sa vie pour cette capucinade."* (Zitiert nach Blei, S. 338.)

IV. Talleyrands Zynismus

Nun, nachdem wir Talleyrands Kindheitsgeschichte, seine Beziehung zu den Frauen, den jeweiligen männlichen Machthabern und zur Kirche auszugsweise kennengelernt haben, können wir an die Frage herantreten, welche Bewandtnis es mit Talleyrands Zynismus hatte.

In der psychoanalytischen Literatur gibt es — mit Ausnahme einer Arbeit des Verfassers[18] — keine einzige publizierte Arbeit über die Psychologie des Zynikers. Die Ergebnisse des längeren Aufsatzes sind folgende:

Es ist festzustellen, daß — so verschieden die einzelnen Nuancen des habituellen Zynismus auch sein mögen —[19] doch so ziemlich alle folgenden Gemeinsamkeiten aufweisen:

1. Starke innere Ambivalenz.

2. Starke aggressive Triebkonstellation mit konsekutivem unbewußtem Strafbedürfnis. (Starke Kastrationsangst.)

3. Erledigung der Ambivalenz auf dem Wege der gedanklichen, verbalen oder Tataggression.

---

17) Die Konversion ist den meisten Biographen so unverständlich, daß sie eine larmoyante Geschichte der Herzogin von Dino und ihrer Tochter heranziehen. Blei führt die Konversion auf zwei Ursachen zurück: Talleyrand hätte den Skandal eines nicht kirchlichen Begräbnisses vermeiden wollen, ferner hätte eine Szene, die die Herzogin von Dino während des Wiener Kongresses aufführte, auf Talleyrand Eindruck gemacht: Als sie harmlos erkrankte, verlangte sie die letzte Ölung, mit der Begründung, das mache auf die Leute einen guten Eindruck. — Beides ist als Erklärung durchaus unzulänglich.

18) Bergler, Zur Psychologie des Zynikers. Psychoanalytische Bewegung 1933, Heft 1 und 2.

19) In der Arbeit sind 64 Spezialformen des Zynismus aufgezählt.

4. Ein spezifischer Vorgang am Ich: Beschwichtigung des Über-Ichs durch den „zynischen Mechanismus". (Siehe unten.)

Die Voraussetzung des Zynismus ist eine stärkere Ambivalenz, als sie dem Normalen eignet. Ferner ist innere Aggression Vorbedingung jedes Zynismus. Der Zyniker greift immer „das Große" an, wobei unter „das Große" die für ihn jeweils geltende Autorität verstanden wird. Es ist nun irrelevant, ob die Autorität in persona oder in Form der von der Autorität (Gesellschaft) approbierten, jeweils herrschenden staatlichen, religiösen, moralischen, wissenschaftlichen, künstlerischen usw. Anschauungen angegriffen wird.

Starke Ambivalenz und starke Aggression sind also Ingredienzien, die wir bei jedem Zyniker finden. Ambivalenz plus Aggression ergibt aber noch lange keinen Zyniker. Es kommt noch etwas hinzu, ein spezifischer Vorgang am Ich, den ich den „Zynischen Mechanismus" nennen möchte. Der Zyniker steht unter dem ständigen Druck seiner Ambivalenz und — so grotesk dies auch klingen mag — unter dem ebenso ständigen Druck seines strafenden Über-Ichs, das eben diese Ambivalenz verpönt, wobei der unbewußte „Geständniszwang" (Reik) der Motor der Handlung wird. Das Ich des Zynikers entledigt sich dieses Konfliktes — es ist ja im Kreuzfeuer einer Es-Strebung und eines Über-Ich-Verbots — auf dem Wege einer „Retourkutsche", indem es den übrigen Menschen beweist, daß sie ebenfalls die gleiche Ambivalenz in sich haben.

Der Zyniker spekuliert immer unbewußt auf die Ambivalenz der Zuhörer. Jeder Zynismus enthält implicite die Aufforderung an den Zuhörer: Gestehe, du denkst innerlich genau so wie der Zyniker, über den du dich empörst.

Die Zuhörer werden dabei als ein Stück des eigenen Über-Ichs aufgefaßt. Zu gleicher Zeit ist dieses Aufzeigen der Ambivalenz der anderen eine Vorwegnahme eines befürchteten Angriffs, wobei, wie bereits erwähnt, die Außenwelt als ein Teil des eigenen Über-Ichs empfunden wird. Es ist ein sonderbarer Zwei-Fronten-Krieg gegen das eigene Über-Ich, das doppelt auftritt: als inneres unbewußtes Gewissen und Außenwelt. Der Angriff des Zynikers gilt scheinbar diesem Außenweltanteil des Über-Ichs, in Wirklichkeit wehrt sich der Zyniker gegen sein strenges, ihm unbewußtes, nur im Schuldgefühl wahrnehmbares inneres Über-Ich. Das Rabiate des Zynikers rührt nicht nur von seiner Aggression her, es ist zugleich der Ausdruck seines verzweifelten Abwehrkampfes gegen seinen „inneren Feind", das intrapsychische Über-Ich, wobei der Kampf „auf fremdem Boden" ausgetragen wird.[20] Der Zyniker behandelt die Außenwelt mit der gleichen Aggression, mit welcher sein eigenes Über-Ich sein Ich behandelt. Zu gleicher Zeit greift der Zyniker sein eigenes Über-Ich in der Außenwelt etwa nach der Formel: „Die andern schlägt er, sich selber meint er."

Eine weitere Beschwichtigung des Über-Ichs besteht darin, daß der Zyniker Unannehmlichkeiten und Bestrafungen in der Außenwelt gerade wegen seines Zynismus in Kauf nimmt, ja dieselben geradezu provoziert. Dem Zynismus haftet in der Außenwelt immer etwas Anrüchiges an, die verhöhnte und entlarvte Außenwelt rächt sich, indem sie den Zyniker nicht ganz voll nimmt.[21] Unleugbar büßt und erlebt der habituelle Zyniker ein Stück

20) Wie sehr sich der Zyniker immer gegen sein eigenes Über-Ich wehrt, beweist auch folgendes: Jeder Zynismus ist eigentlich ein intrapsychischer Überbietungswitz. Es ist, als wollte der Zyniker durch Vergröberung und starkes Auftragen seinem eigenen Über-Ich beweisen, daß er unmöglich so „schlecht" sein könne. Er will durch den Mechanismus des ad-absurdum-Führens überzeugen.

21) Das Verhalten der realen Außenwelt zum Zyniker ist ebenso zwiespältig, wie die Motive des Zynikers selbst. Sie bewundert und fürchtet ihn, lehnt ihn als feindlichen Ballast ab und nullifiziert ihn zeitweise.

psychischen Masochismus bei seinem unbewußten Geständnis in seinem Zynismus ab, wobei man manchmal sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß diese Buße sexualisiert wird.

Der „unermüdliche Lustsucher Mensch" (Freud zitiert dieses Wort eines unbekannten Autors) hat es aber verstanden, selbst aus einem so peinlichen Vorgang, wie dem der Erledigung eines inneren Ambivalenz- und Straf-Konfliktes ein Stück Lust zu schöpfen:

1. Durch zeitweise Erledigung seines inneren Ambivalenzkonfliktes ist der Zyniker zeitweise schuldgefühlsfrei. Dabei spielt eine masochistische Komponente eine Rolle.

2. Dem habituellen Zyniker bereitet die Empörung, Verblüffung und Wut der „Entlarvten" Lust (Ausleben der Aggression in dosi refracta.)

3. Voyeurtum und exhibitionistische Tendenzen kommen zur Geltung und werden lustvoll empfunden: Jeder Zynismus beginnt mit psychischer Exhibition.

4. Der Zynismus ist eine Distanzierungs- und Abwehrmethode.

5. Narzißtische Lust: Im Durchschnitt wird der Zyniker wegen seiner bösen Zunge ein wenig bewundert und gefürchtet.

6. Soweit Zynismen in Witzform vorgebracht werden, addiert sich die von Freud beschriebene Witzeslust hinzu. (Ersparung von Hemmungs- und Unterdrückungsaufwand.)

7. Der Zyniker befriedigt eine Reihe infantiler Tendenzen im Zynismus: „Enfant terrible", infantiler Größenwahn, anale Tendenzen usw.

Der beschriebene „zynische Mechanismus" schafft erst die Möglichkeit, die intrapsychische Ambivalenz auf dem Wege der Aggression auszuleben. Anders ausgedrückt: Der zynische Mechanismus kaptiviert das Über-Ich. Daraus ergibt sich, daß die zynische Lust ziemlich teuer erkauft ist. Eine reine Freude ist der Zynismus gewiß nicht.

Aus der Tatsache, daß die Ambivalenz die Grundlage jedes Zynismus darstellt, ergibt sich, daß Zynismen gelegentlich jedermann zu Gebote stehen; und daß es gerade Neurotiker mit stärkster Ambivalenz sind, wie etwa Zwangsneurotiker, die oft zynisch sind, ist nicht weiter verwunderlich. Dies um so mehr, als weitere Bedingungen des Zynismus bei der Zwangsneurose vorhanden sind: Aggression und sonstige Versuche, das überstrenge Über-Ich zu „bestechen" (Alexander). Der „zynische Mechanismus" ist ja auch nichts anderes als ein solcher Versuch.

Die Frage, welche Voraussetzungen bei einer Spezialform des Zynismus: beim Menschen, der zynische Witze produziert, vorhanden sein müssen, ist analytisch nicht beantwortbar, weil sie eine Begabungsfrage darstellt. Die Analyse kann auch das Problem des Kunstwerks nicht lösen. Und der Witz ist in seiner Art ein Kunstwerk.

In der Psychogenese des Knaben gibt es — wie Freud nachgewiesen hat — ein Stadium, in dem alle Knaben zynisch sind: das Stadium, in welchem der Knabe nach längerem Nicht-zur-Kenntnis-nehmen-Wollen einsehen muß, daß die geliebte Mutter mit dem Vater geschlechtlich verkehrt. Da identifiziert er die Mutter mit der Dirne. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Zynismus in dieser Phase von jedem Knaben erlebt wird.

Daß infantile Voyeurwünsche im Zynismus wiederholt werden, wurde bereits betont. (Identifizierung mit dem Zuhörer, z. T. auch mit ihrer Entrüstung, wobei wieder das Über-Ich beschwichtigt wird!) Zum typischen Zynismus gehört auch die Freude am Mitansehen oder Phantasieren der Verblüffung des Zuhörers. Gesichert sind auch die beim Zynismus wiederholten masochistischen Exhibitionstendenzen in Form des „Geständniszwanges". (Jeder Zynismus beginnt ja mit einer Selbstentblößung.) Es ist mir aufgefallen, daß männliche Zyniker manchmal körperlich besonders schamhaft sind. Die Verlegung von unten nach

oben, vom Körperlichen ins Verbale, wäre dann unter dem Drucke der Kastrationsangst zustande gekommen.

Wie sehr der Zyniker am Infantilen hängt, beweist auch die Tatsache, daß er unbewußt immer „enfant terrible“ spielt. Er will noch immer geistreiches Kind sein, dem alles verziehen wird und das von allen (vor allem: von den Eltern) geliebt wird. Genau so, wie es Erwachsene gibt, die ihr Kinderparadies in sexualibus wiederherzustellen suchen, indem sie mit dem Sexualpartner eine eigene Kindersprache in Diminutiven sprechen. Endlich sei darauf aufmerksam gemacht, daß ein Stück kindlichen Größenwahns im Zynismus sich äußert. Der Zyniker kommt sich erhaben über alle Menschen vor. Zutiefst ist der Zyniker ein kindlicher Gernegroß, der aus Rache alle Menschen so von oben herab behandeln möchte, wie er selbst häufig in seiner Kindheit das Gefühl hatte, von herzlosen Erwachsenen behandelt worden zu sein. Letzten Endes tragen die Zyniker im Zynismus ihre alten Ödipuskonflikte aus. Die Tatsache endlich, daß anale Tendenzen bei den zynischen Witzen vielfach vorherrschend sind, läßt vermuten, daß anale Momente von Bedeutung sein werden.

Steckt in diesen Ausführungen auch nur ein Fünkchen richtiger Beobachtung, dann gelangen wir sofort mit sämtlichen Biographen Talleyrands in Konflikt, die ihrem Helden alles konzedieren, nur das eine nicht: Gewissen. Nun ist aber nach der oben skizzierten Auffassung der Zynismus erst durch eine komplizierte Beschwichtigung des Über-Ichs, der unbewußten Gewissensinstanz, überhaupt ausdruckfähig. Der Widerspruch löst sich, wenn man sich vor Augen hält, daß die Biographen unter Gewissen den bewußten und nicht den unbewußten Anteil dieses intrapsychischen Faktors verstehen.

Gehen wir von irgendeinem der Talleyrandschen Zynismen aus. Als Beispiel wähle ich eine Szene, die sich auf Talleyrands Bestechungsaffären — Barras rechnet Talleyrand in einer „Liste der Trinkgelder und Unterschlagungen“ die Summe von 117,600.000 Franken vor — bezieht und für den Fürsten charakteristisch war:

Der amerikanische Bevollmächtigte ist in Paris, um die Vorverhandlungen über den Friedens- und Freundschaftspakt zu führen, der am 30. September 1800 geschlossen wird. Livinston besucht Talleyrand in der Rue du Bac. Nach den ersten Höflichkeiten fragt der Minister: „Haben Sie Geld?“ — „Aber Bürger Minister...“ — „Sprechen Sie ganz offen, haben Sie Geld?“ — „Ja, aber ich verstehe nicht...“ — „Nichts ist einfacher. Aber es ist nicht alles. Haben Sie viel Geld? Sehen Sie, in diesem Lande sind politische Affären sehr schwierig zu traktieren; man muß sehr viel Geld haben. Da gibt's dann keine Schwierigkeiten, die sich nicht applanieren lassen. Denken Sie gut darüber nach; es liegt nur an Ihnen, die Angelegenheit zur Zufriedenheit der beiden Kontrahenten zu arrangieren.“ Man sagt, der Vertrag hätte Talleyrand zwei Millionen eingebracht. (Blei.)

Was bedeutet dieser Zynismus? Der ehrbare Bürger Livinston wird durch Talleyrand in peinlichste Verlegenheit gebracht, wobei Talleyrand die Empörung und Verblüffung seines Visavis weidlich genossen haben mag. („Ausleben der Aggression in dosi refracta.“) Zugleich wird an den Betroffenen die peinliche Zumutung, die in jedem Zynismus steckt, gerichtet: Gestehe, ich spreche bloß aus, was du dir nur zu denken wagst; bist du denn selbst über

jeden pekuniären Vorteil erhaben? (Die früher beschriebene „Retourkutsche".) Zugleich ist im Ausspruch Talleyrands eine grandiose Verhöhnung und Aggression gegen das Direktorium, das Talleyrand in den Verhandlungen vertritt, enthalten. (Angriff gegen das „Große", die jeweilige Autorität, zutiefst die Vaterrepräsentanz.) Daß also im Ausspruch Talleyrands innere Ambivalenz und Aggression zum Vorschein kommen, ist evident. Die masochistischen Exhibitionstendenzen sind ebenfalls durchsichtig: man denke an Rewbells Wort über Talleyrand, es gebe für ihn kein Vergnügen, wenn nicht ein öffentlicher Skandal dabei sei. Die narzißtische Lust — Überlegenheitsgefühl gegenüber dem verdatterten Spießer — ist nicht zu übersehen. Ebenso die Manifestation des infantilen Größenwahns,[22] etwa nach der Formel: Ich kann mir ein solches Verhalten gestatten.

Und nun zum Entscheidenden: Kaptivierung des Über-Ichs durch den „Zynischen Mechanismus". Im Konflikt zwischen der Es-Strebung und dem Über-Ich-Verbot, wählt das bedrängte Ich den Ausweg der „Retourkutsche", indem es im Zynismus den Menschen in der Außenwelt das Vorhandensein ihrer eigenen Ambivalenz beweist, wobei die Außenwelt nun als Prügelknabe des eigenen Über-Ichs aufgefaßt wird. Der intrapsychische Ambivalenzkonflikt wird auf „fremdem Boden" ausgetragen, die Aggression ist verschoben: die Außenwelt wird mit der gleichen Aggression behandelt, wobei die Verachtung und Ablehnung der Außenwelt als Strafe provoziert und, innerlich erwünscht, einkassiert wird.

Das Resultat ist also, daß ein strenges Über-Ich geradezu die Voraussetzung jedes Zynismus darstellt, und dies trifft in vollem Ausmaß auch bei Talleyrand zu. Man darf nämlich nicht übersehen, daß Talleyrands unbewußtes Strafbedürfnis in einer ganzen Reihe von Depots niedergelegt war:

a) Talleyrand war das ungeliebte Kind und litt sein ganzes Leben in der martervollsten Weise unter diesem Nichtgeliebtsein, wofür schon seine ständigen Versuche, dieses Schicksal rückgängig zu machen, sprechen.

b) Talleyrand war deshalb ein tief unglücklicher Mensch, dessen Stimmungslage ständig depressiv war und nur von seinen kaustischen Zynismen unterbrochen wurde.

c) Das Gefühl des Kastriertseins (Fußverkürzung) und die unglückliche Berufswahl (Priester).

d) Talleyrand war der Typus des verachteten und abgelehnten Verräters.

22) Eine andere Äußerung von Talleyrands zitierten realitätsangepaßten Größenideen ist sein Ausspruch zu Gagern, der ihn in Warschau immer Hoheit nannte: „Nennen Sie mich nicht Hoheit, sagen Sie bloß Herr von Talleyrand zu mir. Ich bin weniger als eine Hoheit und vielleicht etwas mehr." (Blei, S. 165.)

Wenn auch Talleyrand sich zum Beispiel dessen rühmte, daß er beim Lesen eines gegen ihn gerichteten Pamphlets einschlief, so machte er — infolge seiner intrapsychischen Kräfteverteilung — aus der Not eine Tugend. Das Wort Talleyrands über Fouché, er verachte die Menschen bloß deshalb so sehr, weil er sich selbst genau kenne, ist wieder eine Retourkutsche und paßt auf Talleyrand selbst. Innerlich litt Talleyrand unter der Mißachtung, zutiefst wollte er ja bloß das „geliebte Kind" sein. Beweis: das ständige „enfant-terrible-Spielen" in seinen zwangsmäßigen Zynismen.

Freilich addiert sich zum beschriebenen „zynischen Mechanismus" bei Talleyrand noch eine andere Über-Ich-Beschwichtigung hinzu: der Mechanismus des „Genuggelitten", etwa nach der Formel: „Ich darf mir, da ich kastriert, ungeliebt und verachtet bin, jede Aggression erlauben." Man denke etwa an die Worte Glosters in Shakespeares „Richard III.":

Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen in verliebten Spiegeln,
Ich, roh geprägt, entblößt von Liebesmajestät
Vor leicht sich drehnden Nymphen mich zu brüsten,
Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Atmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei ...
... Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden,
Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage.

Es ist also der von Freud beschriebene Charaktertypus der „Ausnahmen" (Ges. Schr., Bd. X, S. 288 ff.), der sich in die Worte fassen läßt: „Ich darf selbst Unrecht tun, denn an mir ist Unrecht geschehen."[23]

Als weitere Komponente der Talleyrandschen Zynismen ist die früher schon hervorgehobene Verschiebung vom Körperlichen ins Verbale unter

23) In der früher zitierten Arbeit des Verfassers „Zur Psychologie des Zynikers" ist dieser Typus unter der Spezialform „Zyniker aus (unbewußter) Rache" angeführt.

In diesem Zusammenhange sei auf eine interessante Art des Plagiats bei Talleyrand aufmerksam gemacht. Es ist bekannt, daß nicht alle Aussprüche Talleyrands von ihm selbst stammen, sondern vielfach von anderen produziert, vom Fürsten belacht und dann von ihm „annektiert" wurden. Es ist so, als hätte man gesagt: Dieser Ausspruch ist so bissig, daß er von Talleyrand stammen könnte. Diese Form des Plagiats — man könnte von einem „Quasi-Plagiat" sprechen — ist in der Arbeit des Verfassers („Das Plagiat. Deskription und Versuch einer Psychogenese einiger Spezialformen." Psychoanalytische Bewegung 1932, H. 5) noch nicht erwähnt, was hiemit nachgetragen sei.

dem Druck der Kastrationsangst zu berücksichtigen. Somit wären die Zynismen für Talleyrand sowohl eine Demonstration seiner Kastration (Über-Ich-Kaptivierung), als auch eine Wettmachung derselben.

*

So reduziert sich der „Verräter“ und „Schurke“ Talleyrand auf einen unglücklichen Menschen,[24] der zynische Kapriolen schlägt, um aus seiner Rache ein Stück Lust zu erhaschen, da ihm die normale Lust: die des geliebten und liebesfähigen Menschen versagt ward.[25] Es erweist sich ferner, daß der „kaltblütige Verstandesmensch“ Talleyrand ständig mit seinem Über-Ich zu kämpfen hatte und daß Talleyrands Zynismen ein Kaptivierungsmittel seines Über-Ichs waren, um seine Wort- und Tataggressionen ausleben zu können. Napoleon hatte gewiß unrecht, als er wegen der „Tatsache Talleyrand“ an seiner ganzen „sittlichen Weltordnung“ verzweifelte:

An einen rechnenden und belohnenden Gott kann ich nicht glauben, da ich die ehrlichen Leute unglücklich sehe, die Schelme glücklich. Talleyrand stirbt in seinem Bett. (Ludwig, „Napoleon“, S. 594.)

Wohl stirbt Talleyrand 84jährig in seinem Bette, aber er stirbt nicht anders, als er gelebt: als unglücklicher Mensch. Wie sehr es aber Talleyrand gelungen war, mit seinen Zynismen die Außenwelt zu täuschen, beweist ein Ausspruch Pozzo di Borgos bei der Nachricht vom Tode des Fürsten:

„Der Fürst hat seinen triumphalen Einzug in die Hölle gehalten. Er wurde da sehr höflich empfangen. Satan selber erwies ihm alle Ehren, konnte aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken: Fürst, Sie haben meine Instruktionen überschritten . . .“

---

24) Wollte man bei Talleyrand eine Diagnose stellen, könnte man sagen: er war ein passiv-femininer, unbewußt homosexueller, sehr narzißtischer Neurotiker mit den für diesen Typus charakteristischen lauernd-hinterlistig-rachsüchtig-boshaft-„zynischen“ Attituden, wobei hinter seiner zur Schau getragenen Aggression und Selbstsicherheit viel Kindheitsenttäuschung, -erbitterung und Kastrationsangst verborgen war. Atypisch wäre bloß seine Über-Ich-Beschwichtigung nach dem Mechanismus der „Ausnahmen“, Dagegen würde Talleyrands Zynismus gut in diese Gruppe passen, da fast alle passiv-femininen, unbewußt homosexuellen Männer zu Zynismen neigen, so daß Verfasser schon in der Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers“ dies besonders betonen und unter den fünf zu Zynismen neigenden Neurosegruppen aufzählen konnte.

25) Man vergleiche etwa das düstere Fazit seines Lebens, das der dreiundachtzigjährige Talleyrand an seinem Geburtstage zieht: „Dreiundachtzig Jahre! Ich weiß nicht, ob ich zufrieden bin, wenn ich die vielen vergangenen Jahre rekapituliere und womit ich sie ausgefüllt habe. Wieviel unnützes Tun! Unfruchtbare Versuche, verdrießliche Verrichtungen, übertriebene Emotionen, verbrauchte Kräfte, vergeudete Fähigkeiten, verlorenes Gleichgewicht, zerstörte Illusionen, erschöpfte Neigungen! Und was am Ende? Eine moralische und physische Ermüdung, eine völlige Entmutigung und ein tiefer Ekel vor dem Vergangenen. Es gibt so viele Menschen, welche die Gabe oder die Unfähigkeit besitzen, sich ihrer je bewußt zu werden. Ich habe nur allzusehr das Unglück oder die Superiorität des Gegenteils.“ (Blei, S. 329.)

Literatur

Aretz, G.: Die Frauen um Napoleon.
Barras, P.: Memoiren, 4 Bde.
Blei, F.: Talleyrand.
Dunoyer, A.: Fouquier-Tinville.
Fleischmann, H.: Requisitoires de Fouquier-Tinville.
Fouché: Memoiren, übersetzt von P. Aretz.
Jekels, L.: Der Wendepunkt im Leben Napoleons, Imago 1914.
Kircheisen, F. M.: Napoleon.
Kircheisen, G.: Napoleon und die Seinen.
Kircheisen, G.: Die Frauen um Napoleon.
Kleinschmidt, A.: Die Eltern und Geschwister Napoleons.
Ludwig, E.: Napoleon.
de Lacombe, B.: La vie priveé de Talleyrand.
de Lacombe, B.: Talleyrand, évêque d'Autun.
Masson, F.: Napoleon.
Propyläen-Weltgeschichte, Band VII, Revolution und Restauration.
Rößler, A.: Die Jugend Napoleons des Ersten.
Sainte-Beuve: Monsieur de Talleyrand.
Scott, W.: Napoleon.
Talleyrand: Memoiren. Herausgegeben vom Herzog von Broglie, 5 Bde.
Wallon, H.: Le tribunal Révolutionaire.
Wencker-Wildberg (in Verbindung mit F. M. Kircheisen): Napoleon. Memoiren seines Lebens. 14 Bde.
Wendel, H.: Danton.
Wolff, Otto: Die Geschäfte des Herrn Ouvrand.
Zweig, S.: Fouché.
Zweig, S.: Marie Antoinette.

Napoleon und Talleyrand*

Ein Beitrag zur weltgeschichtlichen Wirkung des unbewußten Strafbedürfnisses

Napoleons Märchen kommt mir gerade so vor wie die Offenbarung Johannis: es fühlt ein jeder, daß noch etwas drinsteckt, er weiß nur nicht was.

Goethe.

„— — beträgt doch nach F. Kircheisen die Bibliographie des napoleonischen Zeitalters — die überdies keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — 80.000 Publikationen. Diese gigantische, kaum einer anderen Geschichtsepoche auch nur annähernd zukommende Ziffer weist ja darauf hin, daß hier Probleme und Motive in Frage kommen mögen, welche in abgründiger Tiefe verborgen liegen und deshalb den selbst mit so beispielloser Emsigkeit betriebenen gewöhnlichen Methoden der Geschichtsforschung entweder vollends widerstehen oder durch dieselben nur unzulänglich und unbefriedigend aufgehellt werden, so, daß sich diese mit der wohl am tiefsten dringenden und aufschlußreichsten, der psychoanalytischen Methode kombinieren, ja stellenweise, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, der Psychoanalyse sogar ganz das Terrain überlassen müssen."

Jekels, „Der Wendepunkt im Leben Napoleons I.", „Imago" 1914.

Charles Maurice Graf Talleyrand-Périgord, Bischof von Autun, Fürst von Benevent, war Napoleons langjähriger Außenminister. Seine Konflikte mit dem Kaiser, die bei Napoleon ungewöhnliche Langmut, sich Wahrheiten offen sagen zu lassen, die einem andern Kopf und Stelle gekostet hätten, die Tatsache, daß Napoleon jahrelang dieses Agieren des Grandseigneurtums und das provokante Zur-Schau-stellen des kaiserlichen Parvenütums durch Talleyrand sich gefallen ließ und endlich — und vor allem — die Untätigkeit, mit der Napoleon Talleyrands jahrelange Vorbereitungen zum Verrat und diesen selbst duldete, bilden ein Problem, das die Historiker und Biographen nicht gelöst haben und für das sie als Antwort kaum mehr als ein Fragezeichen auftischen. Es wird zu zeigen sein, daß Napoleons Be-

*) Publiziert in „Psychoanalytische Bewegung" 1933, H. 4. In französischer Sprache in „Revue française de Psychoanalyse" 1933, H. 3/4.

ziehung zu Talleyrand komplizierter war als die des Kaisers zu einem brauchbaren und geschickten diplomatischen Handwerker, und — um es vorwegzunehmen — ohne Berücksichtigung unbewußter Motive schlechthin unverständlich bleibt.

Die Fragestellung, welche unbewußten Determinanten es Talleyrand ermöglichten, diese sonderbare Stellung zu beziehen, sei ausgeschaltet.[1] Im folgenden werden die Motive untersucht, die Napoleons Motor in seinem Verhalten zu Talleyrand waren. —

Die historischen Tatsachen sind:[2] Talleyrand, Sohn verarmter Edelleute aus ältestem französischem Adel, wird aus Opportunitätsgründen und gegen seinen Willen zum Priesterberuf bestimmt (als vierjähriger Knabe war er von einer Kommode gefallen, hatte den Fuß gebrochen und da der Bruch lange nicht diagnostiziert wurde, heilte er schlecht, Talleyrand behielt eine Fußverkürzung und hinkte). In jungen Jahren (als 34jähriger) steigt er auf der kirchlichen Stufenleiter bis zum Bischof auf, und zwar sind es Frauen, die ihm den Weg ebnen. Als Vertreter des Klerus kommt er in die Generalstaaten und wird später Vorsitzender der Nationalversammlung. Ein Geschäftemacher großen Stils, Korruptionist aus Überzeugung, *homme à femmes* aus Lust, am Spieltisch ein Hasardeur aus Leidenschaft, Zyniker aus unbewußten Triebschicksalen, setzt er ursprünglich auf die absolute Monarchie und läßt dem König durch dessen Bruder, den Grafen von Artois, vorschlagen, die Revolution mit Gewalt zu unterdrücken. Der Vorschlag wird abgelehnt, der König erklärt, lieber nachzugeben, als einen Tropfen Blut zu vergießen und der Graf von Artois beschließt: „Was mich betrifft, habe ich gewählt, ich verlasse morgen Frankreich." Darauf Talleyrand: „Wenn es so ist, Monseigneur, daß der König und die Prinzen ihr Interesse und das der Monarchie im Stiche lassen, bleibt jedem von uns nichts anderes übrig, als an seine eigenen Angelegenheiten zu denken." Die monarchisch-konstitutionelle Lösung, deren Hauptvertreter Mirabeau und sein Freund Talleyrand waren, wurde bald aufgegeben.

1) Talleyrand: Ein Beitrag zur Psychologie des Zynikers. S. Abschnitt I dieses Buches.

2) In der Darstellung der Lebensgeschichte Talleyrands halte ich mich im wesentlichen an die kürzlich erschienene Biographie Talleyrands von Franz Blei, gegen die — trotz blendender Darstellung und profunder historischer Kenntnis — das gleiche einzuwenden ist wie gegen die Biographie Fouchés von Stefan Zweig: sie berücksichtigen überhaupt nicht die Kindheit und die daraus resultierenden unbewußten Vorgänge, wobei die Tatsache des Unbewußten im psychoanalytischen Sinn überhaupt übergangen wird. Ergänzt wurden die Angaben Bleis durch Werke, respektive Arbeiten von: Aretz, Chuquet, Jekels, F. M. Kircheisen, G. Kircheisen, Kleinschmidt, Ludwig, Lacombe, Martel, Masson, Roessler, Sainte Beuve, Scott, Stendhal, Wencker-Wildberg, Zweig, die Propyläenweltgeschichte, Bd. VII, und die Memoiren von Napoleon, Fouché und Talleyrand usw. usw. (Näheres siehe Literaturverzeichnis.) — Beweisende Sätze in den Zitaten hat Verf. gesperrt setzen lassen.

Von Talleyrand — dem Bischof von Autun — geht der Vorschlag der Säkularisation der französischen Kirche aus. Daraufhin wird Talleyrand vom Papst exkommuniziert, „macht", wie er sagt, selbst gesetzestreue Bischöfe und inauguriert damit das Schisma. Nach den Vorgängen des 10. August 1792 bekam Talleyrand Angst und ging mit einem Paß Dantons als Führer einer Mission nach England. Das war, wie sich später erwies, ein Glücksfall ersten Ranges, dem Talleyrand sein Leben verdankte (er kam bald nach seiner Abreise auf die Liste der zu Guillotinierenden). Davon abgesehen, enthob die Auslandsreise Talleyrand der peinlichen Pflicht, für oder gegen die Enthauptung des Königs zu stimmen, was ihm in späteren Jahren, als er gegen Napoleon arbeitete, die Gloriole des Mannes, der das *ancien régime* und die Revolution (ohne Königsmörder zu sein) repräsentierte, erst ermöglichte. Aus England ausgewiesen, geht Talleyrand nach Amerika, verweilt dort bis zu seiner Rückberufung nach dem Sturze Robespierres am 9. Thermidor und der Einsetzung des Direktoriums unter Barras. Auf Antrag Cheniers erhält er die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren und wird — wieder durch eine Frau: Madame de Staël, die schon bei seiner Rückberufung der Hauptakteur hinter den Kulissen war — vom Direktorium zum Minister des Äußeren ernannt.[3] *„Il faut faire une immense fortune, une immense fortune"*, sagt Talleyrand nach der Ernennung. Der preußische Gesandte berichtet nach Berlin: „Der Minister des Auswärtigen liebt das Geld und sagt ganz laut, daß er, im Fall er seinen Posten aufgebe, nicht bei der Republik um ein Almosen betteln wolle." Talleyrands Absicht, sich ein Vermögen zu machen, sprach sich rasch herum: um den 18. Brumaire schätzt man sein Vermögen auf dreißig Millionen, das zum größten Teil aus diplomatischen Bestechungen stammt.

Während der zwei Jahre, welche Talleyrand als Minister in dem Palais Galiffet residierte, bestand seine politische Tätigkeit — nach einem Wort von Barras — darin, Bonaparte zu karessieren. Talleyrand hatte mit zielsicherem Instinkt den siegreichen Napoleon als kommenden Mann erkannt. Schon im ersten Brief, in welchem er Bonaparte seine Ernennung mitteilt (24. Juli 1797), steht der Satz, daß der Name Bonaparte ihm in seinen schwierigen diplomatischen Geschäften eine Hilfe sein werde. *(„Le nom seul de Bonaparte est un auxiliaire qui doit tout aplanir.")* Und Napoleon, den Wert Talleyrands für seine weiteren Pläne erkennend, anwortet: „Die Wahl, welche die Regierung getroffen hat, indem sie Sie zum Außenminister ernannte, macht ihrem Urteilsvermögen Ehre. Ich bin glücklich, es mit Ihnen zu tun zu haben und Sie

3) „Drei Jahre später sollte Bonaparte den Anlaß finden, Talleyrand zu fragen, was das für eine Frau sei, diese Baronin Staël. Und Talleyrand wird antworten: ‚Eine Intrigantin, und das so sehr, daß sie es ist, durch die ich mich auf dieser Stelle befinde.' — ‚Immerhin eine gute Freundin?' — ‚Eine Freundin? Sie würfe ihre Freunde ins Wasser, um sie mit der Angel herauszufischen'" (Blei).

von meiner hohen Wertschätzung zu überzeugen." Nach dem Frieden vom Campo Formio, den Bonaparte mit Österreich schloß, schreibt ihm Talleyrand: „Herzlichen Dank, mein General; die Ausdrücke fehlen mir, um Ihnen alles zu sagen, was man in diesem Augenblicke möchte ... Adieu, General des Friedens! Freundschaft, Bewunderung, Respekt, Anerkennung, man weiß nicht, wo aufhören in dieser Aufzählung." — Das erste Zusammentreffen Napoleons mit Talleyrand spielte sich bei Talleyrand ab. Dem General fiel die Ähnlichkeit Talleyrands mit Robespierre auf: „dasselbe blasse, undurchdringliche, maskenhaft starre Gesicht, in dem nur die Nasenflügel vibrierten, die beiden scharfen Falten von der frech gestülpten Nase zum Mund, dessen Winkel sie hinabzogen, derselbe Blick der graugrünen Augen. Dieselbe wegen des Fußes übertrieben aufrechte Haltung, die des hohen Stockes nicht zu bedürfen schien, so geschickt kaschierte das der, der sich auf ihn stützte, beim Gehen. Der kleine, magere, nervöse General mußte den Kopf, von dem das schwarze Haar fast die Stirn und ganz die Ohren bedeckte und bis auf den hohen Kragen fiel, etwas heben, wenn er mit dem Minister sprach, der ihm das erträglich zu machen verstand, indem er sich etwas neigte, nicht herablassend, sondern als ob es ihm natürlich wäre. Er affektierte ein Aussehen, als ob er weit älter wäre als dreiundvierzig" (Talleyrand war 15 Jahre älter als Napoleon). Blei, S. 84.

Talleyrand selbst schildert in seinen Memoiren (I., S. 202) diese Begegnung und man kann annehmen, daß die äußere Szenerie dieser Begegnung eine der wenigen ohne Vorbehalt zu genießenden Stellen in den 1720 Seiten der Memoiren des Fürsten darstellt:

„Ich hatte ihn noch nie von Angesicht gesehen und schon am Tage seiner Ankunft schickte er mir gegen Abend einen Adjutanten mit der Anfrage, wann er mir seinen Besuch machen könne. Ich stellte mich ganz zu seiner Verfügung und er ließ sich für den nächsten Vormittag 11 Uhr anmelden. Ich hatte Frau von Staël eingeladen ... Als der General vorfuhr, ging ich ihm bis an die Treppe entgegen und führte ihn dann in den Salon, wo ich ihm Frau von Staël vorstellte, die er aber nur flüchtig grüßte ... Beim ersten Anblick hatte er mir sofort gefallen: eine gewinnende Erscheinung, lebhafte, geistreiche Augen, das Antlitz edel geformt und von einer matten Blässe und, was die Hauptsache war, zwanzig glorreich gewonnene Schlachten, und dabei noch so jung! — Er unterhielt sich mit mir sehr offenherzig und vertraulich und versicherte mir in der liebenswürdigsten Weise, wie er sich über meine Ernennung gefreut habe, weil er sofort aus meinen Briefen ersehen, daß ich doch ein ganz anderer Mensch sei als die Herren vom Direktorium. Dann sagte er plötzlich und ohne weiteren Übergang: ‚Sie sind ein Neffe des Erzbischofs von Reims, der sich jetzt bei Ludwig XVIII. aufhält', und fügte nach einer Pause hinzu: ‚ich habe auch einen Oheim, der Erzdiakon von Korsika ist und der mich erzogen hat. Sie wissen, ein dortiger Erzdiakon ist soviel wie ein Bischof von Frankreich'."

Das Fest, das das Direktorium zu Ehren Napoleons gab, hatte Talleyrand im Auftrag des Direktoriums zu arrangieren, wobei Napoleon bejubelt und

das Direktorium ausgepfiffen wurde, was Talleyrand, der auch da schon ein Doppelspiel gegen das Direktorium spielte, nicht unangenehm war.

In den Memoiren Napoleons ist über die Feier des 21. Jänner (Hinrichtung des Königs) folgendes zu lesen (Wencker-Wildberg, II. Bd., S. 279 ff.):

„Die Regierung feierte den Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI., und Direktoren und Minister stritten heftig darüber, ob Napoleon der Feierlichkeit beiwohnen sollte oder nicht. Man befürchtete einerseits, das Direktorium würde in der Volksgunst Schaden erleiden, wenn es ihn nicht hingehen ließe; anderseits, das Volk möchte das Direktorium ganz übersehen und sich nur mit dem General beschäftigen. Endlich kam man doch zu dem Schluß, Napoleons Anwesenheit sei aus politischen Gründen erforderlich. Talleyrand, der Minister des Äußern, wurde mit dieser sozusagen diplomatischen Unterhandlung betraut. In seiner Eigenschaft als Außenminister war er anläßlich der Friedensverhandlungen von Campo Formio mit Napoleon in Korrespondenz getreten. Von dieser Zeit an bemühte sich Talleyrand, dem General zu gefallen und sich bei ihm einzuschmeicheln; er war auch der Mittelsmann, dessen sich das Direktorium bei seinen Auseinandersetzungen mit Napoleon bediente. Napoleon, der gern allen Veranstaltungen solcher Art ferngeblieben wäre, bemerkte folgendes: ‚Ich bekleide kein öffentliches Amt. Ich habe persönlich mit diesem angeblichen Fest nichts zu tun, das seiner ganzen Art nach nur recht wenig Leuten gefällt. Dies Fest ist im höchsten Grade unpolitisch, das Ereignis, das es in der Erinnerung zurückruft, war eine Katastrophe und ein nationales Unglück. Ich begreife sehr wohl, daß man den 14. Juli feiert, denn an diesem Tage hat das Volk seine Rechte erstritten. Aber es hätte diese Rechte erringen und eine Republik errichten können, ohne sich mit der Hinrichtung eines Fürsten zu beflecken, der von der Verfassung selbst für unverletzlich und unverantwortlich erklärt worden war. Ich will nicht erörtern, ob diese Hinrichtung nützlich oder schädlich war; aber ich behaupte, sie war ein unglückliches Ereignis. Nationale Feste feiert man zur Ehre von Siegen, die Opfer aber, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, beweint man[4]...‘ Talleyrand bot seine ganze Beredsamkeit auf; er suchte zu beweisen, daß dieses Fest gerecht wäre, weil es politisch wäre. Politisch wäre es, denn alle Länder und alle Republiken hätten stets den Sturz der despotischen Gewalt und den Tyrannenmord als einen Triumph gefeiert. So hätte Athen den Tod des Pisistratus, Rom den Sturz der Dezemvirn verherrlicht. Übrigens sei das Fest durch ein Gesetz geboten, dem das ganze Land unterworfen sei und dem jeder sich zu fügen und zu gehorchen habe... Nach langem Hin- und Herreden fand man endlich einen Mittelweg. Das Institut nahm an der Feierlichkeit teil; es wurde abgemacht, daß Napoleon als Mitglied des Instituts mit den Gelehrten seiner Sektion im Zug gehe; er erfüllte damit eine Pflicht als Angehöriger einer Körperschaft und vollzog keine freiwillige Handlung...“

Bald hierauf erfolgt Bonapartes Abreise nach Ägypten, wobei er mit Talleyrand vereinbarte, der Minister werde nach Konstantinopel gehen, um mit der Pforte zu unterhandeln, ein Versprechen, das Talleyrand nie einlöste. Da-

4) Anfangs Jänner 1810 schlug der Reichskanzler Combacérès dem Kaiser Napoleon einen Hofball auf den 21. Jänner vor. Kaum hatte Combacérès jedoch diesen Tag in Verbindung mit einem Hofball genannt, als Napoleon empört aufsprang und den Kanzler anfuhr: „Was? auf den 21. Jänner schlagen Sie einen Hofball vor? Was denken Sie? Am Todestag eines Ehrenmannes tanze ich nicht“ (Blei).

gegen geschieht etwas völlig Unerwartetes: Der schwer erkrankte Talleyrand läßt Napoleon bei seiner Einschiffung nach Ägypten (Mai 1798) 100.000 Francs übergeben. Er bekam sie zwei Jahre darauf unter dem Konsulat zurück. „Der Kaiser wird ihn einmal fragen: „Was bewog Sie damals, mir das Geld zu geben?“ Und Talleyrand wird erwidern: „Ich hatte keinen besonderen Grund. Es war möglich, daß ich Sie nie wieder sah. Sie waren jung und ich fühlte mich unwiderstehlich dazu gedrängt, Ihnen diesen Dienst zu leisten.“ Darauf fand Napoleon keine andere Antwort als „*Vous faisiez un metier de dupe*“ (Blei).

Talleyrand hatte als Minister des Direktoriums nur in Geldaffären Glück, außenpolitisch machte man ihn für das Zustandekommen der zweiten Koalition gegen Frankreich verantwortlich und zerrte Bestechungsaffären ans Tageslicht. Talleyrand kam der Absetzung zuvor und demissionierte. Vier Monate später kam der 18. Brumaire, Napoleons Staatsstreich, und Talleyrand wurde wieder Minister. Talleyrand spielte den Vermittlungsmann zwischen Sieyès und Napoleon. Bei den Vorbereitungen zum Staatsstreich ereignete sich folgende Szene, die Talleyrand in seinen Memoiren I., S. 212 beschreibt:

„Einige Tage vor dem 18. Brumaire trug sich bei mir eine eigentümliche Szene zu. Bonaparte, der an der Rue Chautereine wohnte, kam eines Abends zu mir, um noch Verschiedenes mit mir zu besprechen. Ich wohnte ganz in seiner Nähe, an der Rue Taitbout, und zwar in einem Hinterhause, das von dem Hauptgebäude durch einen Hof getrennt war. Wir saßen in meinem Kabinett, wo nur einige Kerzen brannten, und unterhielten uns sehr lebhaft. Mitternacht war schon vorüber. Auf einmal hören wir von der Straße herein lauten Lärm und als wir genauer hinhorchen, auch Pferdegestampf wie von Kavallerie. Bonaparte springt erschrocken auf, er erbleicht und sieht mich fragend an. Ich glaube, daß ich gleichfalls die Farbe gewechselt habe, fasse mich aber, blase sofort die Kerzen aus, schleiche leise durch den Hof und sehe von einer oberen Galerie auf die Straße hinab. Zuerst konnte ich nicht erkennen, was unten vorging, endlich sah ich aber doch, was es war, und mußte an mich halten, um nicht aufzulachen. Die Straßen von Paris waren damals zur Nachtzeit nicht besonders sicher und wenn man um Mitternacht die Spielhäuser im Palais Royal geschlossen hatte, so fuhren die Bankhalter mit ihren Geldern in einigen Fiakern nach Hause, ich glaube nach der Rue Clichy, wo sie wohnten. Sie ließen sich dabei von reitenden Gendarmen begleiten, die der Polizeiminister ihnen gegen gute Bezahlung bewilligt hatte. Zufällig mußte nun gerade vor meinem Hause einer von den Fiakern ein Rad verlieren, was den Aufenthalt, den Lärm und die ganze Unruhe verursachte. Bonaparte und ich lachten herzlich darüber und auch über unseren panischen Schrecken, der indes erklärlich war, denn man konnte in jenen Tagen von seiten des Direktoriums auf alles gefaßt sein.“

Talleyrand setzt nun seine Rolle, die er von Anfang an Napoleon gegenüber einnahm, fort: er stellte alle Gedanken, die der Konsul bloß bei sich zu denken wagte, als nächstliegende Staatsnotwendigkeit dar und präsentierte sich Napoleon als ein lebendes „Es-ist-erlaubt“.

Einige Beispiele: In Talleyrands Memoiren I., S. 215 lesen wir:

„Um dieser Autorität einen noch größeren Nachdruck zu geben, machte ich ihm (Napoleon) am Tage seiner feierlichen Installation (als Konsul) einen Vorschlag, den er mit Bereitwilligkeit annahm. Alle drei Konsuln hielten täglich Sitzung, zu welcher die Minister erschienen, um die Berichte ihres betreffenden Ressorts abzustatten. Das Portefeuille des Äußeren ist aber in jedem wohlgeordneten Staat ein geheimes und darf nicht im offenen Ministerrate verhandelt werden; ich bat daher den General, mir zu erlauben, über die Angelegenheiten meines Ministeriums nur mit ihm allein zu verkehren. Bonaparte begriff sehr gut die Tragweite meines Vorschlages und traf sofort die nötigen Anordnungen. Ich arbeitete also immer nur mit ihm allein."

Talleyrand gab Napoleon den Rat, das zweite Konsulat einem Juristen für die Justiz und das dritte einem geschickten Finanzmann für die Finanzen zu übertragen: „Das wird sie beschäftigen, wird sie amüsieren und Sie, General, haben alle lebendigen Teile der Regierung zur Verfügung." Selbst aber sollte Napoleon das in der Hand haben, was direkt mit der Politik zu tun hat: die Ministerien des Innern und der Polizei, das Außenministerium und die beiden großen Exekutivmittel Heer und Marine. Die Folge dieser Vorschläge war folgende Äußerung Napoleons zu seinem Sekretär Bourienne:

„Dieser Talleyrand hat viel Verstand. Er ist sehr geschickt. Er hat mich durchschaut. Was er mir geraten hat — Sie wissen, daß es meine Absicht ist. Er hat recht: man geht viel schneller, wenn man allein geht. Der Konsul Lebrun ist ein anständiger Mensch, aber er hat keine Politik im Kopf, nur Bücher, und der andere, Combacérès, viel zu viel revolutionäre Tradition. Meine Regierung muß eine ganz neue Regierung sein."

Ein anderes Beispiel dieser Attitude ist ein Brief Talleyrands an Napoleon nach Marengo, in welchem er suggestiv vom Imperium spricht. Talleyrand war freilich in dieser Zeit kaum mehr als ein Exekutivorgan Napoleons und Chateaubriand hat nicht unrecht, wenn er sagt: „*Talleyrand signait les événements, il ne les faisait pas.*" Anders ausgedrückt: „Bonaparte gab die Substanz, die für Talleyrand politisch zu traktieren war" (Blei), wobei Talleyrand an jeder Wendung der napoleonischen Politik durch Bestechungsgelder grob verdiente. Napoleon wußte, daß sich Talleyrand bereicherte. „Wenn Napoleon sich nicht um seine treuesten Diener kümmert, müssen wir es selbst tun, nicht?" sagte Talleyrand zu Combacérès. Dieses „nicht kümmern" war sub specie von Millionen gedacht und Talleyrand konnte den Satz aussprechen: „Wenn man will, hat man immer Geld." Napoleon nahm ihm die Bereicherung nicht übel. Der erste Konsul und die ganze bonapartistische Sippe machten es nicht anders. „Wenn ich nichts mehr habe", sagte der Kaiser zu Talleyrand, „dann wende ich mich an Sie. Also Hand aufs Herz: wieviel haben Sie an mir verdient?" „Ich bin nicht reich, Sire, aber alles, was ich besitze, steht zu Ihrer Verfügung" (Ludwig, S. 579).

Talleyrand brachte übrigens Teile des alten Adels dazu, sich mit Napoleon

abzufinden. Eine Regierung, unter welcher die fünfprozentige Rente von 7 auf 12% stieg, war vertrauenswürdig. „Und daß Namen und Herkunft einen politischen Wert bedeuteten, bekam Napoleon auf den Festen augenfällig zu merken, die der Minister ihm zu Ehren gab: fast der ganze Adel Frankreichs war da, und mehr als bereit, mit dem neuen Regime Frieden zu schließen. Daß neben dem politischen Kalkül Snobbismus mitlief, ist selbstverständlich, sowohl beim Minister, ihm Faubourg Saint-Germain zuzuführen, wie beim Chef, es zugeführt zu bekommen. Bonaparte liebte „dieses Parfum des alten Adels". Als Kaiser wird er sich eine neue Aristokratie schaffen, *„le vrai, le seul soutien d'une monarchie, son modérateur, son levier, son point résistent"* (Blei).

Dabei gab Talleyrand Napoleon wiederholt zu fühlen, daß der Kaiser der Parvenü und der Minister der Grandseigneur sei: „Denn diesem großen Namen entsprach genau die Geste, die Allüre und die Haltung des einzigen Grandseigneurs in Bonapartes beamteter und militärischer Umgebung, die nach Stendhals Wort ‚aus kleinen Leuten' bestand. Der Chef kapitulierte vor den vollendeten Manieren des Grandseigneurs ebenso wie vor seiner Routine im Traktement der politischen Geschäfte, was beides ihm imponierte, weil er beides nicht besaß, weder Routine noch Manieren" (Blei). Als Talleyrand unter dem Kaisertum Oberkämmerer wurde, schrieb ihm zum Beispiel Napoleon:

„Herr Talleyrand, mein Oberkämmerer, ich schicke Ihnen dieses, um Ihnen meine Unzufriedenheit zu bezeigen darüber, daß die Freitag-Einladungen vom Souper sprachen, während sie für mein Diner bestimmte waren. Meine Intention ist, daß man in meinem Haushalt wie sonst auch den Gesetzen gehorche."

„Der gute Geschmack, Majestät" — antwortete Talleyrand, „ist Ihr persönlicher Feind. Könnten Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen, es gäbe ihn schon lange nicht mehr."

Oder: „Der Konsul erwartet ungeduldig den Kurier mit dem unterzeichneten Friedensvertrag von Amiens. Talleyrand hat ihn bekommen, steckt ihn in die Tasche und begibt sich, mit der Mappe unter dem Arm, nach den Tuilerien zur Erledigung der laufenden Geschäfte, er unterbreitet dem Konsul Rapporte zur Kritik und Unterschrift; kein Zug des Gesichtes verrät, daß er den Friedensvertrag in der Tasche hat. Der Minister lächelt: „Jetzt will ich Ihnen eine große Freude machen, — hier ist der unterschriebene Friedensvertrag mit England." — „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" fährt der erste Konsul seinen Minister an. „Weil Sie mich dann nicht zu allem anderen gehört hätten. Wenn Sie glücklich sind, sind Sie unzugänglich." Blei, dessen Buch diese Schilderung entnommen ist, meint dazu, „Talleyrands pädagogische Absicht streift an die Unverschämtheit". Dabei stammen diese Aus-

sprüche aus der Zeit der glücklichen Zusammenarbeit der beiden Giganten, in bösen Zeiten sagt Talleyrand dem Kaiser noch ganz andere Dinge.

Talleyrands Anteil am Konkordat war ein beträchtlicher, Talleyrand selbst wurde dem weltlichen Leben wiedergegeben. Napoleon zwingt ihn, seine Geliebte, Madame Grand, eine hübsche, aber dumme Frau, zu heiraten. Auf Napoleons Wunsch kauft er das riesengroße Renaissanceschloß Valencay, „um würdig zu repräsentieren". Dasselbe Valencay, in das Napoleon später „die spanische Besatzung" der vertriebenen Bourbonen legen wird.

In einer ganzen Reihe von Fällen überspielt Talleyrand den Kaiser. Mit Recht haben verschiedene Biographen darauf verwiesen, daß Talleyrands Macchiavellismus darin bestand, Bonaparte zu isolieren: gegen die Revolution hin durch die Erledigung der letzten Jakobiner,[5] gegen die Bourbons hin durch Erschießung des Herzogs d'Enghien. Es ist kein Zweifel, daß Talleyrand der Initiator der Ermordung des Herzogs war, ebenso wie Talleyrand ursprünglich den katastrophalen spanischen Feldzug unterstützte, weil er hoffte, daß Napoleon dabei unterliegen und damit stürzen werde. Natürlich hat Talleyrand seine Rolle im Falle d'Enghien[6] und Spanien abgeleugnet.

Wo beginnt eigentlich der große Konflikt Talleyrands mit Napoleon? Will man Talleyrand glauben, spielte sich dies so ab: Napoleon sei, durch seine Siege „förmlich berauscht", in seinem „unersättlichen Ehrgeiz" nicht geneigt gewesen, den „Weg der Mäßigung", den ihm Talleyrand empfahl, zu gehen und deshalb hätte der Minister seine Demission gegeben. Nach dem Frieden von Tilsit hätte Napoleon, der Talleyrand schon vorher zum Fürsten von Benevent[7] ernannt hatte, für ihn die Stelle eines Vize-Großwahlherrn kreiert, „im Grunde nichts als eine hochangesehene und sehr einträgliche Sinekure" (Talleyrand, Memoiren, II., 248). Vor allem sei Talleyrand über das Verhalten Napoleons in Spanien empört gewesen:

„Napoleon residierte darauf (nach Jena und Auerstädt) einige Zeit in Berlin, und dort erhielt er die unvorsichtige Proklamation des Herzogs von Alcudia (des ‚Friedensfürsten'),

5) Nach dem Höllenmaschinen-Attentat in der Rue Saint Niçaise wurden auf Talleyrands Rat durch einen Senatsbeschluß (!) 130 Jakobiner deportiert und 10 zum Tode verurteilt, und obwohl es sich später zeigte, daß Royalisten die Täter waren, wurde der Beschluß nicht rückgängig gemacht.

6) „In jener Nacht des 21. März spielt Talleyrand Karten bei der Herzogin von Luynes. Um zwei Uhr sagt er: „Der letzte Condé hat zu existieren aufgehört." Sein chef de service Hauterive konnte, so gut sie sich miteinander standen, sein Entsetzen nicht verbergen. „Na, was verdrehen Sie die Augen? Was denn, was denn, sind Sie närrisch geworden? Ein Verschwörer wird an der Grenze abgefangen, man bringt ihn nach Paris, man füsiliert ihn, was ist da Besonderes dabei?" Die Anekdote hat eine kürzere Fassung im Satz: „Na, was denn? Das ist Politik, mein Lieber!" (Blei, S. 130.)

7) „Daß der Kaiser Talleyrand gerade mit der päpstlichen Enklave Benevent belehnte, war ein boshafter Witz Napoleons auf den republikanischen Bischof, der die Säkularisation der kirchlichen Vermögen beantragt und durchgeführt hatte" (Blei, S. 157).

die den Abfall Spaniens von Frankreich in nahe Aussicht stellte. Das gab wieder Veranlassung zu einer sehr heftigen Szene: der Kaiser schwur hoch und teuer, er werde die ganze Linie der spanischen Bourbons bis auf den letzten Mann vertilgen... und ich schwur mir in jenem Augenblick im Stillen, gleich nach unserer Rückkehr, es koste, was es wolle, meine Entlassung zu fordern. Ich konnte der Minister eines solchen Mannes nicht mehr sein. Bestärkt wurde ich in diesem Entschluß durch die barbarische Behandlung, die Preußen im Frieden von Tilsit erdulden mußte, wobei ich, gottlob! nicht tätig war" (Talleyrands Memoiren, II, S. 240).

Dies die Talleyrand-Legende. In Wirklichkeit begann Napoleon Talleyrand zu mißtrauen. Dazu kam, daß die Situation sich auch in folgendem geändert hatte: Talleyrand war früher der Mann, der Napoleons geheimste Gedanken als erster als Staatsnotwendigkeit aussprach, während er jetzt dem Kaiser Bedenken vorzutragen begann. (So war z. B. Talleyrand gegen eine harte Behandlung Österreichs.) Diese Schwenkung Talleyrands, der als Realpolitiker die unlösbaren Verwicklungen, in die sich Napoleon (aus unbewußten Motiven) hineinmanövrierte, sah und um seine eigene Karriere unter einem Nachfolger fürchtete, ist das Entscheidende im unbewußten Verhalten Napoleons zu Talleyrand. Anders ausgedrückt: es ist die Schwenkung von der Repräsentanz der erlaubenden zu der der verbietenden Tendenzen des Über-Ichs, worüber später ausführlicher zu sprechen sein wird. Talleyrand, der die unbewußten Motive Napoleons nicht verstehen konnte und in ihm bloß einen Größenwahnsinnigen sah, der sich und seine Anhänger ins Verderben bringen werde, rückte vom Kaiser ab. Das moralisierende Gerede Talleyrands in seinen Memoiren über seine Empörung, ist Maske, da ein Mann, der den Grundsatz prägte, „der beste Grundsatz in der Politik ist, keinen zu haben", dazu schon aus rein psychologischen Gründen gar nicht fähig war.

Die Stelle als Vize-Großwahlherr[8] ermöglichte Talleyrand, weiter am Hofe eine große Rolle zu spielen und vor allem nicht ausgeschaltet zu sein. Als besondere Pikanterie dachte sich Napoleon folgende „Bosheit" (so nennt es Fouché in seinen Memoiren) aus: die beiden spanischen Prinzen und ihr Onkel wurden auf Talleyrands Schloß in Valencay einquartiert, Talleyrand also praktisch Kerkermeister[9] oder wie Napoleon

8) Im „Moniteur" hieß es, daß sich seine Tätigkeit im Ministerium mit seiner neuen Würde nicht vertrüge. In Wirklichkeit war es eine halbe Kaltstellung, versüßt durch ein Gehalt von 500.000 Francs. Napoleon gab auf St. Helena als Ursache für Talleyrands Entlassung an: „Ein Mann von Talenten, aber man kann nichts mit ihm anfangen, wenn man ihn nicht bezahlt. Die Könige von Bayern und Würtemberg hatten sich so sehr über seine Habsucht beklagt, daß ich ihm das Portefeuille entzog." Eine glatte Augenauswischerei, da Napoleon von Talleyrands Bestechlichkeit schon vor der persönlichen Bekanntschaft genügend unterrichtet war und auch sonst derlei Skrupel nicht kannte.

9) Der Beginn der spanischen Affairen Napoleons ist eine Kette phantastischer Betrügereien („*Perfidie*" nennt es der nachträglich moralische Talleyrand im Jahre 1816).

es ausdrückt: „Eine ziemlich ehrenwerte Mission, denn diese drei illustren Personen zu empfangen und zu amüsieren liegt im Charakter unserer Nation und dem Ihres Ranges. Madame Talleyrand möge sich mit sieben, acht Damen ebenfalls nach dem Schloß begeben, das ein Theater habe, eine Kapelle, — vielleicht gibt es da auch eine hübsche Weibsperson, an die sich der Prinz von Asturien attachiert, man besäße in ihr ein Mittel mehr, ihn zu überwachen." Der Hinweis auf die „hübsche Weibsperson" bezieht sich auf Madame Talleyrand, mit der der Onkel des jungen Königs, Carlos, tatsächlich ein Verhältnis einging, was Napoleon Talleyrand später brutal vorhielt. Um die Bosheit gegen Talleyrand voll zu machen, zahlte Napoleon für den kostspieligen Unterhalt der Prinzen — 50.000 fr. jährlich, also einen Pappenstiel. Es war praktisch eine Kriegskontribution, die Napoleon Talleyrand auferlegte.

Der „Verrat" Talleyrands an Napoleon hatte drei Etappen: in der ersten ließ Talleyrand Napoleon auf die falsche Fährte setzen (Hineinlocken auf das spanische Abenteuer, Erschießung d'Enghiens), in der zweiten arbeitet er als Napoleons Unterhändler mit dem Zaren in Erfurt (1808) direkt gegen den Kaiser, in der dritten und letzten Etappe (1814) wird Talleyrand Ministerpräsident der ersten Restauration unter Ludwig XVIII.

In Erfurt wird er von Napoleon nicht nur mit der Inszenierung der ganzen Aufmachung (man spielt „Oedipe" von Voltaire), sondern auch mit den Verhandlungen mit dem Zaren Alexander betraut, wozu auch die Werbung um eine russische Prinzessin gehörte. Beim Tee im Salon der Fürstin Thurn und Taxis entledigt sich Talleyrand seines Auftrages wie folgt:

„Was gedenken Sie hier zu tun, Sire? Bei Ihnen liegt die Rettung Europas, und das werden Sie nur erreichen, wenn Sie Napoleon die Stirne bieten. Das französische Volk ist zivilisiert, sein Souverän ist es nicht. Der russische Souverän ist zivilisiert, sein Volk ist es nicht. Also sollte der Herr Rußlands der Alliierte des französischen Volkes sein ... Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind die Eroberung Frankreichs, das übrige ist die Eroberung des Kaisers; Frankreich legt keinen Wert darauf..." „Eure Majestät sollten sich zu keiner drohenden Maßregel gegen Österreich verleiten lassen, sondern nur gleiche Verpflichtungen da eingehen wie mein Chef."

Man sieht: Talleyrand hat Napoleon in Erfurt verraten; seinem Einfluß auf den Zaren war es u. a. zuzuschreiben, daß Napoleon Erfurt ohne jedes Ergebnis verließ. Dabei sind diese Aussprüche Talleyrands nicht nachträglich von ihm konstruiert worden wie viele andere. Es gibt eine Reihe von Bestätigungen zeitgenössischer Memoiren, die diese Angaben Talleyrands voll und ganz be-

Napoleon zwang erst den Thronfolger, der durch einen früheren Thronverzicht seines Vaters, der später als erzwungen dargestellt wurde, eigentlich König war, indem er ihn nach Bayonne, also auf französischen Boden lockte, auf den Thron zugunsten seines Vaters, und dann den Vater zugunsten von Napoleons Bruder Joseph zu verzichten.

glaubigen. So zum Beispiel ein Ausspruch Metternichs in einer Denkschrift vom 4. Dezember 1808: „Wir sind also endlich an einem Zeitpunkt angelangt, wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriganten, sondern Männer, die imstande sind, die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung."

In Paris machen Talleyrands boshafte Bemerkungen über die spanische Expedition — der Kaiser hat selbst den Oberbefehl in Spanien übernommen — die Runde. Zum Beispiel:

„Man bemächtigt sich der Kronen, aber man eskamotiert sie nicht." Oder: „Nichts einfacher und nichts vielleicht notwendiger für das solide Etablissement der napoleonischen Dynastie, als das Haus Bourbon aus Spanien zu jagen. Aber wozu solcher Aufwand von Schläue, Perfidie und Kunststücken? Warum nicht einfach den Krieg erklären, wofür es an Motiven nicht gefehlt hätte? In einem solchen Kriege wäre die spanische Nation bestimmt neutral geblieben. Ohne es im geringsten zu bedauern, eine abgenützte Dynastie fallen zu sehen, und berauscht vom Renommee Napoleons hätte sie nach schwachem Widerstand durch die reguläre Armee den freudigen Übergang zur napoleonischen Dynastie vollzogen..." Oder: „Der unglückliche Kaiser setzt seine ganze Situation in Frage durch dieses Unternehmen gegen einen nationalen Willen. Ein nie mehr zu reparierender Fehler."

(Wie sehr Napoleon seine eigene Jugend verdrängt hatte, beweist die Tatsache, daß er die nationale Bewegung in Spanien nicht verstand, obwohl er selbst an der korsischen teilgenommen hatte.)

Die weiteren Schritte Talleyrands beim Verrat sind folgende: über Nesselrode, den der russischen Gesandtschaft zur besonderen Verwendung für Talleyrand beigegebenen Agenten, informiert er den Zaren über die Absichten Napoleons.[10] Nesselrode gesteht in seiner Autobiographie selbst ein, „daß er durch Talleyrand, der im Geheimen auf Napoleons Sturz hinarbeitete, am meisten erfuhr" (F. M. Kircheisen, S. 223). Die Decknamen für seine Berichte sind: Cousin Henry, Ta., Anna Iwanowna, unser Buchhändler, der schöne Léandre usw. Ein zweiter Weg zum Zaren führt seit Erfurt über die eigene Familie: der Zar gab dem Neffen Talleyrands die Tochter der Herzogin von Kurland, eine Verwandte des Zaren, zur Frau. (Talleyrand hatte übrigens mit Mutter und Tochter ein Verhältnis.) Über die Herzogin hat Talleyrand eine direkte Verbindung zum Zaren, eine Verbindung, die Napoleon kennt (er läßt die Sekretärin dieses Kreises, Vicomtesse Laval, zu Beginn des russischen Feldzuges aus Paris ausweisen), und — hier ist wieder das Rätselhafte — gegen die er nichts unternimmt.

10) Es ist bei Talleyrands Geldgier nicht verwunderlich, daß er auch diese Nachrichten zu kapitalisieren versuchte. Im russischen Hofarchiv findet sich ein Brief Talleyrands aus dem Jahre 1810 an den Zaren mit der Bitte um $1^1/_2$ Millionen Francs.

Talleyrand versöhnt sich während des spanischen Feldzuges mit seinem Gegner Fouché, das heißt, er schließt mit ihm einen Pakt für den Fall des Sturzes Napoleons, auf den beide offen spekulieren; beide zeigen sich Arm in Arm bei einem Fest. Madame Laetitia, die Mutter des Kaisers, verständigt Napoleon, der die Wichtigkeit des Ereignisses sofort einsieht und am 17. Jänner 1909 Valladolid verläßt, um am 23. frühmorgens in Versailles einzutreffen. Am 28. Jänner 1809 kommt es zur „großen Abrechnung" mit Talleyrand:

„Mit Talleyrand abzurechnen, hatte der Kaiser einen großen Apparat aufgeboten, um die berühmte Szene des 28. Jänner vor einem Publikum zu agieren, das außer Talleyrand aus zwei Großwürdenträgern des Reiches und zwei Ministern bestand, abgesehen von den freiwilligen und unfreiwilligen Zuhörern, denn der Kaiser schrie seine Szene oft so laut, daß man es in den anstoßenden Appartements hören konnte. Nicht, daß er schrie, erstaunte, denn das kannte man. Auch, was er schrie, fiel weiter nicht auf, denn man war unbeherrschtes Schimpfen beim Kaiser gewohnt. Aber, daß der Beschimpfte es an den Kaminsims gelehnt hinnahm, ohne mit der Wimper zu zucken, und nur ein einziges Mal das Wort ergriff, weil Napoleon eine direkte Frage an ihn gerichtet hatte, solche kaltblütige Beherrschung bestaunte sogar ein so ausgekochter Mann wie Fouché. ‚Die ich zu meinen Würdenträgern und Ministern gemacht habe, hören auf, frei zu sein in dem, was sie denken und ausdrücken. Sie können nichts anderes sein als Organe meines Denkens. Für sie beginnt Verrat schon dort, wo sie zweifeln, und der Verrat ist vollendet, wenn der Zweifel bis zur Nichtübereinstimmung geht.' Nach diesen allgemeinen Worten springt der Kaiser Talleyrand an: ‚Sie sind ein Dieb, ein Feigling, ein Mensch ohne Glauben. Sie glauben nicht an Gott. Ihr ganzer Lebenslauf war eine fortwährende Pflichtverletzung. Sie haben alle Welt verraten und betrogen. Ihnen ist nichts heilig. Sie würden Ihren eigenen Vater verkaufen. Ich habe Sie mit Wohltaten überschüttet und es gibt nichts, dessen Sie nicht gegen mich fähig wären. Seit zehn Monaten treiben Sie die Schamlosigkeit, in der Meinung, meine spanischen Angelegenheiten stünden schlecht, wem immer zu sagen, daß Sie stets gegen mein Unternehmen in Spanien gewesen seien, während Sie es waren, der mir dazu die erste Idee gab und mich unaufhörlich drängte. Und dieser unglückliche Enghien, von wem habe ich seinen Aufenthaltsort erfahren? Wer hat mich gegen ihn aufgehetzt? Was sind Ihre Absichten? Was wollen Sie? Was erhoffen Sie sich? Sie verdienten, daß ich Sie wie ein Glas zerbreche und ich habe die Macht dazu. Aber ich verachte Sie zu sehr, um mir diese Mühe zu nehmen. Warum habe ich Sie nicht am Gitter des Caroussel aufhängen lassen? Aber noch ist Zeit dazu, Sie Scheiße in einem Seidenstrumpf!'"

„Talleyrand wurde weder blasser, noch röter, sein Blick blieb auf den Kaiser gerichtet ohne Flackern, ohne Zucken. Was der General Lannes über Metternich gesagt hat, daß man seinem Gesicht nicht anmerke, wenn man dem Mann einen Tritt in den Hintern gebe, hätte er in diesem Augenblick auch von Talleyrand sagen können. Wütend über diese Ruhe, schlug Napoleon noch einmal zu: „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß der Herzog San Carlos der Liebhaber Ihrer Frau ist?" — Wie sehr er sich zu beherrschen verstand, zeigt Talleyrands Antwort: *„En effet, Sire. Je n'avais pas pensé, que ce rapport put intéresser la gloire de Votre Majesté et la mienne."* Für den Abgang findet der Herzog von Benevent noch einmal ein Wort. Er sagt: „Wie schade, daß ein so großer Mann eine so schlechte Erziehung gehabt hat." Am

Abend desselben Tages ist er bei seiner schönen Freundin, der Vicomtesse von Laval. Er erzählt ihr mit allen Details. „Was? Und Sie haben sich das alles sagen lassen, ohne sich mit einem Stuhl auf ihn zu stürzen?“ — „Ich habe natürlich daran gedacht, aber ich bin für so was zu faul“ (Blei).

Der „Moniteur“ vom 30. Jänner 1809 weiß zu melden, daß der Herzog von Benevent seiner Stelle als Grand-Chambellan enthoben sei, die er nur als Interim innegehabt hätte. Auf Interventionen Hortenses (Josephines Tochter, mit der Napoleon nach Angabe Fouchés in seinen Memoiren, S. 116, ein Verhältnis hatte), sagt der Kaiser:

„Ich will ihm nichts Böses, nur wünsche ich nicht mehr, daß er sich in meine Angelegenheiten mischt.“ Und zu Roederer sagt Napoleon fünf Wochen später: „Ich will ihm nichts Böses, ich lasse ihm seine Stellen, ich habe selbst die Gefühle für ihn, die ich ehemals hatte; aber ich entzog ihm das Recht, zu jeder Zeit mein Kabinett zu betreten. Er soll und wird nie mehr eine besondere Unterredung mit uns haben, er soll nicht mehr sagen können, daß er mir irgend etwas geraten oder widerraten habe.“ Vier Jahre später sagt der Kaiser: „Er war überzeugt, daß die Kooperation Spaniens und Portugals gegen England und selbst die teilweise Besetzung dieser Staaten durch meine Truppen das einzige Mittel sei, das englische Kabinett zum Frieden zu zwingen. In diesem Sinne verhandelte er, trotzdem er nicht das Ministerportefeuille hatte. Als er dann später in seinen Hoffnungen und dem Einfluß, den er auf seine Verhandlungen setzte, sich enttäuscht sah und merkte, daß ich ihn entbehren konnte, glaubte er sich düpiert. Er suchte sich zu rechtfertigen und machte sich zum Sprecher der Unzufriedenen. Er hatte vergessen, daß er den Einfall gehabt hatte, die spanischen Bourbons abzusetzen, wie früher die neapolitanischen.[11] Ich bin weit davon entfernt, ihm einen Vorwurf zu machen. Er beurteilt die Dinge richtig. Er ist der fähigste Minister gewesen, den ich gehabt habe...“

Freilich täuschte sich Napoleon, wenn er meinte, Talleyrand sei auf Gnade und Ungnade dem Kaiser ausgeliefert. Man denke etwa an den naiven Ausspruch des Kaisers aus der gleichen Zeit:

„Talleyrand als einer von denen, die am meisten dazu beigetragen haben, meine Dynastie zu etablieren, war zu sehr daran interessiert, sie zu erhalten, war zu geschickt, zu voraussichtig, um nicht alles zu raten, was im Interesse ihrer Erhaltung und der Ruhe Frankreichs lag... Er gehört zu den vielen Leuten, wo man immer Glück haben muß...“ Die gleiche Naivität spricht aus einer Äußerung Napoleons zur Zeit des Konsulats, wo er zu Combacérès sagte: „Er besitzt viel von dem, was man für die Negocen braucht: den *esprit du monde,* die Kenntnis der europäischen Höfe, Finesse, um da nicht etwas mehr noch zu sagen, die Unbeweglichkeit des Gesichts, an der nichts etwas zu ändern vermag, und schließlich einen großen Namen. Ich weiß, daß er der Revolution nur durch seine Inkonduite angehört; als Jakobiner und Deserteur aus seinem Stande bürgt uns sein Interesse.“

Nun war Napoleon sonst nicht allzu naiv; es sind, wie zu zeigen sein wird, unbewußte Motive, die ihn Talleyrand so schlecht durchschauen und so unsinnig behandeln ließen.

11) Pasquier verzeichnet 1803 folgenden Ausspruch Talleyrands: „In Europa existieren bloß zwei große Familien, das Haus Bourbon und das Haus Habsburg. Das eine muß man heiraten, das andere vernichten.“

„Es gab“ — sagt Blei — (nach der großen Szene) „immerhin so etwas, das wie Versöhnung aussah; daß es nur so aussah, blieb niemandem verborgen. *Il n'y aura jamais de raccomodement complet et sincère entre ces deux hommes,* berichtet Nesselrode nach Petersburg. Zum Herzog von Cadore sagt der Kaiser: „Sie haben hundert Millionen Indemnitäten für Frankreich stipuliert und alles wird am Schatzamt abgeliefert, ich weiß. Zu Zeiten Talleyrands hätten wir nicht einmal sechzig gekriegt und davon wären noch zehn an ihn gegangen. Aber die Sache wäre in zwei Wochen erledigt gewesen. Schauen Sie doch dazu!“ Im übrigen gratuliert Talleyrand nach wie vor dem Kaiser zu seinen Siegen, bedauert dessen Abwesenheit von Paris, ist entsetzt, als er von einer Verwundung des Kaisers bei Regensburg hört, und der Kaiser macht ihm Vorwürfe, daß Talleyrand seine alte Freundin, die Herzogin von Chevreuse, die in kaiserliche Ungnade gefallen, besuchte, aber läßt sich seinen derzeitigen Freundinnen, Frau von Laval und der Herzogin von Luynes, empfehlen, nicht zu vergessen die Herzogin von Kurland[12] und deren Tochter Dorothea, die 1808 Talleyrands Neffen Edmond geheiratet hatte. Und dann kauft er ihm das Palais in der Rue de Varennes für ein und eine halbe Million ab, aber erst im Jänner 1812 und nach zwei für die Finanzen Talleyrands sehr kritischen Jahren voll ebenso riskanter, wie erfolgloser Versuche, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Er hielt es in seinen großen Geldaffären, wie beim Whist, den er jeden Abend, die Partie zu einem halben oder ganzen Louisdor spielte: wenn er andauernd verlor, fand er das ‚ungerecht‘ und mogelte. So behauptete man wenigstens in London. Er blieb ‚als ein ruinierter Mann‘, wie er von sich sagte, noch zwei Jahre in dem Palais Rue de Varennes als kaiserlicher Mieter, der keine Miete zahlte...“ (Blei).

Durch seinen Nachrichtendienst — Nesselrode und Herzogin von Kurland — läßt Talleyrand den Zaren 1809 wissen, daß Napoleon an einen Krieg mit Rußland denkt, der etwa im April 1812 ausbrechen werde (sogar das Datum stimmt!) und rät zur Verständigung Rußlands mit England, Österreich und der Türkei. Talleyrand umgab sich mit einem „Harem ältlicher Frauen“ — „nichts scheint Talleyrand mehr zu kaptivieren als das Alter, denn alle seine Lieben sind veritable Antiquitäten“, sagte Lady Yarmouth — aber diese Antiquitäten hatten, wie Blei hervorhebt, wichtigere Funktionen als die bloß amourösen oder mondänen. „Sie bilden seine russische Offizin. Die Herzogin von Kurland schrieb dem Zaren das, was Talleyrand für wichtig hielt, daß er erfahre, nicht ohne daß zuvor Nesselrode und Tschernytschew die Punkte auf die i's setzten. Außerdem hielt sie die Großherzogin von Weimar über die Beziehungen zwischen Talleyrand und dem Zaren auf dem Laufenden, also Preußen. Und die Vicomtesse Laval fertigte genaue Kopien der herzoglichen Korrespondenz an. Talleyrand wußte zwei Jahre zuvor, daß und wann des Kaisers Zug nach Rußland beginnen würde, der, wie er sagte, der Anfang vom Ende sei. Er tat nichts, dieses Ende aufzuhalten, er tat einiges, es zu beschleunigen, und alles, sich darauf vorzubereiten. Seine russische Offizin war so gut eingearbeitet, daß es ihr nichts ausmachte, als zu Beginn des

12) Hier finden wir wieder die sonderbare Naivität Napoleons: die Herzogin von Kurland war Talleyrands Mittelsperson zum Zaren!

russischen Feldzuges ein Teil seines Serails Paris verließ... Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Napoleon von seiner ausgezeichnet arbeitenden Polizei nicht genau über die Art der Beziehungen Talleyrands zum Zaren unterrichtet wurde. Nicht nur, daß er Frau von Laval, die Sekretärin der Talleyrandschen Offizin, kurz vor dem Feldzug ausweisen ließ, spricht dafür, sondern auch die Überlegung, Talleyrand verhaften zu lassen.[13] Daß es nicht dazu kam, lag nicht an einem fehlenden legalen Anlaß; das wäre für Napoleon das geringste Hindernis gewesen" (Blei).

Dies ist der Punkt, darauf hinzuweisen, daß die Frage, weshalb Napoleon Talleyrand nicht „unschädlich" machte, die Frage, weshalb Napoleon sich Talleyrands Vorbereitungen zum Verrat und diesen selbst gefallen ließ, einigen Biographen aufgefallen ist. Einige Beispiele: Emil Ludwig („Napoleon", S. 314ff.) nimmt an, daß die stark bezweifelte Stelle aus Talleyrands Memoiren wahr ist, derzufolge Talleyrand dem Kaiser nach Bayonne folgendes gesagt haben soll:

„Ich glaube, Sire, Sie haben durch die Ereignisse von Bayonne mehr verloren, als gewonnen."

„Wieso?" fragt Napoleon.

„Das ist sehr einfach. Ich will es an einem Beispiel beweisen. Wenn ein Mann von Wert Dummheiten macht, Maitressen hält, seine Frau und Freunde schlecht behandelt, so wird man ihn tadeln, doch wird er durch Reichtum und Macht die Nachsicht der Gesellschaft wieder erringen. Betrügt aber dieser Mann im Spiel, so ist er aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, das verzeiht man ihm nie."

Der Kaiser erbleicht — so berichtet Talleyrand — und richtet an diesem Tage das Wort nicht mehr an ihn. Doch warum jagt er ihn nicht fort? Warum verbannt er ihn nicht nach Westindien? Er, Napoleon, von einem Altadeligen moralisch gepeitscht — und behält ihn dennoch bei sich? Oder hat Talleyrand gelogen? — —

„Er ist der Einzige, der mich versteht. Das hat der Kaiser oft von Talleyrand gesagt, und das ist viel" (Ludwig).

Ein anderer Biograph, F. Wencker-Wildberg („Napoleon, die Memoiren seines Lebens", 14 Bände), sagt Bd. VI, S. 230 nach Schilderung der großen Szene von 1809 („Sie sind ein Dieb, ein Feigling usw."):

„Und trotzdem ist der so unwürdig behandelte Mann bei Hofe geblieben, hat seinen Rang unter den höchsten kaiserlichen Würdenträgern behalten! Wenn er auch Napoleons Person etwas ferner stand als zuvor, so war er doch den Staatsgeschäften nicht ganz entfremdet, und es dauerte nicht lange, so wurde er bei einem Anlaß von höchster Wichtigkeit von neuem als Ratgeber seines Souveräns berufen. Napoleon mußte doch, als er ihn so schnöde behandelte, fühlen, daß er sich in Talleyrand einen unversöhnlichen Feind schuf; warum hat er ihn nicht vollends ver-

13) Ein Kronrat beschäftigte sich vor dem russischen Feldzug mit dem Gedanken, Talleyrand und Fouché zu verhaften. Dies ist durch verschiedene Angaben beglaubigt, auch Fouché erwähnt diese Episode in seinen Memoiren.

nichtet? Eine derartige Inkonsequenz läßt sich nur durch die übertriebene Zuversicht Napoleons auf seine Kraft, auf sein Glück erklären, vielleicht auch durch seine Verachtung eines Geschöpfes, das er unter die Füße getreten hatte."

Als drittes Beispiel einer Rationalisierung eines unbewußten Tatbestandes sei die Ansicht des geschicktesten Talleyrand-Biographen, Franz Blei, genannt. Dieser meint, Napoleon habe Talleyrand deshalb nicht verhaften lassen (vor seiner Abreise zur Großen Armee gegen Rußland), weil er irrtümlich „Talleyrands Haltung für den Effekt einer persönlichen Verärgertheit nahm, die zu beseitigen es ebenso in seiner Macht stünde, wie sie hervorgerufen zu haben". Aber warum irrte Napoleon? Darauf gibt Blei keine Antwort. Und wenn Napoleon irrtümlicherweise glaubte, durch einen Posten Talleyrand versöhnen zu können, warum wurde er nicht eines Besseren belehrt, als Talleyrand knapp vor Napoleons Abreise zur Armee den angebotenen Posten eines Gesandten in Warschau (ein Posten von höchster Bedeutung im Falle des Sieges) ablehnte und in Paris blieb? Dabei — sagt Blei — „erfuhr der Kaiser, daß der vertraulich mitgeteilte Plan für Talleyrand kein Geheimnis war: er spekulierte bereits in Wien auf eine Hausse in den öffentlichen Anleihen, die beim Bekanntwerden der Integrität Galiziens einsetzen müßte; außerdem propagierte er da die Herzogin von Kurland als polnische Thronkandidatin." Ein Rätsel mehr: Napoleon weiß also, daß Talleyrand nicht mehr zu kaptivieren ist, Napoleon weiß um die Verrätereien Talleyrands, kennt seine Gefährlichkeit, warum tut er nichts dagegen?

Eine weitere Frage: woher stammt die groteske Überschätzung Talleyrands durch den Kaiser, wofür viele Beispiele anzuführen sind? So sagte Napoleon zu Caulaincourt, daß ihm Talleyrand in Warschau gefehlt habe. „Und daß er durch die Unfähigkeit des Abbé de Pradt, den ihm eine Intrige an Stelle Talleyrands aufgeschwätzt habe, sowohl den russischen Feldzug wie Polen verloren habe, was ihm mit Talleyrand nicht passiert wäre" (Blei, S. 207). Dem Fürsten Talleyrand selbst ist dieses Attachement Napoleons unverständlich. In seinen Memoiren, Bd. II, S. 91 f. sagt er ausdrücklich:

„Dabei war es sehr sonderbar, daß Napoleon gerade zu der Zeit, in welcher er mir am meisten mißtraute, mich immer wieder zu sich rufen ließ. So forderte er mich im Dezembeer 1813 auf, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übernehmen. Ich lehnte rundweg ab,[14] in der festen Überzeugung, daß wir uns niemals über den richtigen Weg verständigen

14) Talleyrand soll geantwortet haben: *Je ne connais point vos affaires.* Worauf der Kaiser ihn anschrie: „Sie kennen sie! Aber Sie wollen mich verraten" (Blei, S. 208). In einem Briefe an die Herzogin von Kurland schreibt Talleyrand über eine ähnliche Bemühung des Kaisers: „Ich komme von Saint-Cloud zurück. Immer die gleiche öffentliche,

würden, um aus dem Labyrinth herauszukommen, in das seine Torheiten ihn eingeschlossen hatten... Einige Wochen später, im Jänner 1814 vor seiner Abreise zur Armee... sagte er wiederholt nach Durchsicht der Depeschen Caulaincourts über den Fortgang der Verhandlungen zu Chatillon: ‚Ach, wenn Talleyrand dort wäre, der würde mich schon herauszuziehen wissen!‘"

Diese ambivalente Einstellung äußerte sich wieder einmal nach der Rückkehr Napoleons nach der Schlacht bei Leipzig:

„Was haben Sie hier zu suchen? Ich weiß schon, daß Sie sich, falls ich versagt hätte, einbilden, der Chef eines Regentschaftsrates zu werden. Hüten Sie sich, Monsieur! Man gewinnt nichts gegen meine Macht beim Kaufe. Ich erkläre Ihnen, daß, wenn ich gefährlich erkrankt wäre, Sie vor mir sterben würden." Worauf sehr höflich und höfisch Talleyrand antwortete: „Sire, ich habe solche Warnungen nicht nötig, damit meine brennenden Wünsche vom Himmel die Erhaltung des Lebens Seiner Majestät erbitten" (Blei, S. 211).

Talleyrand hatte sich 1813 nach Hartwell an seinen Oheim, den Erzbischof von Reims gewendet, der bei Ludwig XVIII im Exil weilte, um die Beziehung zu den Bourbons wieder aufzunehmen. „Diese Korrespondenz wurde von der Kaiserlichen Polizei aufgefangen. Es kam also, wie schon oft, zu einem heftigen Auftritt: „Ich kenne Sie, ich weiß, wessen Sie fähig sind... Aber ich werde Sie bestrafen, wie Sie es verdienen..." Talleyrand wußte aus vieler Erfahrung, was er von solchen Wutausbrüchen des Kaisers zu halten habe. Als er das Kabinett verließ, sagte er zu denen, die ihn in der Antichambre erwarteten: „Der Kaiser ist charmant heute." Er wurde weder bestraft, noch auf seine Güter verbannt. Der Kaiser ließ sich durch Combacérès, Savary und Berthier beschwichtigen. Als der Großrichter Molé dem Kaiser sagte, man glaube, nur Talleyrand könne über den Frieden unterhandeln, unterbrach ihn der Kaiser:

„Sein Ansehen verdankt er zum Teil dem Zufall, der mehr als sein Verdienst ihn einige Friedenstraktaten negozieren und zeichnen ließ. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht mit Wahrhaftigkeit sagen könnte, ob ich daraus eine große Hilfe gehabt habe oder daß er mir durch seine Auskunftsmittel das gezeigt hätte, was einen wirklich erfinderischen Geist beweist und eine profunde Geschicklichkeit offenbart. Ich bin nicht einmal Ihrer Meinung, daß er ein Geist ist oder gar von großem Geist. Man braucht ja nur seine Lebensführung anzuschauen. Er war durch Geburt und Stand eine der ersten Persönlichkeiten des Adels und der Geistlichkeit und er hat mit allen seinen Kräften sowohl zum Sturz des Adels wie dem der Geistlichkeit beigetragen. Nach dem Terror aus Amerika zurückgekommen, vollendete er seine Erniedrigung damit, daß er sich vor aller Augen an eine alte,

---

ein bißchen kalte Höflichket. Als alle weg waren, holt man mich zurück. Die Konversation wird drängend. Meinerseits der gleiche Refus. Nicht annehmbare Bedingung. *Cela a fini sans humeur!* Man hat mich um Geheimhaltung gebeten." Die Bedingung Napoleons war seltsam: Verzicht auf die Würde und Einkünfte des Vice-grand-électeurs. Talleyrand sagte dazu: „Wenn der Kaiser Vertrauen in mich hat, darf er mich nicht degradieren. Und wenn er keines hat, wozu braucht er mich?"... Zu Savary sagte der Fürst: „Es ist nicht jedermanns Sache, sich unter Trümmern begraben zu lassen" (Blei, S. 216).

geistlose Hure schloß. Ich wollte ihn gegen seinen Willen beim Konkordat aus dem Dreck herausziehen, indem ich beim Papst für ihn den Kardinalshut erbat, und ich war nahe daran, diese Bitte erfüllt zu bekommen. Aber er wollte mich ja nie tun lassen und hat zum Skandal Europas seine lächerliche Mätresse geheiratet, von der er nicht einmal Kinder erwarten konnte. Er ist bestimmt, und alle Welt weiß das, der Mensch auf der Welt, der am meisten gestohlen hat und er besitzt keinen Sou und ich bin gezwungen, ihn aus meiner Kassette zu erhalten und wie eben jetzt seine Schulden zu bezahlen." Darauf sagte Molé: „Aber der Kaiser werden mir zumindest zugeben, daß Talleyrands Unterhaltung voller Anmut, Koketterie und Charme ist." Und Napoleon replizierte: „Ja, das ist sein Triumph und er weiß das genau" (Blei).

„Bei aller Schärfe und Richtigkeit seines Urteils" — sagt Blei — „erlag der Kaiser dem, das er nicht besaß und deshalb um so mehr bewunderte: dem Charme Talleyrands, der zu einem großen Teil nichts anderes war als die Kultur des ancien régime... Daß es diesem Charme Talleyrands unter allen Umständen auch gelingen müßte, am Verhandlungstisch die Niederlagen seines Chefs in so etwas wie Siege zu verwandeln: solchem Aberglauben bei so großem Mißtrauen mochte Napoleon wohl manchmal erliegen, den er als ein Plus dem Glauben und, war er besser gelaunt, auch dem Wissen um Talleyrands große Geschicklichkeit hinzufügte."

Talleyrand verwahrt sich in seinen Memoiren dagegen, Napoleon verraten oder gegen ihn konspiriert zu haben und spricht die richtige Behauptung aus: „Niemals ist ihm (Napoleon) ein Verschwörer gefährlicher gewesen als er selbst." Talleyrands Unschuldsmiene ist natürlich Bluff, nicht anzweifelbar ist seine Beweisführung, daß es bis zum letzten Moment in Napoleons Hand lag, sich die Krone zu retten. Das ohne Kenntnis unbewußter Motive vollkommen sinnlose Verhalten vor seinem Sturz (über das noch zu sprechen sein wird) hat es bewirkt, daß er die Möglichkeiten, den Frieden in Frankfurt, Prag, ja vielleicht noch in Chatillon zu erhalten, nicht ausnützte.[15]

In letzter Minute erinnert sich Napoleon, daß Talleyrand ihm gefährlich werden könnte, warnt vor ihm, gibt sogar den unpräzisen Befehl, sich seiner zu versichern, und schreibt seinem Bruder Joseph, dem Vorsitzenden des Regentschaftsrates:

15) Talleyrands Memoiren II, S. 93: „Ich sagte vorhin, daß Napoleon der einzige Verschwörer gegen sich selbst gewesen sei, und bin imstande, die vollkommene Richtigkeit dieser Tatsache zu beweisen; denn es steht fest, daß bis zum letzten Augenblick die Rettung vollständig in seinen Händen lag. Er konnte, wie gesagt, nicht allein im Jahre 1812 durch einen allgemeinen Friedensschluß seine Macht für die Dauer befestigen, sondern er hätte noch im Jahre 1813 in Prag Bedingungen erlangt, die freilich nicht so glänzend gewesen wären wie die von 1812, doch immerhin noch erträglich genug erschienen. Sogar auf dem Kongreß zu Chatillon, wenn Napoleon es nur verstanden hätte, zur rechten Zeit nachzugeben, würde noch ein vorteilhafter Friedensschluß zu erreichen gewesen sein, nicht allein für das schwer heimgesuchte Frankreich, sondern auch für den Kaiser selbst, vielleicht gar mit Aussichten auf weiteren Ruhm. Der Schrecken, welcher sämtliche Kabinette fortwährend erfüllte, ließ sie noch immer mit dem Gewalthaber unterhandeln."

„Ist Talleyrand der Ansicht, die Kaiserin auf alle Fälle in Paris zu lassen, so ist das heimlicher Verrat. Trauen Sie ihm nicht! *(„Je vous répète, méfiez-vous de cet homme!“)* Seit sechzehn Jahren gehe ich mit ihm um, doch sicher ist er der größte Feind unseres Hauses, seit es das Glück verließ. Beherzigen Sie meinen Rat! Ich verstehe mehr als die jungen Leute ...“

Joseph läßt Talleyrand unbehelligt, was auch nicht weiter zu verwundern ist, da Joseph ein vollkommen energieloser Mann ist, der in Neapel und Spanien gründlich versagt hat, worüber Napoleon sich im klaren ist. Talleyrand wird bald darauf Chef der bourbonischen Regierung Ludwigs XVIII.

Zu Calaincourt spricht der Kaiser seine letzten Worte über Talleyrand:

„Ich erliege dem Verrat. Talleyrand ist ein Brigant wie Marmont. Er hat die Religion verraten, Louis XVI, die Konstituante, das Direktorium. Warum habe ich ihn nicht füsilieren lassen? Trotzdem er ein Renegat der Revolution ist, ist er nicht weniger ein Revolutionär ... Im Grunde hat er mir sehr gut gedient, solange er mir gedient hat. Ich habe mich mit ihm vielleicht etwas leichtsinnig brouilliert; ich habe ihn danach mißhandelt. Vielleicht war er versucht, sich zu rächen. Ein so verschlagener Geist wie der seine konnte nicht verfehlen, das Kommen der Bourbons wahrzunehmen und daß sie allein seine Rache sichern konnten. So ist er vor ihnen hergegangen; sehr einfach und klar ist das. Ich habe einen groben Fehler begangen: da ich ihn an den Punkt der Unzufriedenheit geführt hatte, wo er hielt, hätte ich ihn entweder einsperren lassen oder immer an meiner Seite behalten müssen.“

Napoleon hat aber keine der drei Möglichkeiten: Füsilieren, Einsperren oder Kaptivieren angewendet. Aus Napoleons eigenem Munde hören wir hier die Frage, die unser Problem bildet: „Warum habe ich ihn nicht füsilieren lassen?“

Während der 100 Tage stand Talleyrands Name nicht auf der Liste der Amnestierten, die Napoleon in Lyon bekanntgegeben hatte. Sein gesamter Besitz in Frankreich wurde sequestriert. Zugleich sandte der Kaiser Montroud, den früheren Vertrauten Talleyrands, nach Wien zum Fürsten, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Vergebens. Talleyrand wurde auch der erste Premier der zweiten Restauration. Nach Waterloo schreibt Talleyrand einer Freundin:

„Er ist in Chérbourg, wo er sich einschiffen will. Ich hoffe, die Engländer fangen ihn. Er nimmt sehr viel Geld mit. Man sagt, er ginge nach Amerika. Er endet, wie es sein Charakter verdiente. In einer Kloake von Blut schließt seine Laufbahn.“

Und als Napoleon stirbt und eine Freundin ausruft: „Ein Ereignis“, korrigiert Talleyrand: „Eine Nachricht, Madame, kein Ereignis.“ Was ihn aber nicht hindert, einige Jahre später in seinen Memoiren zu schreiben: „Ich liebte Napoleon.“ Die Einstellung Talleyrands zu Napoleon war genau so ambivalent wie die Napoleons zu Talleyrand.

*

Die Frage, die Napoleon selbst aufwarf: Warum habe ich Talleyrand nicht füsilieren lassen? ist nur verständlich, wenn man die unbewußte Struktur Bonapartes verstanden hat.

Ich beziehe mich dabei auf eine psychoanalytische Arbeit von Ludwig Jekels („Der Wendepunkt im Leben Napoleons des I.", Imago 1914), eine der schönsten, inhaltsreichsten und überzeugendsten Arbeiten aus dem Gebiete der Anwendung der Psychoanalyse auf die Biographik. Jekels beschäftigt sich mit der „korsischen Periode" Napoleons. Es ist unmöglich, den ganzen Inhalt der 68 Seiten der Arbeit in kurzen Worten wiederzugeben, bezüglich der Einzelheiten muß auf das Original verwiesen werden.

Der Hauptgedankengang ist folgender: Napoleon war in seiner Jugend ein begeisterter korsischer Patriot und ein ebenso erbitterter Gegner der Franzosen. Den Führer der korsischen Freiheitsbewegung Paoli verehrte Napoleon wie ein höheres Wesen. Plötzlich wendet sich aber Napoleon von Paoli ab, bezeichnet ihn als Verräter, aus dem erbitterten Franzosenhasser wird ein begeisterter Franzose. Dabei war die Tatsache des Bruches mit Paoli keine belanglose Familienfeindschaft, sondern „derjenige psychologische Moment, in welchem der Napoleon geboren und geformt wurde, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, der durch zwei Jahrzehnte die Welt in Atem hielt, sie in Unruhe und Schrecken versetzte". Die Frage, die Jekels stellt — die zünftigen Biographen versagten bei dieser Fragestellung genau so wie bei unserer — lautet: Was waren die Motive dieses Umschwungs?

Schon der neunjährige Napoleon machte seinem Vater, der ursprünglich mit Paoli gegen Frankreich gekämpft, dann nach Paolis Niederlage sich der französischen Verwaltung unter dem Gouverneur Marbeuf angebiedert hatte, aus diesem Verhalten einen Vorwurf: „Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland, und ich werde niemals meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er behilflich war, Korsika mit Frankreich zu vereinigen. Er hätte seinem Schicksale folgen und mit jenem zusammen unterliegen sollen" (mitgeteilt bei Coston). Der Vorwurf *„Il a concouru à la réunion"* wird fünfzehn Jahre später an Paoli, der sich mit England gegen die französische Republik verbündet, in seiner konträren Bedeutung gerichtet: *„Il a soustrait à la réunion."* Seinem Geschichtslehrer de l'Eguille sagte der Konsul:

„Von allen Ihren Lektionen war es die über die Revolution des Connétable de Bourbon, die mir den größten Eindruck gemacht hat. Aber Sie hatten unrecht, mir zu sagen, sein größtes Verbrechen sei es gewesen, daß er seinem König den Krieg gemacht hat, sein wirkliches Verbrechen war, daß er herausgerückt ist, um das Vaterland mit Fremden anzugreifen *(attaquer la patrie avec les étrangers)*."

Der Konflikt mit Paoli kann also auf zwei Formeln zurückgeführt werden:

„attaquer la patrie avec les étrangers“,
„ il a concouru à la réunion de la Corse à la France“.

Mit anderen Worten: Was bedeutet in den obigen Aussprüchen *patrie* (respektive Korsika) und *France* (respektive *les étrangers*)? Ergebnisse von Analysen führen zur Annahme, daß das Vaterland eine vorgeschobene Vorstellung für die Mutter ist und die Liebe zum Vaterlande eigentlich die Liebe zur Mutter bedeutet. Diese gegenseitige Valenz: Vaterland-Mutter war den Alten bekannt, denn wir lesen bei Herodot (übersetzt von Lange, II. Teil, VI. Buch, Erato 107):

„Die Barbaren aber führte Hippias nach Marathon, nachdem er in der vergangenen Nacht folgendes Traumgesicht gehabt: Es deuchte dem Hippias, er schliefe bei seiner eigenen Mutter. Aus diesem Traum schloß er nun, er würde heimkommen nach Athen und seine Herrschaft wieder erlangen und in seinem Vaterlande sterben in seinen alten Tagen.“

Weitere Belege für die Tatsache, daß die Vorstellung Vaterland die gleiche unbewußte Bedeutung und somit dieselbe affektive Quelle hat wie die Vorstellung Erde, deren Mutterbedeutung bereits ein psychoanalytischer Gemeinplatz ist, beweisen etwa folgende Stellen: Sueton erzählt c. 7.:

„Selbst wegen eines Traumes in der folgenden Nacht, der ihn (Julius Cäsar) beunruhigte — dennn er träumte, er habe seine Mutter beschlafen — machten die Traumdeuter ihm Mut zu den größten Hoffnungen, sie gaben nämlich die Auslegung, als sei es ein Vorzeichen seiner Herrschaft über den Erdkreis, denn die Mutter, die er habe unter sich liegen sehen, sei niemand anders als die Erde, die Allmutter.“ Ferner spricht das bekannte Tarquinius-Orakel im selben Sinne. Bei Livius I. LXI. heißt es: Demjenigen werde die Herrschaft Roms zufallen, der zuerst die Mutter küsse *(osculum matri tulerit)* was Brutus als Hinweis auf die Mutter Erde auffaßte *(terram osculo contigit, scilicet quod ea communis mater omnium mortalium esset)*.

In Napoleons Pubertätsschriften (es gibt deren eine ganze Reihe) werden Vaterland und Mutter häufig gleichgesetzt. Zum Beispiel: „Athen sei ihm (dem Sohn Cimons) immer seine Mutter und sein Vaterland“ *(Sur l'amour de la patrie)*. Oder: „Das Gefühl sei dasjenige, was den Sohn mit der Mutter, den Bürger mit dem Vaterland vereinigt“ *(Discours de Lyon)*. In einem Briefe Napoleons an Buttafuoco heißt es: „Wie denn, Sohn derselben Patrie, empfinden Sie nie etwas für sie? Blieb ihr Herz unbewegt beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden — der Bühne Ihrer kindlichen Spiele. Als Sie zur Welt kamen, trug sie Sie an ihrem Busen und nährte Sie von ihren Früchten, als Sie in das Alter der Vernunft traten, waren Sie ihre ganze Hoffnung, sie schenkte Ihnen ihr Vertrauen. Sie sagte Ihnen: mein Sohn, du siehst, in welch elendem Zustande ...“

Fünf Tage nach seinem ersten sexuellen Erlebnis, worüber Napoleon genau

im „*Rencontre au Palais Royal*“ berichtet (z. B. bis zur Naivität, die Dirne zu fragen, was beide im Zimmer Napoleons machen würden:

Dirne: Kommen Sie, wir gehen zu Ihnen nach Hause, mein Herr.

Napoleon: Und was wollen wir da machen?

Dirne: Nun, wir wärmen uns und Sie . . .), verfaßte Napoleon einen Monolog über die Vaterlandsliebe, der an eine nicht genannte Dame gerichtet ist. „Sollte Napoleon“ — fragt G. Kircheisen, also eine analytisch gewiß nicht infizierte Biographin — „naiv genug gewesen sein und mit der Anonymen die Schöne des Palais Royal im Auge gehabt haben? Möglich wäre es.“ —

All das führt zu Napoleons starker Fixierung an seine Mutter. Im Bewußten spiegelt sich dies lediglich in einer Überzärtlichkeit. „*Sa première pensée est pour elle*“, sagt der Napoleon-Biograph Masson. Um so deutlicher prägt sich der Einfluß der Mutterbindung im Liebesleben Napoleons aus: er kann nur lieben und heiraten in tunlichster Anlehnung an die Mutter. In Napoleons Liebesleben spielt die „Bedingung der älteren Frau“ eine entscheidende Rolle. So macht er, nachdem seine Heiratspläne mit Desirée Eugénie Clary, seiner Schwägerin, wahrscheinlich aus eben diesem Grunde gescheitert sind, einigen älteren Frauen einen Heiratsantrag: der Frau Permon, einer Witwe mit zwei Kindern und der Freundin seiner Mutter, dann der gleichfalls bedeutend älteren Madame de la Boucharderie, um sich ein Jahr später in Josephine de Beauharnais zu verlieben, die er trotz ihres schlechten Rufes, ihrer zwei Kinder, ihres Alters (Josephine war 9 Jahre älter) bedenkenlos heiratet.

Es kommt nun darauf an, für den Affektwert des Elementes „*la France*“ respektive „*étranger*“ die ursprüngliche Quelle aufzudecken und diesen Affekt gleichfalls auf konkrete Wurzeln zurückzuführen; mit anderen Worten, es muß in Napoleons Jugend jemand „französischen“ gegeben haben, von dem das Kind annahm, daß er sich unter Beihilfe des Vaters mit der Mutter vereinige, das heißt, von dem er meinte, daß er mit der Mutter sexuelle Beziehungen unterhalte. Dieser Mann war der Gouverneur von Korsika und Generalleutnant der französischen Okkupationstruppen, Graf Louis Charles René de Marbeuf. Der Gouverneur nahm sich der Familie Napoleons sehr an, verschaffte dem Vater eine Stellung, einige Brüder Napoleons und er selbst erhalten Freiplätze in königlichen Schulen, der Gouverneur verpflichtet seinen Bruder, den Bischof von Autun (später Erzbischof von Lyon) zur Hilfeleistung. Diese Protektion des Gouverneurs führte dazu, daß Laetitia in Ajaccio beschuldigt wurde, mit Marbeuf sexuelle Beziehungen unterhalten zu haben,[16] wobei es für den unbewußten Effekt bei

16) Die moralisierend-empörte Bestreitung dieser Beziehung durch die Napoleon-Biographen (z. B. Masson, Kircheisen usw.) spricht nicht dagegen; daß man auf Korsika

Napoleon gleichgültig ist, ob diese Beziehungen wirklich bestanden haben. Als Tatsache kann angenommen werden, daß der kleine Napoleon ebenso wie seine Umgebung genügende Anhaltspunkte fand, um an ein von seinem Vater toleriertes oder gar unterstütztes Verhältnis seiner Mutter mit Marbeuf zu glauben, zumindestens aber, um eine Phantasie zu bilden, die für das Unbewußte vollen Realitätswert besitzt. Und daß dies tatsächlich der Fall war und daß dies der tiefere Sinn des gegen den Vater gerichteten Vorwurfes war, „er habe dazu beigetragen, Korsika mit Frankreich zu vereinigen", wie für die Gleichsetzung Vater = Marbeuf, dafür spricht noch eine Äußerung Napoleons, als er nach achtjähriger Abwesenheit in Frankreich zu seinem ersten Urlaub nach Korsika zurückkehrt: „Meinem Glücke fehlten damals nur zwei teuere Menschen: mein Vater und der Graf Marbeuf, den wir am 20. September (fünf Tage vor der Ankunft Napoleons) verloren haben und den meine Familie lange betrauerte." Durch die Zusammenstellung von Marbeuf mit dem Vater ergibt sich, daß der an den Connetable von Bourbon gerichtete Vorwurf sich vollinhaltlich mit dem Vorwurf an den Vater deckt. Und so erklärt sich die bekannte Stelle in „*Sur le suicide*" (in dem Napoleon daran denkt, sich das Leben zu nehmen, „weil seine Kompatrioten in Ketten zitternd die sie bedrohende Hand küssen"), an welcher Napoleon ausruft: „Franzosen! Nicht zufrieden damit, daß ihr uns alles geraubt, was wir geliebt haben, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben..."

Offenbar ist es eine Folge dieser Sexualphantasien Napoleons, daß in seinem Sexualleben die Vorstellung des Mißbrauches einer Ehe seitens Dritter mit einem so mächtigen Affektbetrag besetzt war, daß sie ihm als ein schweres Vergehen, als große Schuld gilt. Schließlich wird diese Phantasie geradezu bestimmend für Napoleons Einstellung zum Weibe. Sie schafft die Liebesbedingung der Untreue und Lasterhaftigkeit des Weibes; die geliebte Frau muß untreu sein, so wie die Mutter es war. Besonders deutlich ist dies in Napoleons Verhalten zu Josephine sichtbar. Kaum daß er mit der schönen Kreolin — in die er sich trotz (aber eigentlich wegen) all der Liebesbeziehungen, die man ihr in der ersten Ehe nachsagte und obwohl (das heißt weil) sie die Mätresse von Barras (dem Führer des Direktoriums) gewesen, heftig verliebte und sie bedenkenlos heiratete — getraut war, muß er sie verlassen, um als neuernannter Oberkommandant zur italienischen Armee zu stoßen. Von Mailand aus schreibt er stürmische Briefe, die Josephine gar nicht beantwortete, da sagt Napoleon zu Marmont: „Meine Frau

daran glaubte, beweist eine Stelle aus der Achts-Erklärung der Bonapartes durch Paoli: „Die im Schmutze des Despotismus geborenen, unter den Augen und auf Kosten eines an Luxus gewöhnten Paschas (Marbeuf)... aufgewachsenen Bonapartes."

ist entweder krank oder — untreu." Bald darauf kommt Josephine nach Mailand und betrügt ihn mit einem unbedeutenden Offizier namens Charles. Obwohl Napoleon über dieses Verhältnis genau unterrichtet war — als er z. B. als Sieger nach Mailand zurückkommt, weilt Josephine mit Charles in Genua, da ist er eine Nacht verstört, klammert sich aber an eine ganz unzureichende Ausrede von ihr, um ihr schon am nächsten Tage zu verzeihen und schließt einen Brief an sie wie folgt: „Ich öffne noch einmal meinen Brief, um Dir einen Kuß zu geben... oh Josephine, Josephine!" — begnügt er sich damit, seinen Nebenbuhler unter einem Vorwande aus der Offiziersliste streichen zu lassen. Einen Wandel in seinen Gefühlen hatte diese Untreue Josephines nicht zur Folge. Während des ägyptischen Feldzuges — zwei Jahre später — richtet sich Josephine mit ebendemselben Charles ein Idyll in Malmaison ein, da klagt Napoleon darüber, läßt sich aber nach seiner Rückkehr durch Josephinens Kinder erweichen und verzeiht Josephine. Und daß er sogar ganz kurz darauf dasselbe Malmaison, den Schauplatz des an ihm begangenen krassen Betruges, zu seinem Lieblingsaufenthalt wählt, mag darauf hindeuten, wie glatt er über dieses, für andere oft so tragische Erlebnis hinweggegangen ist. Auch an seinem ferneren Zusammenleben mit Josephine bekundet gar nichts, daß die Untreue irgendwelchen tieferen Schatten auf sein Empfinden zu ihr geworfen hätte. Es ist wahrscheinlich, daß die von Napoleon geprägte Ansicht: *„l'adultère n'est pas un phenomène, mais une affaire de canapè, il est tout commun"* nichts anderes ist als ein Versuch, um die im Unbewußten lustbetonte und geradezu gesuchte Vorstellung durch Herabsetzung ihrer Tragweite und ihre Verallgemeinerung auch für das Bewußtsein, mit dem sie recht inkompatibel ist, erträglich zu machen und so einem Konflikt vorzubeugen.

Die unbewußte Forderung der Untreue galt bei Napoleon bloß der Frau gegenüber, die er liebte; wo sein Herz nicht oder nur ein wenig engagiert war, verlangte er von der Frau unnachsichtig Treue und Makellosigkeit. So verweist er Marie Luise strenge, daß sie Combacérès im Bette liegend empfangen hatte. Er verschloß selbst der Geliebten eines seiner Intimsten, Berthier, der Madame Visconti, den Hof, ebensowenig durfte Talleyrands Frau bei Hofe erscheinen, nur weil sie vor ihrer Ehe die Geliebte ihres späteren Mannes war. Madame Tallien, seine frühere Protektorin, wird aus ähnlichen Gründen noch strenger behandelt. Und seinem Bruder Lucien verzeiht er nie, daß er eine Frau — Madame Jouberthou — geheiratet, die ihm vor der Ehe ein Kind geschenkt hat, und verlangt beharrlich die Trennung dieser Ehe.

Aber auch ein von diesem Dirnen- (Untreue-) Komplex unzertrennlicher Bestandteil desselben, nämlich die Verachtung der geliebten, untreuen Frau findet sich bei Napoleon — und zwar gleichfalls verschoben — in starker Aus-

prägung. Napoleon hat ja auch als Frauenverächter eine gewisse Berühmtheit erlangt, und er war es nicht nur Frauen gegenüber, deren Leben nicht einwandfrei war, sondern auch solchen, deren Konduite eine tadellose war. „Nur gegen eine war er schwach", meint Kircheisen, „gegen Josephine".

Dieser Einstellung zur Mutter entsprach Napoleons Vaterbeziehung. So finden sämtliche Biographen Napoleons Brief, den er anläßlich des Todes seines Vaters an seine Mutter und den Onkel Luzian schreibt und der wenig Zärtlichkeit verrät, auffallend. Und noch 17 Jahre später sehen wir Spuren dieser Einstellung, als im Jahre 1802 der erste Konsul das Ersuchen und den Beschluß des Munizipalrates von Montpellier zurückweist, seinem auf der Durchreise in dieser Stadt verstorbenen Vater Charles, „dem die Welt den großen Sohn verdankt", ein Denkmal stellen zu dürfen. Er tut es mit nachfolgender seichten Begründung: „Lassen wir das, stören wir nicht den Frieden der Toten, lassen wir ihre Asche in Ruhe. Ich verlor doch auch meinen Großvater, meinen Urgroßvater, warum tat man nichts für diese? Das führt zu weit." Derselbe Grund der Ablehnung des Vaters ist es offenbar auch, der Louis Bonaparte die Leiche des Vaters ohne Wissen des Kaisers exhumieren und nach St. Lien bringen läßt, wo er ihm ein Grabmal setzt.

Indessen nicht minder groß wie die Ablehnung, ist auch seine Liebe für den Vater, sie ist so intensiv, daß sie ihn stellenweise dahinbringt, sein psychisches Ich aufzugeben, um sich ganz eins mit dem Vater zu fühlen, sich mit ihm zu identifizieren. Und wer sehen will, wie sehr Napoleon sich als Vater seiner Geschwister fühlt, der lese z. B. die Briefe, die der 15jährige in Angelegenheit seines älteren Bruders Joseph an Vater und Onkel schreibt. Er sorgt sich und befiehlt auch später seiner ganzen Familie wie ein tyrannischer und doch, wenn auch ambivalent, liebender Vater.

Die ganze Ambivalenz Napoleons finden wir auch in seinem Verhalten zu den Personen der Vaterreihe, in die außer Charles Bonaparte, Marbeuf,[17] Paoli und — *last not least* — der König gehören.

„Es gibt nur äußerst wenige unter ihnen (den Königen), die es nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden", notiert der revolutionäre Republikaner Napoleon in seiner *„Dissertation sur l'autorité royale"*. Oder im *„Discours de Lyon"*: „Man weiß zur Genüge, wie die Könige immer

17) Napoleon ist Marbeuf gegenüber nicht bloß von dem analytisch erschlossenen Haß erfüllt. Es mangelt nicht an Anzeichen einer gewissen Anhänglichkeit. Der Ausspruch Napoleons „Meinem Glück fehlten damals nur zwei teuere Menschen: mein Vater und der Graf Marbeuf ...", wurde bereits zitiert. Es sei ferner darauf verwiesen, daß Napoleon, der in seinen Jugendschriften so schonungslos gegen die Korsika vor der Autonomieverleihung verwaltenden französischen Generäle ins Feld zieht, niemals unter denselben Marbeufs Erwähnung tat und sich mit der Nennung anderer begnügt, obwohl gerade Marbeuf auf einer öffentlichen Gedenktafel als „Tyrann des stöhnenden Korsika" bezeichnet wurde.

egoistisch waren, sie glaubten, in ihnen wäre ihr Volk, ihre Nation" usw. — Einen noch deutlicheren Hinweis auf die Beschaffenheit dieses Königshasses findet man im Traktat „*Sur l'amour de la patrie*", wo der Syrakusaner Dion als Muster einer wahren und echten Vaterlandsliebe angeführt wird: „Dion besaß ein großes Vermögen, war von vornehmem Geschlecht und genoß eine verdiente Hochachtung. Was fehlte ihm denn zu seinem Glücke? Ihr schwächlichen Seelen, ihr könnt nicht erraten und ihr wagt zu sprechen? Sein Vaterland ist Sklave eines Tyrannen, den er liebt und achtet, aber doch eines Tyrannen." Bezeichnenderweise ist dieser Passus, offenbar weil Napoleon selbst die Analogie zu seiner eigenen erweiterten Vaterbeziehung zu deutlich war, im Manuskript ohne jede Nötigung gestrichen.

Napoleon stellte sich zum König ebenso ambivalent wie zum Vater und Marbeuf, er war bloß mit halber Seele Revolutionär und Königsstürzer, mit der anderen aber der Revolution abhold und dem König geneigt. Es gibt eine Reihe von Aussprüchen Napoleons, in welchen er die Revolutionäre als Pöbel beschimpft und die Partei des Königs ergreift. Als am 10. August 1792 Napoleon sieht, wie die Revolutionäre, die in die Tuilerien eingedrungen waren, dem Könige eine Jakobinermütze aufsetzten, sagt er zu Bourienne: „Wie konnte man diesen Vorstadtpöbel einlassen! Man hätte vierhundert bis fünfhundert mit Kanonen wegfegen sollen und der Rest hätte das Weite gesucht." Noch deutlicher aber äußert er seine Stellungnahme für den König, als er am 10. August die niedergemetzelten Schweizer sieht.[18] Da erklärt Napoleon: „Ich fühle, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde."

Trotzdem ist es unverkennbar, daß die Revolution die negative Komponente seiner ambivalenten Einstellung zum Vater zur mächtigsten Entfaltung gebracht hat. Steht doch während der Revolutionsjahre der König fortwährend im Verdachte, fremde Mächte zu Hilfe zu rufen und mit ihnen das Vaterland angreifen zu wollen. Somit will ja auch Ludwig XVI. — genau so wie in der Phantasie der Vater Bonaparte — die Mutter den Fremden ausliefern. Das bestimmt zutiefst seine Haltung zu Paoli. Doch erst nachdem der König am 18. Jänner 1793 zum Tode verurteilt und am 21. hingerichtet wurde, da erst äußert sich bei Napoleon der Anschluß an Frankreich in entschiedener, unzweideutiger und unwiderruflicher Weise. Nun erst, nachdem der Vater, der verhaßte Anstifter all des Unheils, der ihn am Besitze der Mutter gehindert, sie aber trotzdem mit Fremden geteilt hat, sein Verbrechen mit seinem Kopfe gesühnt

18) Auf St. Helena sagte Napoleon, daß der Anblick der getöteten Schweizer ihn mehr erschüttert hätte als der Anblick aller seiner späteren — im Vergleich damit gigantischen — Schlachtfelder.

hat, erst da sehen wir Napoleon sich entschieden Frankreich zuwenden. Denn durch die Tötung des Königs ist ja der wesentliche Teil seiner Ödipusphantasie erfüllt worden und da ist es ja nur selbstverständlich, daß er — durch den Anschluß an Frankreich — die freigewordene Mutter in Besitz nimmt und so diese symbolische Realisierung zu einer vollständigen macht. Überdies ist aber diese Akzeptierung des vom Vater geschaffenen Sachverhalts auch die Identifizierung mit dem Vater, somit auch Ausdruck der Liebe. Sie erfolgt aber zugleich aus einem, nach Stillung des Hasses sich regenden Schuldgefühl[19] und ist auch eine Sühne und Bußhandlung. Und schließlich dürfte auch die Identifikation Napoleons mit Marbeuf dieselbe mitbestimmt haben. Und so wird auch Frankreich — das bisnun für Napoleon Marbeuf und die Preisgebung der Mutter an denselben bedeutet hat — zum Symbol der Mutter selbst, zur *mère patrie,* die er lieben und verteidigen wird.

Die einzelnen Phasen der Beziehung Paoli-Napoleon müssen im Original nachgelesen werden; wichtig ist aber, daß Saliceti — dem sich Napoleon anschloß — als einziger korsischer Abgeordneter für die Hinrichtung des Königs gestimmt hat, während Paoli den Königsmord ausdrücklich ablehnte. Nach Beseitigung des Vaters (Königs) hat sich Napoleon mit ihm identifiziert, sich selbst zum Vater gemacht, wofür wohl seine Akzeptierung des politischen Programms des Vaters (der mit Marbeuf verbundenen Mutter) spricht, und da ist es erklärlich, daß er auch die letzte Vater-Imago, Paoli beseitigen wollte. Überdies muß er, ebenso zufolge dieser Identifizierung, das Vorgehen des Vaters gegenüber Paoli wiederholen, denn Charles hatte ja, nachdem er durch viele Jahre an der Seite Paolis in treuer Anhängerschaft gestanden, denselben dann gegen Ende des Unabhängigkeitskrieges gleichfalls verlassen und sich den Franzosen zugewendet, so daß Napoleon seinen Vater darin geradezu imitiert.

Auch die ganze wohl rationalisierte England-Politik Napoleons (die Engländer wurden ihm geradezu zum Schreckgespenst) erhält von hier aus eine affektive Fundierung. In seiner Jugend war Napoleon durchaus englandfreundlich, hatte ja England den Flüchtling Paoli aufgenommen und ihm sogar eine Pension zugebilligt. In der *„Nouvelle de Corse"*, in der alle Franzosen, nur deshalb, weil sie Franzosen sind, getötet werden, rettet sich ein Mann das

19) In seinen Memoiren berichtet der Kanzler Pasquier: „... Bonaparte, anfangs ... an Paoli attachiert, zögerte nicht, sich von ihm zu trennen... Es war dies bei der Nachricht von der Verurteilung Ludwigs XVI., daß er diese Partei nahm. Ich habe das Faktum von Herrn Sémonville, der damals als Kommissar der französischen Regierung sich in Korsika aufhielt." Bonaparte weckte ihn bei Nacht. „Herr Kommissar", sprach er, „ich habe gut unsere Lage erwogen, man will hier eine Torheit begehen; der Konvent hat zweifellos ein großes Verbrechen begangen, und ich beklage es mehr denn jemand, aber Korsika muß, was auch kommen mag, mit Frankreich vereinigt sein."

Leben, indem er sich als Engländer ausgibt. Als Paoli sich von Frankreich abwandte und mit England paktierte (dem er Korsika später tatsächlich auslieferte), ergab sich für Napoleon unbewußt die alte Konfliktssituation: gedenkt doch Paoli das große Verbrechen, das seinerzeit Charles Bonaparte begangen hatte und mit dem sich Napoleon kaum eben, und zwar um den Preis eines schweren Opfers abgefunden hatte, zu wiederholen. Durch diesen restlosen Zusammenbruch der Liebe zum Vater ergab sich für Napoleon die extremste Negation des Vaters, gegen den er von nun an einen unaufhörlichen, schonungs- und erbarmungslosen Kampf führen sollte.

Von nun ab soll in Napoleons Brust das unstillbare Verlangen nach dem Besitz der Mutter nie mehr zur Ruhe gelangen und der gewaltige Kampf um sie mit dem Vater bildet wohl das gewaltigste Epos der Menschheitsgeschichte. Korsika wird völlig entwertet (er verbietet seiner Mutter, korsisch mit ihm zu sprechen) und nun beginnt eine nimmermüde und nimmersatte Suche nach Ersatz, auf der seine von Heißhunger gequälte Phantasie gierig ein Land nach dem anderen begehrt, derart eine schier endlose Reihe von Surrogaten bildend, die jedoch als solche seine Gier nie auch nur annähernd zu befriedigen vermögen. Er tränkt auf dieser Suche die Länder in Blut, versetzt die Welt in Schrecken, verändert das Antlitz Europas; umsonst, all das kann seinen Hunger nicht stillen... Und als Kaiser bescheidet er sich ebensowenig mit der „Mätresse", die ihm nach seinem eigenen Ausspruche Frankreich bedeutet, will „Herr des Universums" sein — und dies alles getrieben von einer kaum dagewesenen Gewalt des inzestuösen Verlangens nach der Mutter und einem schrankenlosen Trotz gegen den Vater, wie er in der Menschheitsgeschichte ganz vereinzelt dasteht! Es hieße hier die ganze Geschichte des napoleonischen Zeitalters rekapitulieren, wollte man den Haß und Trotz, den Napoleon, bei dieser nie rastenden Suche nach der Mutter, seiner Vater-Imago — den unterschiedlichsten Herrschern Europas — entgegenbrachte, im Detail nachweisen. Nur summarisch möge daran erinnert werden, wie er sich zu Kaiser Franz von Österreich, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu den Königen von Spanien, Portugal, Neapel, zu den deutschen Königen und den Bundesfürsten und nicht zuletzt zum Papst Pius VII. gestellt, wie er sie provoziert und die Besiegten drangsaliert, gedemütigt, herabgesetzt und erniedrigt und die Abhängigkeit von ihm hat fühlen lassen. Aber keine Dynastie hat er auch nur annähernd mit dem gleichen Hasse behandelt wie die Bourbons, deren ahnungs- und schuldlosen Sprossen, den Prinzen d'Enghien, er zum Entsetzen aller Welt füsilieren läßt, um sich zwei Monate später die Kaiserkrone aufzusetzen.

⁂

Nun, da wir durch Jekels meisterhafte analytische Schilderung der unbewußten Struktur Napoleons[20] unterrichtet sind und aus dem ersten Abschnitt die historischen Tatsachen der Talleyrand-Epoche kennen, wollen wir an die Frage herangehen: Was bedeutete Talleyrand für das Unbewußte Napoleons? Denn mit dieser einzigen Frage steht und fällt die einzige Möglichkeit, das so undurchsichtige Konvolut der Beziehung Talleyrand-Napoleon zu entwirren.

In einer matten und sonst bedeutungslosen Arbeit über Talleyrand aus dem Jahre 1870 sagt Sainte-Beuve das erstaunliche Wort: „*Monsieur de Talleyrand est un sujet des plus compliqués, il y avait plusieurs hommes en lui*" (S. 39). Dieses als Aperçu ausgesprochene Wort ist richtig und ist vor allem in Talleyrands Beziehung zu Napoleon reversibel: für Napoleon waren in Talleyrand „*plusieurs hommes*". Und zwar:

1. Talleyrand (= Marbeuf), der geliebte Gönner

Talleyrand tritt Napoleon vorerst als Grandseigneur entgegen, der Napoleon imponiert.[21] Dieses Minderwertigkeitsgefühl versucht der General sofort zu kompensieren, indem er Talleyrand vorhält: „Sie sind ein Neffe des Erzbischofs von Reims, der sich jetzt bei Ludwig XVIII. befindet. Ich habe auch einen Oheim, der Erzdiakon von Korsika ist und der mich erzogen hat. Sie wissen, ein dortiger Erzdiakon ist so viel wie ein Bischof von Frankreich" (Talleyrand, Memoiren I., S. 202). Der Ausspruch ist für das spätere ambivalente Verhalten Napoleons typisch: im ersten Satz eine Aggression (der Vorwurf des Zusammenhangs mit den verhaßten Emigranten), im zweiten eine Schmeichelei in der Form: wir sind beide große Herren.

Talleyrand tritt also in die Reihe der Vater-Imagines ein (Charles Bonaparte, Marbeuf, Paoli, Ludwig XVI. usw.). Daß Talleyrand in dieser Schichte Napoleon vorerst unbewußt an Marbeuf erinnert haben mag, dafür spricht die Tatsache, daß Napoleon bis zu diesem Zeitpunkt niemals mit einem Altadeligen, außer mit Marbeuf, Umgang hatte. Auch war Talleyrand 15 Jahre älter und „protegierte" Napoleon. Dazu kommt noch folgendes sonderbare Detail: Der erste französische Ort, in welchem Napoleon als 9½jähriger Knabe längere Zeit verweilte, war Autun. Dasselbe Autun,[22] dessen Bischof

20) Ich wüßte keinen einzigen Einwand gegen Jekels Arbeit vorzubringen, es sei denn das Detail, ob nicht Napoleons alter Haß gegen Frankreich auf einem Umwege über die Leiden, die er als Kaiser dem französischen Volke zufügte — Frankreich bezahlte die Gloire mit drei Millionen Toten — sich doch auslebte. Jekels Arbeit, vor 20 Jahren entstanden, ist heute noch so jugendfrisch wie bei ihrem Entstehen.

21) Es ist bekannt, daß gute Manieren Napoleon maßlos imponiert haben, obwohl er sie bewußt zeitweise verachtete. So nahm er z. B. beim Schauspieler Talma Lektionen. H. Bahr hat diese Episode lustig in seiner Komödie „Josephine" verulkt.

22) Dieser Zusammenhang, der meines Wissens bisher nirgends aufgezeigt wurde, hat zur

Talleyrand war. Dasselbe Autun endlich, in welchem Marbeufs Bruder ebenfalls Bischof gewesen war. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß diese unbewußte Identifizierung auch auf Grund dieser Äußerlichkeiten vorgenommen wurde. Die Identifizierungsreihe geht also über Archidiakon Lucian, die Brüder Marbeuf (den Gouverneur und den Bischof),[23] über Joseph zu Talleyrand. In Napoleons Familie gab es ja selbst zwei entlaufene Priester: Joseph und den Onkel Fesch (einen Bruder Laetitias), der nach der Flucht der Bonapartes aus Korsika in Marseille Kriegslieferant wird. („Der geistliche Onkel legt die Kutte ab und macht Geschäfte, man kommt in die Seidenbranche", Ludwig, S. 37.) Auch da also ein Verbindungsweg zu Talleyrand.

Erleichtert wird diese günstige Beziehung endlich durch eine starke homosexuelle Bindung Talleyrands an Napoleon: Talleyrand wollte ursprünglich Offizier werden, konnte dies aber nicht wegen seines Klumpfußes und sah in der ersten Zeit in Napoleon einen Teil des eigenen Ichs, das das erreichte, was er immer unbewußt wollte: die siegreiche Offizierslaufbahn wie Talleyrands Vater.

Für Napoleon wieder aktivierte die freundschaftliche Beziehung zu Talleyrand auch einen Teil der unbewußten homosexuellen Beziehung zu Joseph. Wie stark diese war, ersehen wir aus Briefen, die der enttäuschte Joseph als König von Neapel an Napoleon schrieb (13. August 1806, zitiert nach Kleinschmidt):

„Niemals wird dieser glorreiche Kaiser für jenen Napoleon entschädigen können, welchen ich so sehr geliebt habe und welchen ich, wenn man sich auf den elysäischen Feldern wiederfindet, so wiederzufinden wünsche, wie ich ihn vor 20 Jahren gekannt habe."

Napoleons Antwort lautete (23. August 1806):

Voraussetzung, daß es in Frankreich nur ein Autun mit einem Bischofssitz gibt. Soweit ich dies feststellen konnte (Meyers Lexikon, Larousse: „Nouveau dictionnaire encyclopédique"), liegt eine Verwechslung nicht vor. Napoleon war $3^1/_2$ Monate in Autun, und zwar als $9^1/_2$jähriger Knabe, 30. Dezember 1778 bis 21. April 1779, „wo er so lange verweilen sollte, bis er leidlich französisch gelernt hätte" (F. M. Kircheisen). — Es existiert ein Brief des 15jährigen Napoleon an seinen Onkel, in welchem sich Napoleon dagegen wehrt, daß sein Bruder Joseph, der ursprünglich Priester werden sollte und plötzlich seine Begeisterung für die Offizierslaufbahn entdeckte, Soldat werde. In diesem Briefe heißt es: „... Seine bischöfliche Gnaden von Autun hätte ihm eine reichliche Pfründe gegeben und er war sicher, Bischof zu werden." Somit war Talleyrand der Nachfolger des Bischofs Marbeuf und der von Joseph, Napoleons Bruder, wenn er Priester geworden wäre. Der Brief ist abgedruckt bei Wencker-Wildberg I, S. 45 ff. Ein Zusammenhang mit Talleyrand ist dort natürlich nicht hergestellt. — Die Angaben der Biographen, ob der Bischof Marbeuf ein Bruder des Gouverneurs oder sein Neffe war, schwanken. Für den hier dargestellten Zusammenhang ist das belanglos.

23) Interessanterweise vereinigt Talleyrand beide Marbeufs in sich: er ist Staatsmann, wie der Gouverneur, und Bischof, wie Marbeufs Bruder, der Bischof.

„Ich bin betrübt, daß Sie glauben, Ihren Bruder erst in den elysäischen Feldern wiederfinden zu können. Es ist ganz einfach, daß er mit 40 Jahren nicht mehr dieselben Gefühle wie mit 12 hat..."

Ferner ist ein Brief Napoleons an Joseph vom 24. Juni 1795 erhalten, der diese homosexuelle Bindung noch deutlicher zeigt:

„Ich welche Verhältnisse auch das Leben dich stellen möge, du kannst, und du weißt dies, mein Freund, keinen besseren Freund als mich haben, keinen, dem du teurer wärest und der aufrichtiger dein Glück wünschte. Wenn du abreisest und denkst, es sei für einige Zeit, schicke mir dein Bild. Wir haben so viele Jahre zusammengelebt, so enge verbunden, daß unsere Herzen sich verschmolzen haben, und du weißt besser als jemand, wie das meine dir ganz angehört. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich eine Bewegung, die ich selten in meinem Leben empfunden habe. Ich fühle wohl, daß wir uns so bald nicht wiedersehen werden und kann nicht weiter schreiben."[24]

In der ersten Zeit war Talleyrand unleugbar der Protektor Napoleons, organisierte mit ihm den 18. Brumaire, half mit Geld, Rat und Tat. Auf diese Zeit beziehen sich Talleyrands Worte: „Ich liebte Napoleon" und Napoleons Ausspruch: „Talleyrand hat am meisten dazu beigetragen, unsere Dynastie zu etablieren."

---

24) Man vergleiche mit diesen von echtem Gefühl erfüllten Zeilen etwa die eisige Kälte, mit der der sechzehnjährige Napoleon den Tod seines Vaters in einem Brief an seine Mutter behandelt:

Paris, den 28. März 1785.

Heute, wo die Zeit meinen ersten Schmerzensausbruch etwas beruhigt hat, beeile ich mich, Ihnen zu danken für die Güte, die Sie stets für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, liebe Mutter, die Umstände wollen es. Wir werden unsere Aufmerksamkeit und Dankbarkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unseren Gehorsam Sie ein wenig über den Verlust eines geliebten Gatten trösten können. Ich schließe, liebe Mutter. Mein Schmerz befiehlt mir, indem ich Sie bitte, sich zu beruhigen. Meine Gesundheit ist vorzüglich, und ich bitte alle Tage, daß Ihnen der Himmel ähnliches Wohlergehen schenke. Grüßen Sie Tante Gertrude, Großmutter Fesch...

PS. Die Königin von Frankreich ist eines Prinzen genesen, mit Namen Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr abends.

Napoleone di Buonaparte.

Der sonderbare Kondolenzbrief — „Trösten Sie sich... meine Gesundheit ist vorzüglich" — ist selbst nicht analytisch Denkenden, z. B. einigen Napoleon-Biographen aufgefallen. Das Postskriptum des Briefes mit dem Hinweis auf den Sohn Marie Antoinettes enthält möglicherweise eine besonders bissige Anspielung. Bekanntlich galt Marie Antoinette als die lasterhafteste Frau Frankreichs. Und zwar auch bei Napoleon, wofür wir einen eindeutigen Beweis haben: Zweig berichtet in seinem kürzlich erschienenen Buch über Marie Antoinette (S. 333), Napoleon hätte, als Fersen, der Geliebte Marie Antoinettes, im Jahre sechs nach dem Tode der Königin die schwedische Regierung auf dem Kongreß von Rastatt vertreten sollte, diesen mit der Begründung brüsk abgelehnt, „er verhandle nicht mit Fersen, dessen royalistische Gesinnung er kenne und der überdies mit der Königin geschlafen habe."

Möglicherweise ist auch das Postskriptum ein Beweis, daß Napoleon an der Treue der Mutter zweifelte, wofür auch die „legislatorische Projektion" (Jekels) dieser Unsicherheit, der Grundsatz des Code Napoleón: *‚La recherche de la paternité est interdite‘* sprechen würde.

2. Talleyrand (= Marbeuf), die Vater-Imago, die den Vatermord billigt, inspiriert und organisiert

Ich habe früher (S. 41) darauf hingewiesen, daß in der ersten Zeit Talleyrands Bedeutung für Napoleon auch darin bestand, daß er als lebendes „Es-ist-erlaubt" dem Konsul die geheimsten Gedanken, die er noch gar nicht auszusprechen wagte, als nächstliegende Staatsnotwendigkeit darstellte. Talleyrand repräsentiert also in dieser Zeit das gewährende, schuldgefühlsersparende Über-Ich. So spricht Talleyrand in seinen Briefen an den siegreichen General Bonaparte suggestiv vom Imperium. Talleyrand schiebt Napoleon die Allmacht zu: gibt dem Konsul den Rat, die auswärtigen Affären nur mit ihm zu besprechen usw. Es ist kein Zweifel, daß dies für Napoleon eine große Schuldgefühlsentlastung war. Denn Napoleons immer waches Strafbedürfnis resultierte ja zutiefst aus dem Ödipuskomplex. Und da ergab sich folgende — geradezu diabolisch witzige — Situation: Napoleon wollte zur Zeit des Direktoriums am 21. Jänner, am Tage der Hinrichtung des Königs, dem offiziellen Gedenkfeste nicht beiwohnen (s. S. 40 f.). Und nun sendet das Direktorium Talleyrand als Vermittler. Oder in Napoleons eigenen Worten:

„Talleyrand bot seine ganze Beredsamkeit auf, er suchte zu beweisen, daß dieses Fest gerecht wäre, weil es politisch wäre. Politisch wäre es, denn alle Länder und alle Republiken hätten stets den Sturz der despotischen Gewalt und den Tyrannenmord als einen Triumph gefeiert. So hätte Athen den Tod des Pisistratus, Rom den Sturz der Dezemvirn verherrlicht. Übrigens sei das Fest durch ein Gesetz geboten, dem das ganze Land unterworfen sei und sich jeder zu fügen und zu gehorchen habe."

Nun wissen wir aus Jekels Arbeit, welche entscheidende Bedeutung (trotz gelegentlicher Abwehr des Königsmordes) die Hinrichtung des Königs für Napoleon hatte, die er unbewußt auch vollkommen billigte. Daraus ergaben sich aber für Napoleon die stärksten unbewußten Strafwünsche. Ist es da nicht für Napoleon ein Glücksfall ohnegleichen, wenn der Vater selbst (repräsentiert durch die Vater-Imago Talleyrand) den Mord an sich selbst billigt, entschuldigt und für berechtigt erklärt, denselben Mord, der die Quelle der stärksten Schuldgefühle für Napoleon darstellt?

Diese für Napoleons Schuldgefühlsentlastung und somit für die ganze Beziehung zu Talleyrand entscheidende Szene ist — wie nicht anders zu erwarten — in keiner der bekannten Talleyrand- oder Napoleon-Biographien verwertet. Und doch enthält sie den Schlüssel zum Verständnis der Beziehung dieses außerordentlichen Menschen zu Talleyrand.

Übrigens ist — nach Ansicht Napoleons — Talleyrands ganzer Lebenslauf „eine einzige Verräterei". Er wirft ihm in der „großen Szene" alle Verbrechen an den Kopf, die er, Napoleon, selbst begangen hat, respektive unbewußt zu begehen wünschte. Und wieder setzt hier die Schuldgefühlsentlastung ein: er sieht einen Menschen, der „so viele Verbrechen" begangen hat, frei, höhnisch, zynisch,[25] anscheinend ohne Schuldgefühle leben. Schon diese „Tatsache Talleyrand" war in einer bestimmten Schichte für Napoleon eine Gewissensentlastung. Das ist eine der Ursachen, die Napoleon immer wieder Talleyrands Gesellschaft suchen ließ.

Talleyrand billigt somit für das Unbewußte Napoleons nicht nur den Vatermord, er inspiriert ihn sogar zweimal: Talleyrand ist der Einbläser Napoleons bei der Ermordung Enghiens und der Thronentsetzung der spanischen Bourbonen. Und da die „spanischen Affären" eine der Ursachen des Konflikts zwischen Napoleon und Talleyrand darstellen, muß näher auf diese eingegangen werden.

Was hat sich eigentlich vor und in Bayonne zugetragen? Aus den Geschichtsbüchern erfahren wir meistens bloß, daß Napoleon „durch unglaubliche Intrigen" erst den Sohn des Königs, dann den Vater, den König selbst, zum Thronverzicht zugunsten Josephs (Napoleons Bruder) bewogen hat. Was sind nun diese „unglaublichen Intrigen"? Wir besitzen in Talleyrands Memoiren eine minutiöse, durch die Augen des Hasses gesehene, klarsichtige Darstellung der spanischen Abenteuer Napoleons, die schon deshalb wahr ist, weil die Handlungweise Napoleons in Spanien so aufreizend war, daß der beste Angriff Talleyrands auf Napoleon in der wahrheitsgetreuen Wiedergabe seiner Handlungsweise lag.

Die „spanischen Angelegenheiten" bilden ein eigenes Kapitel in Talleyrands Memoiren. Es beginnt mit einem Ausspruch Napoleons: „Wenn es darauf ankommt, kann ich auch das Löwenfell ablegen und in den Fuchspelz kriechen." Dazu bemerkt Talleyrand: „Die Menschen hintergehen und hinters Licht führen, war nämlich nicht allein sein größtes Vergnügen, sondern es war ihm zur zweiten Natur, zu einem wahren Bedürfnis geworden." Auch da wieder ein Berührungspunkt mit Talleyrand. Man hat manchmal den karikaturistischen Eindruck, Talleyrand sei ein nach außen projizierter Anteil Napoleons und Napoleon einer Talleyrands gewesen.

Spanien — so berichtet Talleyrand — war 1807, seit dem Frieden von Basel,

25) Es besteht eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß Napoleons Zynismen zum Teil auf der Identifizierung mit denen Talleyrands beruhen. Wir kennen keinen einzigen zynischen Ausspruch Napoleons aus seiner vortalleyrandischen Zeit. Bzgl. der Psychologie des Zynismus sei auf eine Arbeit des Verf. („Zur Psychologie des Zynikers" Psychoan. Bewegung 1933, H. 1 und 2) verwiesen.

also seit 11 Jahren, ein treuer Bundesgenosse Frankreichs gewesen und hatte ihm alles gegeben und reichlich gegeben: Geld, Schiffe und Soldaten. 1807 — zu Beginn der „spanischen Affären" — standen 20.000 Spanier im Norden Europas unter den französischen Fahnen. Seitdem Napoleon selbst auf einem bourbonischen Throne saß, betrachtete er die Fürsten, welche noch die zwei anderen inne hatten (Neapel, Spanien) als seine natürlichen Feinde, die er in seinem persönlichen Interesse stürzen mußte. Wie sollte er aber dem befreundeten Spanien den Krieg erklären, ohne seine ehrgeizigen dynastischen Interessen offen zu bekennen? Napoleon schlug folgenden Weg ein: unter der Maske der Freundschaft ließ er Spanien mit französischen Truppen überschwemmen, wozu ihm Portugal den Vorwand lieferte, das sich noch immer weigerte, mit England zu brechen. Diesen Umstand hatte der Kaiser in dem Tilsiter Vertrag mit Rußland vorgesehen, und zwar durch einen Paragraphen, der dahin lautete, daß Portugal, wenn es mit England befreundet bliebe, als Feind betrachtet werden solle. Anstatt einer Kriegserklärung schloß also Napoleon ein neues Bündnis, natürlich nur zum Schein, mit Spanien (Vertrag von Fontainebleau am 27. Oktober 1807). Die weiteren „wirklich abscheulichen und hinterlistigen Intriguen" waren: Im März 1807 schickte der Prinz von Asturien, der Thronfolger und älteste Sohn des Königs, seinem früheren Erzieher, dem Domherrn von Toledo, einen Brief, in welchem er von der gefahrdrohenden Situation des Reiches sprach: der „Friedensfürst" (dieser war Minister des schwachen Königs und Geliebter der Königin, und zwar, wie man allgemein wußte [einen „ängstlichen Zuhälter" nennt ihn Blei], unter Toleranz des Königs) solle — so erzähle ein Gerücht — die Regentschaft übernehmen. Der Kronprinz bat den Domherrn um Rat und Beistand. Der Domherr setzte nun ein Memorandum in diesem Sinne auf, das er dem Prinzen zusandte, um es seinem Vater zu überreichen. Dem Prinzen fehlte dazu der Mut, er verwahrte die Dokumente, die später gefunden wurden und das Hauptmaterial bildeten, ihn des Hochverrats anzuklagen. Der Geliebte der Königin schöpfte Verdacht und wollte den Kronprinzen mit einer Nichte der Königin verheiraten. Der Kronprinz meinte aber, er täte besser, sich um eine Prinzessin aus der Familie Napoleons zu bewerben, worauf Napoleon zum Schein in dunklen Andeutungen reagierte. Da der „Friedensfürst" immer offener für sich Propaganda machte — er ließ verbreiten, der König liege im Sterben, der Kronprinz sei ein Dummkopf, die einzige Rettung Spaniens sei er selbst, welches Argument er durch Geldverteilung an die Offiziere unterstützte — glaubten die Berater des Kronprinzen nicht länger zögern zu dürfen. Man veranlaßte einen angesehenen Granden und Freund des Kronprinzen, den Herzog von Infantado, sich von diesem eine Proklamation geben zu lassen, die sofort nach dem Tode des Königs veröffentlicht werden sollte.

Bald darauf rückten französische Truppen in Spanien ein, der Kronprinz wurde unter der Beschuldigung des Hochverrates vom König verhaftet; das Tribunal sprach ihn jedoch frei. Der Minister, der von Napoleon lange durch Versprechungen hingehalten wurde, bekam Angst vor den immer stärkeren französischen Truppen, rief die spanischen Truppen aus dem Norden zurück und wollte die königliche Familie nach Cadix bringen. Darauf brach ein Aufstand gegen den Minister aus und der König rettete sich dadurch, daß er den Minister entließ. Dieser hielt sich versteckt; als er entdeckt wurde, flammte der Aufstand nochmals auf, der König sandte den Kronprinzen, dem er mehr Einfluß auf die Menge zutraute als sich selbst. Der Kronprinz erklärte den Minister für verhaftet. Der König faßte den Entschluß, freiwillig abzudanken und der Kronprinz wurde unter dem Namen Ferdinand VII. König. Murat (der Schwager Napoleons) und Beauharnais veranlaßten hierauf den neuen König, Napoleon, der selbst nach Spanien kommen wolle, entgegenzufahren, verlangten aber zugleich die Freilassung des „Friedensfürsten". Dadurch wurde die Lage zugespitzt, um so mehr, als der Kaiser befahl, den abgesetzten Minister in Murats Hände auszuliefern. Nun veranlaßte Napoleon, daß der Vater des Königs, der frühere Karl IV., seine Abdankung widerrief und als erzwungen darstellte, was dieser in einem Manifest, gezeichnet „Ich, der König", tat. Napoleon lockte beide Könige nach Bayonne (also auf französischen Boden), wo die gegenseitigen Abdankungen gegeneinander ausgespielt wurden, die Könige einander mit heftigen Vorwürfen überschütteten, und das Resultat dieses „trostlosen Dramas" war, daß Joseph, Napoleons Bruder, König von Spanien wurde.

Wir sehen also: die spanische Königsfamilie bietet eine klare Wiederholung der von Napoleon supponierten eigenen Kindheitssituation seines Elternhauses: eine Mutter (Königin), die ein vom Vater (König) toleriertes Verhältnis mit dem Minister (Friedensfürst = Marbeuf) hatte.[26] Napoleon kassiert seine eigene Rache am zufälligen spanischen Objekt ein: er spielt alle gegeneinander aus und macht alle zu Gefangenen; wobei er Talleyrand zum Kerkermeister ernennt. Und hier beginnt die endlose, nie zu befriedigende kindliche Rachetendenz von vorne: der Oheim (nicht der Prinz, wie Napoleon es wünschte) beginnt ein Verhältnis mit Frau Talleyrand. Wieder ein betrogener Ehemann, der

26) Hier ist die Wurzel des von Talleyrand unverstandenen Aufwands an „Schläue, Perfidie und Kunststücken". Der Realpolitiker Talleyrand verstand nicht, zu welchem Zweck der blamable Aufwand an Betrug von Napoleon gemacht wurde, der ihn vor der Welt bündnisunfähig machte. Er verstand eben nicht, daß Napoleon eine Jugendphantasie, die Phantasie seines Lebens, agierte. Talleyrand sah lediglich ein zu erreichendes Ziel — die Eroberung Spaniens — und sah die Mittel, die dabei angewendet wurden, als verwerflich an, weil sie Napoleon schädlich waren. Dies war seine „moralische" Stellungnahme.

das Verhältnis tolerieren muß, wobei ein Stück der Inzestphantasie zum Durchbruch kommt: Napoleon identifiziert sich ja mit dem Kronprinzen, vereinigt sich also auf dem Umwege über ihn mit der Mutter, wobei die Bestrafung für diese Phantasie in der realen Bestrafung des Kronprinzen liegt. Wir sehen hier das typische, sich nie erschöpfende neurotische Reihen- und Abspaltungsphänomen.

Nun mußte dieses Agieren seiner Jugendphantasien[27] auf spanischem Boden bei Napoleon das stärkste Schuldgefühl wecken. Wir verstehen nun, weshalb Napoleon wie ein Besessener nach Paris eilt, als er erfährt, daß Talleyrand gerade wegen der „spanischen Affairen" gegen ihn arbeitet.

Talleyrand ist in diesem Teil der Beziehung zu Napoleon der nach außen projizierte Anteil seines verbietenden Über-Ichs, die personifizierte Nemesis. Was hilft es, Talleyrand anzubrüllen, gerade das Schuldgefühl verhindert ja Napoleon, Ernstliches gegen Talleyrand zu unternehmen! Tatsächlich geschieht Talleyrand nichts.

27) Es ist übrigens interessant, daß Fouché in seinen Memoiren an zwei Stellen ihm einen realen Inzest vorwirft: So behauptet er (S. 182 ff.), daß er ein Verhältnis mit seiner Lieblingsschwester Pauline hatte. Fouché sagt: „... Pauline faßte im Verein mit einer ihrer Frauen den Plan, Napoleon ganz in ihre Reize zu verstricken. Und sie ging dabei mit so großer Kunst und so großem Raffinement zu Werke, daß ihr Sieg vollkommen war... Niemals zeigte Pauline für ihren Bruder so viel Liebe und Bewunderung wie damals (vor der Scheidung von Josephine). An diesem Tage hörte ich sie sagen, denn sie brauchte vor mir keine Geheimnisse zu haben: Warum herrschen wir nicht in Ägypten? Wir würden es wie Ptolemäus machen; ich würde mich scheiden lassen und heiratete meinen Bruder. Da ich wußte, daß sie viel zu unwissend war, um aus sich selbst heraus eine solche Anspielung zu machen, erkannte ich darin den Ansporn ihres Bruders."

Der zweite Inzestvorwurf — gleichfalls bei Fouché nachzulesen (S. 116) — lautet: „In ihrer Verzweiflung über ihre Unfruchtbarkeit kam sie (Josephine) auf den Gedanken, ihrer Tochter Hortense die Zärtlichkeit ihres Gatten zuzuwenden, den sie sinnlich nicht mehr reizte... Sie gefiel und die gegenseitige Neigung vertiefte sich so, daß es Josephine genügte, sich mütterlich darein zu finden und die Augen zu schließen, um ihren häuslichen Triumph zu sichern. Mutter und Tochter regierten zu gleicher Zeit in dem Herzen dieses stolzen Menschen. Als nach dem Rat der Mutter der Baum seine Früchte trug, mußte man daran denken, durch eine schnelle Heirat eine Liebesintrige zu verhüllen, die bereits den Höflingen bekannt wurde... Napoleon wollte durch einen doppelten Inzest diese Liebesangelegenheit, der er alle Reize der Vaterschaft verdankte, in seiner eigenen Familie zu Ende führen. Dabei entstand die Verbindung seines Bruders Louis mit Hortense, eine unglückliche Ehe, die schließlich alle Schleier zerriß."

Ob nun Fouchés Angaben richtig sind — bekanntlich ist die Echtheit der Fouché-Memoiren bezweifelt worden, während in neuerer Zeit sich Stimmen für ihre Authentizität erhoben — Tatsache ist, daß Napoleon Hortenses Kind adoptierte und erst als es starb, an die Ehe mit der österreichischen Erzherzogin dachte. Für die erste Behauptung Fouchés spricht die Tatsache, daß Pauline auf Marie Louise pathologisch eifersüchtig war und deshalb von Napoleon vom Hofe verbannt wurde.

3. Talleyrand (= der gehaßte Vater = Marbeuf) als Objekt infantiler Rachetendenzen Napoleons

Nach Gefangennahme der spanischen Prinzen wird Talleyrand gezwungen, sie in seinem Schlosse Valencay aufzunehmen. Napoleon wiederholt also auch hier die „Besetzung" Korsikas durch die Franzosen, deren Rolle Spanier übernehmen, während Valencay ein Korsika en miniature darstellt. Ebenso wie Napoleons Mutter mit Marbeuf, wird Talleyrands Frau mit dem Prinzen „verkuppelt", wobei Talleyrand die Rolle des verhöhnten, alles zulassenden Vaters spielt. Der einfachste Beweis hiefür liegt in der zitierten Frage Napoleons während der „großen Szene": „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß der Prinz Carlos der Geliebte Ihrer Frau ist?" Die Einquartierung Ferdinands VII. in Talleyrands Schloß bedeutet also folgendes: wieder konstruiert Napoleon einen das Verhältnis der Frau tolerierenden Gatten.

Ein weiterer Beweis ist darin zu erblicken, daß Napoleon Talleyrand zweimal als postillon d'amour verwendet: erst beim Zaren in Erfurt, wo er den Brautwerber spielt, und später dann in Warschau, wo er die Affäre der Gräfin Walewska entrierte. „Er mußte auch anderes für den Kaiser tun: so die Gräfin Walewska fragen, ob sie den Blick gespürt hätte, den Seine Majestät geruht habe, auf sie zu werfen (Blei, S. 516).

Und einmal befiehlt der Kaiser dem Herzog von Benevent in Warschau, ihm ein Glas Limonade zu bringen, „der langsam, mit einer Serviette unter dem Arm auf seinem Stock durch den Saal schlürfend, das Glas auf einem emaillierten Teller dem Kaiser überbrachte, demselben Monarchen, den er à part als Parvenü behandelte, wie Gräfin Potocka zu diesem Anlaß bemerkt" (Blei, S. 516). Das ständige Auf und Ab von Gnade und Ungnade, von Schimpforgien und Belohnungen, die Tatsache, daß Napoleon Talleyrand gegenüber, einem Wort des Fürsten zufolge, „aller Inkonsequenzen fähig ist", zeigt die Zwiespältigkeit der Beziehung Napoleons zu seinem Vater, die er unter anderem bei Talleyrand auslebt. Dabei wiederholt Talleyrand wieder das Verbrechen des Vaters: er verbündet sich mit den Fremden gegen das Vaterland. Napoleon ist aber Talleyrand gegenüber machtlos, da er ihn unbewußt bereits zum Rächer erwählt hat.

4. Talleyrand (= Marbeuf), der Rächer

Wir nähern uns dem Ende des napoleonischen Dramas, das im wesentlichen unter dem Aspekt des unbewußten Strafbedürfnisses steht.[28] Daß

28) Dieser Gesichtspunkt ist in Jekels Arbeit aus zwei Gründen noch nicht enthalten. Der erste ist ein zeitliches Moment: 1914 stand das Problem des unbewußten Strafbedürfnisses noch nicht im Zentrum analytischer Diskussionen (war es ja von Freud noch gar nicht aufgestellt worden), zweitens behandelt Jekels Arbeit den Beginn der napoleonischen Karriere.

dem tatsächlich so ist, beweist Napoleons Verhalten in diesen Monaten. Mit Recht hält ihm Talleyrand in seinen Memoiren vor, daß er seine Krone und seine Dynastie hätte retten können, wenn er zur richtigen Zeit nachgegeben hätte. Napoleon konnte aber nicht nachgeben, da er offenbar unter dem Druck dieses — aus dem jahrelangen Agieren seiner Ödipusphantasien[29] stammenden — Strafbedürfnisses seinen Untergang selbst provozierte und herbeiführte. Dabei wird Talleyrand zum Exekutivorgan seines Strafwunsches, und zwar zum von Napoleon selbstgewählten Exekutor. Napoleon unternimmt nichts gegen Talleyrand, obwohl seine Vorbereitungen zum Verrat — wie früher gezeigt — ihm bekannt sein mußten. Er beschäftigt nicht einmal

29) Ich will, obwohl das Ödipusmaterial ein eindeutiges ist, noch einige Belege anführen, die mir bei Durchsicht der Literatur aufgefallen sind. So erklärte Napoleon in einem Gespräch mit Fouché vor dem russischen Feldzug (Fouchés Memoiren, S. 224): „Ich ziehe ganz Europa hinter mir her und Europa ist weiter nichts als eine alte verdorbene Hure, mit der ich mit Hilfe meiner 800.000 Mann machen kann, was ich will.“ Zu dieser Erniedrigung der Mutter paßt gut der Ausspruch Napoleons auf St. Helena: „Meine Mutter war eine sehr ordnungsliebende, tugendhafte Frau...“ Weshalb das Attestieren der Tugend, wenn sie nicht innerlich bezweifelt würde?

Ferner verweise ich auf eine Stelle aus Napoleons blutrünstigster Jugendschrift „Korsische Novelle“, die der 20jährige Offizier in Auxone schrieb und die bereits zitiert wurde. Beweisend ist folgende Stelle aus der Schilderung der Greueltaten der Franzosen:

„...Ich verließ meine Leute, um meinem unglücklichen Vater zu Hilfe zu eilen. Ich fand ihn in seinem Blute liegen. Er hatte nur noch die Kraft, zu mir zu sagen: Räche mich, mein Sohn! Das ist das erste Naturgesetz. Stirb, wie ich, das schadet nichts, aber erkenne nie die Franzosen als Herren an. Ich setzte meinen Weg fort, um meine Mutter zu suchen, und fand ihren nackten, mit Wunden bedeckten Leib in der empörendsten Lage. Meine Frau, drei meiner Brüder, waren an eben diesem Platz aufgehängt, sieben meiner Söhne, von denen drei noch keine fünf Jahre alt waren, hatten dasselbe Schicksal erlitten.“

Also immer wieder: Marbeuf, der Mutterschänder, wobei die Über-Ich-Beschwichtigung für die Rache durch einen Befehl des Vaters vor sich geht. Ähnliches geschieht dann bei Talleyrand, der Vater-Imago (Siehe Punkt 2. „Talleyrand, die Vater-Imago, die den Mord billigt...“). — Auf die Zahlen der Kinder und Geschwister will ich nicht näher eingehen, obwohl auch diese eine Deutung zulassen. — In diesem Zusammenhang sei auf die Arbeit von Ernest Jones „The case of Louis Bonaparte“ (Journ. of abn. Psychol. VIII. 1913/14) verwiesen, die mir leider bloß in Form des Referates (Imago 1914, S. 303) zugänglich war.

Endlich sei darauf verwiesen, daß Josephine Beauharnais erster Mann als Royalist guillotiniert wurde, das heißt, daß der Vatermord vollzogen wurde, bevor Napoleon unbewußt die Mutter (= Josephine) besessen hatte, wobei wieder die Über-Ich-Entlastung für den gewünschten Vatermord in der Weise vor sich geht, daß jemand anderer (das Revolutionstribunal) die Verantwortung übernimmt. Damit mag auch vielleicht der erste Eindruck Napoleons, den er von Talleyrand empfing, zusammenhängen: Talleyrand erinnert ihn an Robespierre, den Schreckensmann, mit dessen Bruder Napoleon übrigens befreundet war.

Auf das Problem der fraglichen Epilepsie Napoleons kann wegen der Lückenhaftigkeit des diesbezüglichen Materials nicht eingegangen werden.

Talleyrand mit einer jener sinnlosen, nur zu Ablenkungszwecken aufgestellten Scheinaufgaben (so macht Napoleon z. B. Fouché 1813 zum Generalgouverneur von Illyrien und später von Rom in einem Zeitpunkt, in welchem beides für den Kaiser verloren ist, erzielt aber, daß Fouché zu Beginn der ersten Restauration in Paris nicht anwesend ist und machtlos bleibt), sondern begnügt sich mit den verschiedentlichen Absagen Talleyrands und stellt sogar einmal sinnlose Bedingungen beim Anbot des Ministeriums des Äußeren: Verzicht auf die Pension (siehe S. 52, Anm. 14), was bei Talleyrands Geiz einer Erledigung des Anbots gleichkommt. Napoleon unternimmt auch dann nichts gegen Talleyrand, als sich dieser indirekt an der Verschwörung Malets 1812 — nach der Niederlage in Rußland — beteiligt, worüber in Fouchés Memoiren folgendes zu lesen ist (S. 241):

„... diese Möglichkeit erklärt die Bildung einer eventuellen provisorischen Regierung, die sich aus den Herren Mathieu de Montmorency, Alexis de Noailles, dem General Moreau, dem Grafen Frochet, Präfekten des Seine-Departements und einem fünften zusammengesetzt hätte, dessen Name nicht genannt wurde. Nun, dieser fünfte war Herr von Talleyrand, und ich selbst sollte ..."

Wenn auch Napoleon einmal von sich sagte: „Denn ich bin nicht ein Mensch wie ein anderer und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich" — so ist das einer jener Irrtümer, an denen der Kaiser gescheitert ist. Napoleons Untergang waren nicht die Armeen der Koalierten, sondern lediglich sein unbewußtes Strafbedürfnis, zu dessen Exekutoren er eben jene Koalierten und — Talleyrand wählte. Diesen Nachfolger Talleyrand hat Napoleon ebenso aufgepäppelt, und zwar auf eigene Kosten, wie Ludwig XVI. seinen Pensionär Napoleon. (Napoleon hatte bekanntlich einen von Marbeuf verschafften Freiplatz in den unterschiedlichen Offiziersschulen.) Daraus ergibt sich auch die erwähnte Überschätzung Talleyrands in den letzten Monaten, wobei aus den Aussprüchen des Kaisers hervorgeht, daß er annahm, Talleyrand könnte — wäre er auf seiner Seite — Wunder wirken. Auch das Unverständnis, das Napoleon der ganzen Weltlage entgegenbrachte, das Nichtbegreifen, daß die einzige aus der Revolution hervorgegangene Regierung im reaktionären Europa nur um den Preis weitgehender Sicherungen und absoluter Nichteinmischung zu halten gewesen wäre, ist letzten Endes aus seinem unbewußten Agieren und dem unbewußten Strafwunsch verständlich. Napoleon war überhaupt unfähig, in anderen Kategorien als in Menschen zu denken: eine sonderbare, offenbar auf seine Verstrickung in der Vaterfigur zurückzuführende Denkhemmung bei einem so außergewöhnlichen Intellekt. So erklärt sich der Ausspruch Napoleons auf St. Helena, er säße noch auf seinem Throne, hätte er Talleyrand und Fouché zur richtigen Zeit hängen lassen.

Diese Oszillationen zwischen den vier Einstellungen zu Talleyrand: als Gönner, als Vater-Imago, die den Vatermord billigt, als Racheobjekt und als Rächer, erklären, daß Napoleon niemals von Talleyrand loskam, geben einen Schlüssel zu seinem inkonsequenten Verhalten und bewahrheiten Metternichs Wort, der Talleyrand Napoleons ersten Diener und Antagonisten nannte.

Literatur:

Aretz G., Die Frauen um Napoleon.
Barras P., Memoiren, 4 Bde.
Blei F., Talleyrand.
Chuquet, La jeunesse de Napoléon 1—3.
Dunoyer A., Fouquier—Tinville.
Fleischmann H., Requisitoires de Fouquier—Tinville.
Fouché, Memoiren. Übersetzt von P. Aretz.
Gourgaud, Mémoires pour servi à l'histoire de France sous Napoléon (corrigé de la main de Napoléon) 1823.
Jekels L., Der Wendepunkt im Leben Napoleons, „Imago", III, 1914.
Jones E., The case of Louis Bonaparte, King of Holland. Journ. of abn. Psych. 1913/14. Referat von H. Sachs in „Imago", 1914, S. 303/304.
Kircheisen F. M., Napoleon.
Kircheisen G., Napoleon und die Seinen.
Kircheisen G., Die Frauen um Napoleon. (Ursprüngliche Fassung der Arbeit von G. Aretz.)
Kleinschmidt A., Die Eltern und Geschwister Napoleons.
Ludwig E., Napoleon.
De Lacombe B., La vie privée de Talleyrand.
De Lacombe B., Talleyrand, évêque d'Autun.
Martel T., Mémoires et œvres de Napoléon.
Masson F. et Biagi G., Napoléon inconnu.
Masson, Napoleon.
Napoléon, Oeuvres 1—6. Panckoucke 1822.
Propyläen-Weltgeschichte, Band VII, Revolution und Restauration.
Roessler, Die Jugend Napoleons des Ersten.
Sainte-Beuve, Monsieur de Talleyrand.
Scott W., Napoleon.
Stendhal, Napoléon.
Talleyrand, Memoiren, Herausgegeben vom Herzog von Broglie. 5 Bände.
Wallon H., Le tribunal Révolutionnaire.
Wencker-Wildberg (in Verbindung mit F. M. Kircheisen), Napoleon, Memoiren seines Lebens, 14 Bände.
Wendel H., Danton.
Wolff O., Die Geschäfte des Herrn Ouvrand.
Zweig S., Fouché.
Zweig S., Marie Antoinette.

Stendhal

Ein Beitrag zur Psychologie des narzißtischen Voyeurs

Es dreht sich in der Welt doch alles um das liebe Ich.
Aus einem Brief Stendhals an Mareste, 21. März 1818.

Man genießt in der Liebe immer nur die eigene Illusion.
Stendhal, „De l'amour", Kapitel 8, geschrieben 1820.

Ma veritable passion est celle de connaitre et d'éprouver. Elle n'a jamais été satisfaite.
Stendhal, „Henri Brulard".

Quoi n'est-ce que ça?
Stendhals Lieblingswort: Zum erstenmal ausgesprochen bei der Ankunft in Paris, wiederholt beim Übergang über den St. Bernhard, nach der Feuertaufe, nach dem ersten Koitus usw. usw.

In Stendhals[1] Selbstbiographie — La vie de Henri Brulard —, die Henri Beyle im Jahre 1835 im Alter von 52 Jahren in Rom und Civita Vecchia verfaßte, findet sich eine Schilderung der Beziehung des Knaben zur Mutter:

Meine Mutter, Henriette Gagnon, war eine reizende Frau, und ich *war verliebt in meine Mutter*. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß ich sie verlor, als ich sieben Jahre alt war. Als ich sie liebte, mit *sechs Jahren* vielleicht (1789), hatte ich ganz denselben Charakter, wie im Jahre 1828, als ich in *Alberte de Rubempré*[2] rasend verliebt war. Meine *Art, auf die Jagd nach dem Glück zu gehen*, hatte sich im Grunde gar nicht geändert außer in einem einzigen Punkte. Ich war in dem, was das Körperliche der Liebe ausmacht, in derselben Lage wie Cäsar, wenn er wieder auf die Welt käme, hinsichtlich des Gebrauchs der Kanonen und der Kleinfeuerwaffen sein würde. Ich hätte es sehr schnell erlernt und das hätte nichts an meiner Taktik geändert. *Ich wollte meine Mutter mit Küssen bedecken und es sollten keine Kleider da sein.* Sie liebte mich glühend und küßte mich oft. Ich gab ihr ihre Liebkosungen mit solchem Feuer zurück, daß sie oft genötigt war, wegzugehen. *Ich verabscheute meinen Vater, wenn sein Kommen unsere Küsse unterbrach.* Ich wollte sie ihr immer auf die Brust geben... Ich meinerseits war *so verbrecherisch wie möglich, ich war toll verliebt in ihre Reize*.[3]

1) „Stendhal" war eines der 200 Pseudonyme Beyles. Stendhal ist der Name eines preußischen Dorfes.

2) Beyle nennt Alberte de Rubempré („Madame Azur") „eine *Dirne* ohne Erhabenheit wie die Dubarry". Somit identifiziert Stendhal seine Mutter mit einer Dirne. Siehe die später beschriebene Spaltung der zärtlichen und sinnlichen Komponente.

3) Unterstreichungen stammen vom Verfasser. Ähnlich bei den übrigen Zitaten des Buches.

Dieser selbstgeschilderte intendierte Inzest hat begreiflicherweise den Stendhal-Biographen viel zu schaffen gemacht. Die meisten ziehen sich aus der Schlinge, indem sie die Angaben Stendhals als ein nachträgliches Hineinprojizieren erklären, sie als nicht ernst gemeinte Zynismen bagatellisieren oder gar behaupten, der große Blagueur und Mystifikator Stendhal hätte die Nachwelt zum Narren halten wollen. Andere Biographen wieder, wie Weigand, Zweig, v. Oppeln-Bronikowski, glauben Stendhal: „Den Anhängern der Freudschen Theorien kann man dieses Bekenntnis als Musterbeispiel empfehlen" (Weigand, „Stendhal", S. 293). Und Zweig resumiert: „Kaum irgendwo findet die Psychoanalyse einen tadelloseren Ödipuskomplex literarisch hingelegt, als in den ersten Seiten von Stendhals Selbstbiographie, im Henri Brulard" („Drei Dichter ihres Lebens", S. 169). Erfährt man, daß Stendhal über seinen Vater stets in den herabsetzendsten Ausdrücken sprach — Jesuit, Bastard waren noch höfliche Epitheta —, daß er zugegebenermaßen politisch radikal war, weil der Vater den Aristokraten und Bourbonenanhänger herauskehrte, daß er dem Vater während des Terrors Verhaftung, allerlei Ungemach, ja den Tod wünschte und dessen Hinscheiden mit den Worten: „Ich erfahre einen Wechsel" registrierte, kurz, daß sein Vaterhaß so eminent war, daß er sogar in seinem Testament anordnete, daß er selbst als „Arrigo Beyle, Milanese" zu begraben sei, obwohl er in Wirklichkeit aus Grenoble stammte — berücksichtigt man dies alles, so ist man gewiß über die Intensität des positiven Anteils seines Ödipuskomplexes im klaren.

Die von Weigand apostrophierten „Anhänger der Freudschen Theorien" könnten also die Existenz des Ödipuskomplexes bei Stendhal feststellen, jede weitere Diskussion mit dem Hinweis auf die eigene Aussage des Beteiligten ablehnen, den Biographenstreit, ob der Inzest erwogen oder bloß phantasiert wurde, mit dem Argument der Gleichwertigkeit der inneren und äußeren Realität im Unbewußten abschneiden, kurz den Fall Stendhal als Musterbeispiel des Ödipuskomplexes befriedigt katalogisieren, rubrizieren, registrieren und als Paradigma den Ungläubigen vorhalten. Vielleicht könnte die Inzestschilderung Stendhals sogar analytische Karriere machten und den gleichen Rekord an analytischen Zitierungen erreichen wie Diderots Ausspruch im „Neveu de Rameau": „Wenn der kleine Knabe sich selbst überlassen wäre, wenn er seine ganze Naivität behielte und zur geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Intensität der Leidenschaften eines Dreißigjährigen hinzuträte, würde er seinen Vater erwürgen und mit seiner Mutter schlafen."

Und doch beginnt hier erst das Problem. Es lautet: Wie kommt es, daß Stendhal seinen Ödipuskomplex nicht verdrängt, sondern bewußt erhalten hatte? Wir stehen also vor der grotesken Situation, daß

uns das ohnehin Raritätswert besitzende Geständnis (richtiger: die Selbstanklage) Stendhals gar nichts nützt und wir uns über seine unbewußten Motive, die dieses Perzipieren untergründiger Zusammenhänge bewirkten, vorerst Klarheit schaffen müssen, um dann erst zu erkennen, „wie alles sich zum Ganzen webt".

Anders formuliert: Welche Bedingungen müssen vorhanden sein, damit einem Menschen der eigene Ödipuskomplex an sich selbst bewußt wird und dauernd bewußt bleibt? (Auszuschließen ist das blitzartige Wissen mit konsekutivem raschem Verdrängen.) In unseren Tagen ist vorerst die Fehlerquelle auszuschalten, daß der Betreffende irgend etwas von der Großtat Freuds — der Psychoanalyse — gehört hat. Gerade deshalb ist das Beispiel Stendhals, der zwei Menschenalter vor Freud seinen individuellen Ödipuskomplex exakt freudisch formulierte (freilich ohne seine allgemeine Bedeutung und seine Konsequenzen auch nur zu ahnen), so wichtig, weil er aus zeitlichen Gründen unbeeinflußt war von aller Psychoanalyse. Soweit ich das Problem überschauen kann, gibt es folgende Bedingungen, unter welchen der Ödipuskomplex einem Erwachsenen in seiner ganzen Schärfe bewußt werden kann:

1. Psychologisches Genie.
2. Schizophrene Psychose.
3. Moral insanity.
4. Beobachtung am anderen, Ausbleiben der normal einsetzenden Verdrängung aus schwerstem psychischem Masochismus und Verwendung der am anderen gewonnenen Eindrücke gegen die eigene Person zum Zwecke der Selbstbestrafung.

Es gibt — außer einem gefühlsmäßigen Urteil — kein allgemeingültiges Maß für das Geniale. Die psychologische Genialität Stendhals als einzige Erklärung seiner Psyche annehmen, heißt auf die Enträtselung seiner Persönlichkeit verzichten, da wir über die intrapsychische Arbeitsweise des Genies nichts wissen. Die wenigen psychologischen Genies der letzten 150 Jahre — man kann sie an den zehn Fingern abzählen — haben sich zu dieser Arbeit nicht gerade gedrängt. — Auch die übrigen drei Punkte sind auszuschließen, da Stendhal weder an einer Schizophrenie noch an einer Moral insanity litt, noch die Beobachtung des Ödipuskomplexes ursprünglich an jemand anderem gemacht hatte.

Wir sind also genau so klug als wie zuvor und werden höchstens ahnen, daß masochistische, selbstquälerische Motive bei dieser Introspektion eine Rolle spielen werden. Doch bringt uns dies bezüglich der Genese der Entdeckung des Ödipuskomplexes bei Stendhal nicht sehr weit.

Es gibt offenbar noch eine fünfte Möglichkeit, die die Selbstentdeckung des positiven Ödipuskomplexes erklären könnte: wenn nämlich der nega-

tive Anteil des Ödipuskomplexes von überragender Stärke wäre, bestünde in einer für den unbewußten Teil des Ich gefährdeten Situation die Kompromißtendenz, das weniger Unangenehme preiszugeben, um das Wichtigere, bewußt aber noch Peinlichere festhalten zu können.[4] Somit müßte die unbewußt-homosexuelle Tendenz in Stendhals Psyche eine der entscheidenden Triebkräfte sein, die sein Ich mit allen Mitteln, auch um den Preis weitestgehender Verdrängungsverzichte, aufrechtzuerhalten versuchte.

Ich bekenne mich zu dieser Ansicht und will, an Hand des autobiographischen und literarischen Materials Stendhals, vorerst diese These begründen.

I. Stendhals unbewußte Homosexualität

Stendhal schildert seinen Vater als „häßlichen, knifflichen Menschen, dem jede Anmut fehlte". „Diesen Mann" — bei der Aufzählung der Familienmitglieder nennt er den Vater an letzter Stelle und führt ihn mit den Worten ein: „Zur Familie gehörte endlich mein Vater" —, behauptet Stendhal gehaßt und verachtet zu haben. Der Sohn kann sich gar nicht genug tun in verächtlichen Ausdrücken, die dem Aussehen, dem advokatorischen Beruf, dem Eigennutz, dem Erziehungssystem, den politischen Ansichten des Vaters gelten. Immer wieder kehrt im „Henri Brulard" der Satz von der „freudlosen Kindheit" wieder. Fragt man erstaunt, was denn dem Vater Meritorisches vorgeworfen werden kann, dann reduziert sich alles Geschimpfe auf die Tatsache, daß der Knabe in ziemlicher Abgeschiedenheit erzogen wurde. „Ich wurde finster, haßte alle Menschen. Mein Hauptunglück war, daß ich nicht mit anderen Jungen spielen durfte." Bedenkt man, daß Stendhals Jugend in die französische Revolutionszeit fällt (er wurde 1783 geboren), daß der Vater des Knaben wegen seiner aristokratischen, bourbonenfreundlichen Gesinnung als „notorisch verdächtig" unter Polizeiaufsicht stand, sich zeitweise verborgen halten mußte und unter dem Terror sehr ernstlich gefährdet war und mit Recht um sein Leben bangte, dann ist diese Isolierung nicht weiter verwunderlich. Daraus konstruiert aber Stendhal „eine Gefangenschaft", ein

4) Da die Psyche auch nach dem Lustprinzip arbeitet, sind in psychischen Gefahrensituationen solche Preisgaben wichtiger, normalerweise verdrängter, Tendenzen nicht weiter erstaunlich und in der Analyse studierbar. Als harmlosestes Beispiel sei die typische, jedem Analytiker bekannte Situation herangezogen, in welcher der Patient zu Beginn der Ordination mitteilt, er hätte zwei Träume in der vergangenen Nacht gehabt. Der erste sei noch erinnerlich, der zweite verdrängt. Fordert der Analytiker nach Anhören des ersten Traumes den Patienten auf, seine Assoziationen zum Traum mitzuteilen, dann passiert es häufig, daß der erste Einfall lautet: „Ah, jetzt fällt mir der zweite Traum ein." Offenbar war das Preisgeben verdrängter Einfälle für das Ich des Patienten noch peinlicher, als der zweite Traum. Ein Patient sprach bei solchen Gelegenheiten von „Greislergeschäften" des unbewußten Anteils des Ichs.

„armes, verfolgtes Bürschchen, das fortwährend gescholten wurde“, das von einem verhaßten Erzieher (Abbé Raillane) erzogen wurde. „Ich haßte meinen Vater, von dem der Abbé seine Gewalt hatte und haßte noch mehr die Religion, in deren Namen er mich tyrannisierte.“ ... „Ich verabscheute alles, was mein Vater oder der Abbé mich lehrten.“ Dabei muß Stendhal selbst zugeben, daß er selbst in seinem berserkerischen Haß dem Vater unrecht tut („Ich war sehr boshaft und ungerecht gegen meinen Vater“), der sich übrigens sehr viel um den frühverwaisten Knaben kümmerte: „Ich spazierte mit meinem Vater durch seine Felder und hörte ungnädig der Auseinandersetzung seiner Pläne zu.“ Die Liebe des Vaters eskamotiert Stendhal sehr einfach weg: „Er liebte mich nicht als Individuum, sondern nur als Sohn, der seine Familie fortpflanzen sollte.“ Das ganze Milieu führte nach Stendhals Angabe dazu, daß er „mit jedem Tage finsterer, tückischer und unglücklicher wurde“. „Ich war also ein großer Duckmäuser und sehr boshaft“ ... und „alles, was niedrig und platt ist im bürgerlichen Stil, erinnert mich an Grenoble. Alles, was mich an Grenoble erinnert, erregt mir Abscheu; — Abscheu, das ist zu vornehm: Übelkeit. Grenoble ist für mich die Erinnerung an eine abscheuliche Verdauungsstörung.“

Nun war der Vater, Cherubin Beyle, gewiß besser als der Ruf, den ihm sein Sohn in der Weltliteratur verschaffte. Vor allem die Tatsache, daß er das Sterbezimmer seiner Frau abschloß und zehn Jahre niemanden hereinließ, zeigt, daß er keineswegs so gemütsroh war, wie Stendhal ihn schildert. Im gleichen Sinn spricht die Tatsache, daß er den Kindern keine Stiefmutter gab, in späteren Jahren dem Sohne den Aufenthalt in Paris ermöglichte und ihm immer wieder Geld sandte usw. Dabei machte es Stendhal dem armen Manne keineswegs leicht, in ihm sein Fleisch und Blut zu sehen: „Meine Familie gehörte zu den aristokratischesten der Stadt und das genügte, daß ich mich auf der Stelle als wütenden Republikaner fühlte.“ Und der Knabe hielt mit dieser Meinung keineswegs hinter dem Berge: Als zwei Priester von den Revolutionären wegen ihrer königstreuen Gesinnung öffentlich hingerichtet wurden, verteidigt Stendhal den politischen Mord. „Mein geringes Mitgefühl mit den beiden Hochverrätern war mir sicherlich an den Augen abzulesen ... Man zankte mich erbärmlich aus. Mein Vater bekam einen der größten Wutanfälle gegen mich, an die ich mich erinnere.“ Nicht anders verhielt sich der Knabe beim Prozeß Ludwig XVI.:

„Da kam die Nachricht von der Verurteilung des Königs. Meine Angehörigen waren in kopfloser Verzweiflung. ‚Nie wird man es wagen, dieses niederträchtige Urteil vollstrecken zu lassen‘ sagten sie. ‚Warum nicht?‘ dachte ich, ‚wenn er Verrat begangen hat‘ ... ‚Ich muß doch hören, was die Ungeheuer getan haben‘, sagte mein Vater. ‚Hoffentlich haben sie den Verräter hingerichtet‘, dachte ich. Dann machte ich mir so meine Gedanken über den außerordentlichen Unterschied zwischen meinen Empfindungen und

denen meines Vaters... Ich erwog den Fall zwischen meiner Familie und mir, als mein Vater zurückkam. ‚Es ist geschehen', sagte er mit einem tiefen Seufzer, ‚sie haben ihn ermordet'. Ich wurde von einer der freudigsten Regungen ergriffen, die ich in meinem Leben gespürt habe. Der Leser wird mich vielleicht für grausam halten, aber so war ich mit zehn Jahren, so bin ich noch heute mit zweiundfünfzig."

Und als der Volksbeauftragte Amar den Namen von Stendhals Vater auf die Liste der Verdächtigen setzt mit der lieblichen Aussicht auf Verhaftung und Revolutionstribunal, spielt sich folgende Szene ab:

„Meine Angehörigen drückten in feinen Worten den ganzen Abscheu aus, denen der Name Amar ihnen einflößte. ‚Was willst du denn?' sagte ich zu meinem Vater, ‚Amar hat dich auf die Liste derer gesetzt, die dringend verdächtig sind, keine Anhänger der Republik zu sein. Mir scheint, es ist sicher, daß du keiner bist.' Über diese Worte errötete die ganze Familie vor Zorn. Man war drauf und dran, mich in Stubenarrest zu schicken, und beim Abendessen, das bald darauf gemeldet wurde, richtete keiner das Wort an mich. Ich versank in tiefes Nachdenken. Es ist die lautere Wahrheit, was ich gesagt habe! Mein Vater setzt seine Ehre darein, die neue Ordnung der Dinge, wie die Aristokraten damals sagten, zu verabscheuen. Welches Recht haben sie, sich zu erzürnen?"

Man sieht, der Vater konnte tun und lassen, was er wollte, der Sohn war scheinbar sein erbitterter Feind. Jede Wohltat und Güte wird sofort herabgesetzt. Als z. B. der Vater beim Abschied des 16jährigen Sohnes bei seiner Reise ans Pariser Polytechnikum Abschiedstränen vergoß, registriert Stendhal: „Was ich zu berichten habe, ist nichts Schönes. Im letzten Augenblick vor der Abreise, in Erwartung des Wagens, verabschiedete ich mich von meinem Vater... Der einzige Eindruck, den seine Tränen auf mich machten, war der, daß ich ihn sehr häßlich fand."

Nun gab es nach Stendhals Worten außer dem Vater noch einen „zweiten Teufel, der gegen seine Kindheit losgelassen war: die Tante Seraphie". Diese Tante war die Schwester der verstorbenen Mutter Stendhals und übernahm nach deren Tode die Führung des Haushaltes. Stendhal bezeichnet sie als bösartige, „sauertöpfische Betschwester", mit der Verbitterung des hübschen, unverheirateten Mädchens. Er bezichtigt seinen Vater und Seraphie sexueller Beziehungen, meint sogar, daß diese Tante ihn als „gesetzliches oder moralisches Hindernis" einer Ehe mit Cherubin Beyle auffaßte und den Knaben deshalb haßte. An anderer Stelle bezweifelt er wieder seine eigene Angabe und meint, die Tante „hatte, ich weiß nicht warum, eine Pike auf mich und ließ mich von meinem Vater fortwährend ausschelten". Nun besteht gar keine Ursache zur Annahme, daß gerade Stendhal von Seraphie als Ehehindernis aufgefaßt wurde (Stendhal hatte ja noch zwei Schwestern), und wir kommen der Wahrheit viel näher, wenn wir folgendes annehmen: Der Knabe hatte seine Mutter leidenschaftlich geliebt und seinen Vater als Störer gehaßt, diese Ödipuswünsche stießen auf die Schranke der Kastrationsangst vor dem Vater, es kam zu einem für den passiv-femininen-unbewußt-homo-

sexuellen-narzißtischen Typus charakteristischen psychologischen Penisverzicht (Selbstkastration) nach der Formel: „Jetzt bin ich Frau (= Mutter) und du, Vater, liebe mich, wie du die Mutter liebtest.“ Erleichtert wurde diese feminine Einstellung durch die Schönheit der Mutter, mit der sich der häßliche Knabe identifizierte, bzw. durch die Liebe zu ihr. Er liebte also narzißtisch sich selbst in ihr. Nun hatte der Knabe das Unglück, knapp nach dem Höhepunkt des Ödipuskomplexes die Mutter zu verlieren, somit war die unbewußte Erwartungsvorstellung, vom Vater geliebt zu werden, scheinbar realisabel. In Wirklichkeit wandte sich der Vater der Tante Seraphie zu. So wurde diese zur sexuellen Konkurrentin, der Vater zum ungetreuen Liebhaber[5] und beide mit dem infernalischen Haß des Enttäuschten belegt. Es gibt hiefür einen geradezu pathognomonischen Beweis in einer Äußerung Stendhals im „Henri Brulard“. Nachdem Stendhal, wie früher zitiert, Pech und Schwefel auf den „bösen Vater“ herabbeschworen hatte, heißt es: „Ich verabscheute meine jüngere Schwester Zenaïde ... weil mein Vater sie liebte, weil er sie jeden Abend auf seinen Knien einschlafen ließ...“ Somit ist all der Haß, den Stendhal durch sechs Jahrzehnte gegen den Vater verspritzt, die Enttäuschung des homosexuell Ungeliebten und zugleich ein Schutzwall gegen das Bewußtwerden dieses seines tiefsten, verdrängten, unbewußt homosexuellen Wunsches. Das erklärt zum Teil auch die Unversiegbarkeit dieses Hasses: je stärker die unbewußt homosexuellen Wünsche an die Oberfläche drängten, desto stärker mußte der Haß gegen den Vater in den Vordergrund treten. So häuft er Schmähung, Herabsetzung, Vorwürfe der Niedertracht gegen den Mann, der nur eine Sünde beging: ihn nicht zum sexuellen Liebesobjekt genommen zu haben. Daher kommt es, daß Stendhal als 52jähriger in der Postkutsche nach Rom, ganz gegen seine Gewohnheit, ein hübsches Mädchen ignoriert, weil dieses ihn an die Nase (!) des Abbé Raillane (= Vater) erinnert.

Dieser Vaterhaß hat freilich nicht nur Stendhal selbst zur Unkenntlichmachung seiner unbewußten Homosexualität verholfen, er täuschte auch seine Biographen. Diese glauben ihm — von gelegentlichen Hinweisen auf Stendhalsche Übertreibungen abgesehen — die Situation seiner Kindheit, so wie er sie in „Henri Brulard“ schildert. Und Sera, sein italienischer Bearbeiter, hat in einem ganz anderen Sinne recht, als er vermeinte, wenn er ausruft: „Das Hauptvergnügen Stendhals bestand darin, anders zu scheinen als er wirklich war... Die Anklagen seiner Feinde würden ihm aber die Befriedigung gewähren, daß man auch heute noch für bare Münze nimmt, was er bei

5) Natürlich mobilisierte dieser Haß aus dem negativen Ödipuskomplex den älteren aus der Blütezeit des positiven.

Lebzeiten über seine Person in Umlauf gebracht hat." Das Groteske liegt darin, daß der Vaterhaß nicht nur Stendhal selbst das so eifrig und emsig gesuchte innere Wesen seiner Psyche verdeckte — man denke daran, daß Stendhal seine Biographie zu dem Zwecke schreibt, um zu erfahren, was er eigentlich sei: „Ich werde fünfzig Jahre alt, es wäre wohl Zeit, mich kennenzulernen. Was bin ich gewesen? Was bin ich? Wahrhaftig, ich wäre sehr in Verlegenheit, wenn ich es sagen sollte" —, sondern daß dieser Haß auch den Biographen Scheuklappen lieferte und sie auf den ausgetretenen Spuren von Stendhals Verdrängungen wandeln ließ! —

Ist man einmal auf die Tatsache der unbewußten Homosexualität aufmerksam geworden, dann ergibt sich eine Fülle von Bestätigungen. So ist etwa die bekannte Tatsache, daß Stendhal stets verliebt war (sein Freund Prosper Mérimée sagt im bekannten Stendhal-Nekrolog: „Ich habe ihn nie anders als verliebt gesehen oder im Glauben, es zu sein), ähnlich zu werten wie der Vaterhaß: als subjektiven negativen Beweis der Homosexualität, etwa nach der primitiven unbewußten Formel: „Ich kann ja gar nicht den Mann lieben, da ich die Frau anbete." — Ebenfalls bei Mérimée nachzulesen ist folgende Szene:

Einmal erzählte mir B., er habe das Leben von ** zu einem Drama gestaltet. Er habe ihn als schlichte, gerade Natur dargestellt, empfindsam und gütig, aber nicht fähig, Menschen zu befehlen ... „Spielt die Liebe eine Rolle in deinem Stück?" fragte ich. — „Eine große!" gab er zur Antwort: „Er liebte ..., seinen Lieblingsschüler ..." B. behauptete, alle großen Männer hätten seltsame Neigungen gehabt, und berief sich auf Alexander, Cäsar, ein Dutzend römischer Päpste usw. Und selbst Napoleon habe eine Schwäche für einen seiner Adjutanten gehabt.

Und Stendhals Julien Sorel (in „Rouge et Noir") schreibt auf die Rückseite eines Napoleonbildnisses Liebesergüsse, auf welche Mme. Rênan, in der Meinung, es handle sich um eine Frau, eifersüchtig ist.

In die gleiche Kerbe der passiv-homosexuellen Vergewaltigungsphantasien schlägt Stendhals Vorliebe für die Renaissance. Er verliebte sich, wie einer seiner Biographen sagt, in das italienische Mittelalter, in die Kraft und „Energie" ihrer Heroen. Dieser „theoretische Herrenmensch" (Weigand) bewunderte die „Energie" (d. h. ausgelebte Aggression), wo er sie im kraftlosen 19. Jahrhundert fand: bei Raubmördern (mit Recht macht Weigand darauf aufmerksam, mit welcher Begeisterung Stendhal in „Promenades dans Rome" vom Mörder Lassargue, der seine Geliebte umgebracht hatte, spricht) und bei Gesetzesbrechern jeder Art. Und in seinem letzten Roman „Amiele" identifiziert sich Stendhal mit der Heldin, einem jungen Mädchen, das dem Verbrecher Valbayre Helfershelferdienste leistet. (Wörtlich heißt es in Stendhals unvollendetem Szenarium: „In Valbayre bewundert Amiele den Tatmenschen, den Mörder.") Daß auch Amiele, wie

alle Helden Stendhalscher Romane, mit dem Autor Stendhal identisch ist, haben Leon Blum und Blei gesehen: „Il (Stendhal) se transporterá même — et c'est la singularité du roman de Lamiel — dans un autre sexe... Lamiel n'est autre chose que Julien Sorel en jupons“ (Blum). Und Blei nennt „Amiele“ eine kuriose Autobiographie Stendhals in weiblicher Übersetzung. Man kann, wie ich hinzufügen möchte, diese Identifizierung Stendhals mit einem Mädchen aus folgendem beweisen: Amiele hat die gleiche Bewunderung für Verbrechen wie Stendhal, das Dorfmädchen interessiert sich als Dirne (Homosexualität!) plötzlich für Mathematik (!) wie der entlaufene Mathematikschüler Stendhal, will eine Herzogin „seelisch studieren“ und — das ist das Entscheidende — verhält sich bei ihrer Entjungferung wie der 18jährige Stendhal. Amiele „mietet“ für drei Taler einen gleichgültigen „semmelblonden Dorftölpel“ Berville, um sich von ihm verführen zu lassen:

Am folgenden Tage traf sich Amiele mit Hans im Walde. Er hatte seinen Sonntagsanzug an. „Küsse mich“, befahl sie. Hans küßte sie. Sie bemerkte, daß er sich ihrem Wunsche gemäß hatte rasieren lassen. Sie lobte ihn deswegen. „Das ist doch selbstverständlich!“ meinte er lebhaft. „Sie sind meine Gebieterin! Fräulein, Sie zahlen gut und Sie sind so hübsch!“ „Du hast recht!“ sagte Amiele. „Ich will deine Liebste sein.“ „Das ist etwas anderes!“ erklärte Hans pflichtschuldigst und ohne weiteres, ohne Zärtlichkeit, machte er, der junge Normanne, Amiele zu seiner Liebsten. „Ist das alles?“ fragte sie. „Ja“, erwiderte er. „Hast du schon viele Liebsten gehabt?“ — „Drei!“ — „Und es ist nichts weiter dabei?“ — „Daß ich nicht wüßte!“ bestätigte er. „Soll ich wiederkommen, Fräulein?“... „Was“, wiederholte Amiele voll Erstaunen, „die Liebe ist weiter nichts als das!?...“

Stendhals erster Koitus in Mailand spielt sich bei einer Publica ab, die er — wie Amiele Berville — bezahlte. Die Reaktion war die gleiche, wie bei Amiele: *„Quoi, l'amour n'est-ce que ça?“* Es ist klar, daß der Tölpel Berville auch Stendhal repräsentiert. Auf diese aus der starken Bisexualität, bzw. der weiblichen Identifizierung stammende Eigenschaft Stendhals, Mann und Frau zugleich in so ausgeprägtem Maße personifizieren zu können, wird im weiteren noch eingegangen werden.

Somit reduziert sich Stendhals „Vergötterung der Energie“ neben einer Kompensation seiner Timidität und Potenzstörung (siehe später) auf unbewußte Vergewaltigungsphantasien, wobei Stendhal wieder beide Rollen unbewußt mimt: die des aggressiven Tatmenschen und vor allem die des vergewaltigten, passiv-masochistisch genießenden Opfers.

Die Frage, weshalb Stendhal, der große Frauenkenner, so häufig, so ausgiebig und unter so plumpen Modalitäten von seinen jeweiligen Freundinnen sexuell hintergangen wurde, ohne es zu merken, wird von den Biographen überlegen lächelnd mit der Weltfremdheit des Dichters beant-

wortet. Tritt man weniger naiv und überheblich an die Frage heran, ergibt sich freilich ein anderes Bild und die analytische Erfahrung, daß hinter einem solchen Übersehen häufig ein unbewußtes Nichtsehenwollen verborgen ist, ist auch im Falle Stendhals nicht abzuweisen. Als ihn Angiola Pietragrua, seine erste und stärkste Leidenschaft, betrog, verzieh er ihr nach einiger Zeit. Stendhal schilderte seine Gefühle Jahre später Mérimée folgendermaßen:

„Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich vermochte nicht zu denken. Eine unerträgliche Last bedrückte mich, ohne daß ich mir klar ward, was es eigentlich war. Das ist das schlimmste Unglück: es raubt einem alle Willenskraft. Sowie ich mich ein bißchen von meiner Benommenheit erholt hatte, erfaßte mich eine seltsame Neugier, alle ihre Treubrüche zu erfahren. Ich ließ sie mir bis in die Einzelheiten berichten. Das tat mir schrecklich weh, aber ich empfand dabei doch ein gewisses körperliches Vergnügen, sie mir in allen Lagen vorzustellen, die man mir schilderte."

Diese Mischung von masochistischen und unbewußt homosexuellen Genüssen ist uns aus Analysen von Neurotikern gut bekannt, wobei einerseits eine Identifizierung mit dem fremden Mann (unter gleichzeitigem Genuß von Voyeurlust — siehe Kapitel III), anderseits mit der koitierten Frau stattfindet.[6]

Ähnliches praktizierte Stendhal, wenn er in „Souvenirs d'egotisme" bekennt:

Ich habe die unglückliche Fähigkeit, meine Neigungen auf andere zu übertragen. Oft, wenn ich meinen Freunden von meiner Geliebten erzählte, habe ich sie verliebt gemacht oder, was noch schlimmer ist, meine Geliebte in meinen Freund, den ich wirklich liebte.

Wie weit diese unbewußte weibliche Identifizierung bei Stendhal ging, beweist die Gegenüberstellung folgender Aussprüche. Von seinem Alter ego Jules Sorel (in „Rouge et Noir") sagt er:

Sein Teint war so hell, seine Augen so sanft, daß Frau von Rênal ihn in ihrer etwas romantischen Neigung im ersten Augenblick für ein verkleidetes junges Mädchen hielt.

Und über sich berichtet Stendhal im „Henri Brulard";

Ich habe eine viel zu zarte Haut, eine richtige Frauenhaut. Später bekam ich immer Blasen in der Hand, wenn ich meinen Säbel eine Stunde lang gehalten hatte. Um ein Nichts reiße ich mir die Haut von den Fingern, mit einem Wort, der Überzug meines Körpers ist der einer Frau.

So kommt es, daß in seinen Werken so häufig verkleidete Frauen in Männerkleidern vorkommen (z. B. in „Vanina Vanino"), daß die Gymnasiastenleidenschaft Stendhals, Mlle. Cubly, eine Hosenrolle als Glanzrolle

6) Ich verweise auf den Abschnitt „Anonymer Koitus" meiner Arbeit „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung". Int. Ztschr. f. Psa., 1934, H. 2.

hatte, daß Stendhal seine Freundin Angiola Pietragrua häufig in seinen Hieroglyphen „Contessa Simonetta" nennt und sich selbst den gleichen Namen beilegt („Colonel Simonetta", Brief an seine Schwester Pauline, 8. Oktober 1813).

Last not least sei zur Stütze der homosexuellen Diagnose auf die paranoiden Züge Stendhals verwiesen. Mérimée sagt darüber:

Man behauptet, vor der Polizei des Kaiserreichs hätte kein Geheimnis bestanden. Fouché habe alles gewußt, was in den Pariser Salons geredet wurde. B. war überzeugt, daß diese Riesenspionage weiterbestehe. Infolgedessen tat er auch das Belangloseste nur unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln. Er unterschrieb seine Briefe zumeist mit erdichteten Namen, wie Cäsar Bombet, Catouet usw. Auch datierte er sie z. B. aus Abeille statt aus ** Und oft begann er mit einem Satze derart: „Die empfangene Rohseide habe ich bis zu ihrer Verfrachtung per Schiff gelagert..." Alle seine Bekannten hatten bei ihm einen Decknamen, nie nannte er sie anders, denn so. Kein Mensch hat genau gewußt, mit wem er verkehrte, welche Bücher er geschrieben und was für Reisen er gemacht hat.

In Wirklichkeit gingen Stendhals Vorsichtsmaßregeln noch viel weiter, als dies Mérimée angibt. Vor allem schafft sich Stendhal beim Schreiben ein französisch-italienisch-englisches Kauderwelsch und dieses — chiffriert er noch. Das Entziffern Stendhalscher Manuskripte ist — so grotesk dies auch klingen mag — noch heute undurchsichtiger und hoffnungsloser als das von ägyptischen Hieroglyphen. Vieles ist auch heute noch unentziffert und vermodert in der Grenobler Stadtbibliothek. So war z. B. Stendhals schönster Roman „Lucien Leuven" lange unentzifferbar, ja ist es zum Teil heute noch, z. B. die Rückkehr Luciens nach Nancy. Von sachkundiger Seite wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Roman nicht vollendet wurde, weil Stendhal seine Chiffren selbst nicht lesen konnte. Ein Beispiel: Im „Henri Brulard" berichtet Stendhal, er hätte an seinem fünfzigsten Geburtstag innen auf seinen Gürtel geschrieben: „Ich werde 50 Jahre alt", so abgekürzt, um nicht verstanden zu werden: *J. vaisa voir la 5.*" (!)

II. Stendhals Ich-Ideal und die masochistischen Konsequenzen

Stendhal bedient sich im „Henri Brulard" der Schwarzweißmalerei: dem bösen Trio: Vater-Abbé Raillane-Seraphine steht das strahlende Duo: Großvater-Tante Elisabeth (Schwester des Großvaters) gegenüber:

„Die Quelle allen Ehrgefühls, aller erhabenen und stolzen Empfindungen der Familie war meine Tante Elisabeth. Diese Empfindungen herrschten despotisch in unserem Hause... Ich vergötterte diese Frau, die von einer seltenen Erhabenheit des Charakters war und damals fünfundsechzig Jahre sein mochte... Meine Tante Elisabeth hatte eine spanische Seele. Ihr Charakter war das zarteste Ehrgefühl. Sie übertrug auf mich ganz und gar ihre Art zu fühlen, daher die vielen lächerlichen Streiche, die ich aus Zartgefühl und Seelengröße begangen habe... Heute noch sagt der treffliche di Fiori zu mir „Sie spannen Ihre Netze zu hoch" (Thukydides)...

Tante Elisabeth pflegte zu sagen, wenn sie etwas außerordentlich bewunderte: ‚Das ist schöner als der Cid'... Tante Elisabeth verdanke ich die abscheulichen, adligen Narrheiten im spanischen Geschmack, deren Opfer ich während der ersten dreißig Jahre meines Lebens gewesen bin... Die spanische Empfindungsweise, die ich meiner Tante Elisabeth verdanke, entfernte mich vom wirklichen Leben. Ich dachte nur an Ehre, an Heldenmut. Ich verfüge nicht über die geringste Lebensgewandtheit, nicht über den unschuldigsten Kunstgriff, um mir zu helfen. Ich hatte gar keine Anlage zu süßtuerischer, jesuitischer Heuchelei. Das ist meiner Erfahrung, meiner Vernunft, meinen inneren Vorwürfen über zahllose Prellereien, deren Opfer ich infolge meines Spaniertums geworden bin, zum Trotz, meine Schwäche geblieben. Noch heute fehlt mir diese Lebensgewandtheit. Jeden Tag, wenn ich nur das Geringste kaufe, werde ich infolge meines Spaniertums um einen oder zwei Paolos geprellt." (Zitiert aus verschiedenen Abschnitten des „Henri Brulard".)

Auch der Großvater mütterlicherseits war ein soignierter, gebildeter, vornehm denkender Mensch, den Stendhal seinen „wahren Vater und vertrauten Freund" nennt. Der Großvater liebte den Knaben sehr und wurde wiedergeliebt. An anderer Stelle seiner Memoiren sagt Stendhal sogar, der Großvater liebte nur ihn. Es ist durchsichtig, daß ein Teil der homosexuellen Liebe, die Stendhal zum Großvater empfand, eigentlich dem Vater galt. Es handelt sich um einen recht typischen Verschiebungsvorgang, um eine Flucht vor der unbewußten Homosexualität, wobei neben liebenden auch herabsetzende Tendenzen (auf letztere hat Abraham aufmerksam gemacht) zum Ausdruck kommen.

Immer wieder konstruiert Stendhal einen Gegensatz zwischen den Gagnons (dies der Name der Familie des Großvaters) und den Beyles. Dieser Gegensatz wird noch durch die Abkunft der Gagnons verstärkt: diese stammten aus Italien und Stendhals Mutter soll noch Dante im Original gelesen haben. Der Großvater war ein kritischer, skeptisch-ironischer Arzt mit leiser Menschenverachtung, der jede andere als die ungekünstelte Ausdrucksweise verpönte. (Daher leitet sich zum Teil Stendhals Abwehr gegen die schwulstige Schreibweise her.)

Die Identifizierung Stendhals mit dem Großvater und der Tante Elisabeth ist tatsächlich unverkennbar und bildet denjenigen Teil seines Ich-Ideals, der durch Identifizierungen entstand. In einer klinischen Arbeit des Verfassers gemeinsam mit L. Jekels versuchten wir u. a., die häufig nicht differenzierten Inhalte des Über-Ichs genetisch und triebpsychologisch zu sondern.[7] Das Über-Ich trägt nach Freud ein „Doppelantlitz", das er in die Formeln „Du sollst" und „Du darfst nicht" gefaßt hat. Von der ursprünglichen Formulierung Freuds ausgehend, meinten wir, das Ich-Ideal (das „Du sollst") komme zustande als Kompromiß des ursprünglichen kindlichen Narzißmus mit den Anforderungen der Außen-

7) „Übertragung und Liebe." „Imago", 1934, H. 1.

welt. Diesen gegenüber habe das Kind infolge seiner Hilflosigkeit nur die Wahl, auf seinen infantilen Größenwahn zu verzichten und narzißtisch zu kapitulieren, oder die Gebote und Verbote der Repräsentanten der Außenwelt, d. h. der Eltern, zwar aufzunehmen, den unfreiwilligen Akt aber zwecks fiktiver Rettung der Allmacht als freiwilligen zu drapieren und die Introjekte mit dem eigenen Narzißmus zu bekleiden. Die Ich-Idealbildung geht also auf dem Wege der Identifizierung vor sich und mit dieser ist stets die Desexualisierung verbunden. Das Ich-Ideal ist demnach desexualisierter Eros und entspricht jener von Freud in „Das Ich und das Es" postulierten indifferenten narzißtischen Energie, die jeweils zu den beiden Grundtrieben Eros und Thanatos hinzutreten und die Gesamtbesetzung des einen oder anderen Triebes erhöhen kann. So wird das Ich-Ideal, einer neutralen Zone zwischen zwei kriegführenden Parteien vergleichbar, das eigentliche Kampfziel der beiden Giganten. Der Repräsentant des Thanatos im Über-Ich, der dessen zweiten Anteil konstituiert, das „Du darfst nicht", wofür wir den Namen „Dämon" vorgeschlagen haben, verdankt seine Entstehung dem mißlungenen Versuch des Eros, die ursprünglich gegen das eigene Ich gerichtete Aggression des Thanatos mittels Projektion auf Objekte abzuführen. Die Projektion mißlingt in quantitativ verschiedenem Ausmaß: Erstens infolge der Hilflosigkeit des Individuums, da das kleine Kind gegen die Umgebung machtlos ist und kaum größere Aggressionen setzen kann. Zweitens deshalb, weil die gleichen Objekte, denen die kindliche Aggression zugewendet wird (Eltern und Elternimagines), bereits ins Ich-Ideal aufgenommen wurden und dies eine Ermäßigung der Aggression, bzw. Selbstaggression zur Folge hat. Beides führt zur Stauung und Rückwendung der Aggression gegen das eigene Ich (Gellerprinzip), das so bedrohte Ich gerät in Angst und gibt das Signal der Gefahr. — Das Ich-Ideal — die Stätte des desexualisierten Eros — wird aber vom Dämon des Über-Ichs — dem Thanatos — seinen ichzerstörenden Tendenzen dienstbar gemacht. Durch ständiges Vorhalten des „stummen Modells" des Ich-Ideals und Aufzeigen der Diskrepanz zwischen Ich und Ich-Ideal verschafft der Dämon dem Ich Schuldgefühle.

Das Ich-Ideal, das ursprünglich zur Aufrechterhaltung des bedrohten Narzißmus konstituiert wurde, wird somit zur gefährlichen Waffe des Thanatos gegen den Eros. Vergebens versucht nun das Ich seinen zur Plage gewordenen, selbstaufgerichteten Quälgeist abzuschütteln. Es tut dies durch Entwertung der im Ich-Ideal aufgenommenen Autoritäten, durch Aufzeigen ihrer Heucheleien, Inkonsequenzen usw.

Daraus erklärt sich, daß, je hochgespannter die Ich-Idealforderungen eines Menschen sind, desto größer der Prätext ist, den er dem Dämon zu fort-

währenden Quälereien gibt. Ist dazu noch die Menge der nach außen abgeführten Aggression (Thanatos) eine geringe, dann resultiert durch Sexualisierung dieser rückgewendeten Destruktion ein masochistisches Ich.

Wir verstehen jetzt die Impetuosität der Anklage Stendhals: „Ich durfte niemals mit Altersgenossen spielen.“ Die „Glasglocke“, unter welcher Stendhal erzogen wurde, bewirkte eine Erschwerung der Aggressionsabfuhr mit konsekutivem Verbleiben der Aggression beim eigenen Ich, d. h. unbewußter Masochisierung der ganzen Persönlichkeit.

Wir müssen uns die Aggression Stendhals, deren Abfuhr nach außen später mißlang, sehr groß vorstellen. Dafür sprechen einige Stellen aus „Henri Brulard“. Etwa Stendhals erste Erinnerung, die einen Wangenbiß betrifft, den er seiner Kusine, einer 25jährigen Frau, als Dreijähriger applizierte, als sie ihn zu einem Kuß zwingen wollte. — Das Kind benutzte zum Schneiden der Binsen, die es am Balkon pflanzte, ein Messer; dieses fiel „zufällig“ auf die Straße und hätte „das boshafteste Weib der ganzen Stadt“, das gerade vorbeiging, verletzen können. Seraphie erklärte Stendhal für ein „Ungeheuer mit verruchtem Charakter“, das die Dame ermorden wollte. — Mit einem Stöckchen, das mit einem Messer angespitzt war, quält Stendhal ein Maultier, das den Knaben dafür mit beiden Hufeisen vor die Brust stößt. — Einige Jahre später wirft der Knabe mit Steinen nach einigen Damen, die, statt mit ihm zu spielen, „mit einem Nebenbuhler von 20 oder 25 Jahren liebäugeln“. Die Ermordung des Königs ruft sexuelle Gefühle hervor, er schreibt begeistert als Elfjähriger die Namen aller Fürstenmörder auf, legt sich eine „Mörderliste“ an usw.

Stendhal sagte einmal, er sei mit Verachtung gegen die Außenwelt gebeizt. Er hätte ergänzen können: mit Verachtung und Masochismus. Denn alles und jedes wird Stendhal zum Vorwand, die gegen die eigene Person gekehrte Aggression lustvoll zu genießen: das Vorwärtskommen in der Welt, die Liebe und die Dichtung. Alle seine Romanhelden sind ausgesprochene masochistische Lustsucher. Präziser: psychische Masochisten und Strafbedürftige, die sich ansonsten nicht verbotene Genüsse nur unter der Bedingung der Bestrafung gestatten. Stendhals Fabrice del Dongo („Certosa von Parma“) wird erst im Gefängnis, angesichts des Todes, ein glücklicher Mensch, Julien Sorel („Rouge et Noir“) begeht nach einem Wort des M. de Frilair „eine Art Selbstmord“ bei seiner Verteidigung („Ich habe mit Vorbedacht getötet“, sagt der Angeklagte), tut alles, um guillotiniert zu werden (provoziert z. B. maßlos die Geschworenen), bleibt im Angesicht des Todes ruhig, und konstatiert humorvoll, daß man „guillotinieren“ sonderbarerweise nicht durch alle Zeiten durchkonjugieren könne. Das masochistische Genießen von Angstlust ist überhaupt das Um und Auf der „Certosa“: Fabrice spricht in

höchster Gefahr von einer „netten Angst“, und angesichts des Todes „herrscht dank einer Bizarrerie, über die er nicht nachdachte, in den Tiefen seines Herzens himmlische Freude“. Vielfach genießen Stendhals Helden die Liebe erst knapp vor dem Schafott. Ja, die Liebe selbst wird Stendhal zur größten genußvollen Selbstquälerei, und er prägt in „De l'amour“ den Grundsatz: „Die Liebe ist eine köstliche Blume, aber man muß den Mut haben, sie am Rande eines Abgrundes zu pflücken.“ Und von „Amiele“ sagt Stendhal: „Selbst im wildesten Genuß strebt ihre glühende Phantasie nach noch Maßloserem und vor allem nach Gefahr, denn Wollust ohne Gefahr ist ihr keine Wollust.“ (Siehe Laforgues bekannte Aufstellungen über die „Erotisierung der Angst“.)

Diese masochistische Selbstquälerei und der selbstquälerische Genuß — eine der Triebfedern Stendhals — sind ihm freilich keineswegs klar bewußt. Im Gegenteil. Sein bewußtes Ich-Ideal ist das des draufgängerischen, frischfröhlichen Frauenverführers. Es ist seinem Onkel, Romain Gagnon, einem Provinz-Don-Juan, nachgebildet. Bewußt leidet Stendhal scheinbar lediglich darunter, daß er bei Frauen timid, schüchtern, ängstlich und potenzgestört ist. Re vera leidet Stendhal unter der Stauung seiner passivhomosexuell-weiblichen Wünsche, die ihm unbewußt sind, wobei die Unlust durch die Diskrepanz zwischen dem „männlichen“ und weiblichen Ich-Ideal verstärkt erscheint. Für den Dämon ist das Resultat das gleiche: selbstzerstörende Selbstquälerei. Der neurotische Vorgang spielt sich im Ich ab, das — der größte Triumph des Eros — die Strafen des Dämons masochistisch genießt. Das unbewußte Antlitz seines Ich-Ideals ist das des kastrierten, weiblichen Stendhals: Lucien Leuwen im gleichnamigen Roman Stendhals beginnt z. B. seine Liebeswerbung um Mme. de Chasteller durch zweimaliges Stürzen vom Pferde. Diese Wünsche können aber, da sie inzestgebunden sind (Mutter, Vater), weder bewußt, noch ausgelebt werden. So verschiebt sich das Bild: das Vorhalten des „stummen Modells“ des Ich-Ideals wird vom Dämon weiterpraktiziert, wobei der Dämon aus der Differenz zwischen dem „alten“ männlichen und dem „neuerworbenen“ weiblichen Ich-Ideal zu Quälzwecken Vorteil zieht. Der ganze Vorgang ist eine nicht zu überbietende Groteske: unter dem Druck des Dämons wurde die Selbstkastration vollzogen und das weibliche Ich-Ideal aufgerichtet. Sekundär wird aber durch Vorhalten des männlichen Ich-Ideals und Vergleich mit dem weiblichen dem Ich Schuldgefühl zudiktiert.

Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb Stendhal die Aufrichtung des Ich-Ideals nach dem Vorbild des Vaters nicht gelang. Dann hätte er sich viele „spanische“ Quälereien erspart. Stendhal selbst betont wiederholt, daß, wenn ihn sein Vater und Abbé Raillane „verständiger zurechtgewiesen“

hätten, er „ein ebensolcher Schurke geworden wäre wie sie". Dies kann nicht der ganze Tatbestand sein: Stendhals Ich war in der Knabenzeit ständig in der intrapsychischen Gefahr der unbewußt passiv-homosexuellen Hingabe, er spielte unbewußt Weib, das vom Vater vergewaltigt werden wollte. Die einzig wirksame Abwehr war die der chronischen Entwertung des Vaters, etwa die intrapsychische Beweisführung: „Ich liebe den Vater nicht, ich verachte ihn." Deshalb wurde reaktiv das „spanische" (Tante Elisabeth) und donjuaneske (Onkel Gagnon) Ich-Ideal aufgerichtet. Dies die tiefere Ursache seines krampfhaften „Idealismus". Idealismus bedeutete für Stendhal: anders sein als der prosaische Vater.

Es ist nun überaus reizvoll, zu verfolgen, wie die verschiedenen Anteile von Stendhals Ich-Ideal miteinander und vereint gegen den Dämon ankämpfen. So etwa, wenn er in seiner Beziehung zur Gräfin Daru (der Frau seines Verwandten und Gönners) die Lehrsätze seines Onkels („Nur durch die Frauen kommt man vorwärts") zu Ehren kommen und sich zum Auditor im Staatsrat und Kronmobilienverwalter ernennen läßt. Anderseits schlägt er (1814) angeblich einen Antrag des Grafen Beugnot, die Generaldirektion der Getreideversorgung von Paris zu übernehmen, ab, um lieber bei bescheidener Rente „Schönheitsbummler" in Italien zu sein („Ich wäre also reich, aber ich wäre ein Hallunke, ich hätte nicht die bezaubernden Visionen des Schönen, die noch mit 52 Jahren meinen Geist erfüllen"). Dies und Stendhals Bourbonenhaß dürften die Ursache dieses „spanischen" Entschlusses gewesen sein. Oder, wenn er seine Inzestphantasien — soweit ihm seine ramponierte Potenz[8]

8) Stendhals Potenz war, wie dies bei den passiv-feminin-unbewußt-homosexuellen Männern typisch ist, sehr gering, bzw. launenhaft und stand in krassem Gegensatz zum ewigen Wollen. Kastrationsangst aus der Ödipussituation und unbewußte Weiblichkeitswünsche führten zu seinen wiederholt eingestandenen Fiaskos. Sein Biograph Zweig schildert dies folgendermaßen: „Höchst unzeitgemäß (ja sogar im Körperlichen) hemmt eine ärgerliche Timidität seinen schönsten Elan, er wird ‚timide et sot', wenn seine Galanterie aktiv werden müßte, zynisch, wenn er zärtlich sein sollte, und sentimentalisch in der Sekunde der Attacke, kurzum er versäumt und verpaßt über Kalkulationen und Unfreiheiten die schönsten Gelegenheiten. Gerade das Übermaß, die Überfeinheit seiner Empfindung macht ihn plump und linkisch, und aus Verlegenheit wieder, aus der Angst, sentimental zu scheinen und ‚d'être dupe', verbirgt der unzeitgemäße Romantiker seine Zartheit ‚sous le manteau de husard', unter dem Husarenmantel einer lauten, brüsken Grobheit und Kosakendeutlichkeit. Daher seine ‚fiascos' bei Frauen, diese geheime und schließlich von Freunden ausgeplauderte Verzweiflung seines Lebens." Es ist nicht uninteressant, daß Stendhals erster Roman „Armance" einen Impotenten („Babilan" nennt dies Stendhal) darstellt. Stendhal erläutert das „Faktum des Babilanisme" in einem Briefe an Mérimée vom 23. Dezember 1826: „Es gibt viel mehr Impotente, als man glaubt... Ich legte aber mit 43 Jahren, 11 Monaten, ein schönes Geständnis ab..." Im weiteren spricht er von der Möglichkeit, daß die Frau des Helden *„avec la main lui donne deux ou trois extases chaque nuit"*; eine Möglichkeit, die Octave de Malivert (der Held des Romans) nicht ausnützte und sich aus Verzweiflung vergiftete. — Es ist wahrscheinlich, daß die Onanie, die Stendhal in seiner Jugendgeschichte erwähnt, auch später das typische Be-

dies gestattet — auslebt und einerseits dem Gönner Daru die Frau wegnimmt und zugleich die „Spaltung von zärtlich und sinnlich" durch eine „Freundin in doppelter Ausgabe", wie er es nennt, betätigt (Gräfin Daru-Bereyter, Minnchen Griesheim-Knebelhuber usw.). Anderseits ist es unverkennbar, daß ein Teil der Vorsicht des alten Cherubin Beyle auch auf seinen Sohn — auf dem Umweg über die Identifizierung — kam: es wird kein Zufall sein, daß Stendhal nach Paris am Tage nach dem 18. Brumaire, nach Mailand am Tage nach Marengo kam. Diese — trotz allem — lebenskluge Vorsicht, diese Fähigkeit zum Schlachtenbummel sub specie von Verwaltungsarbeit (er geht z. B. im italienischen Feldzug nach Italien, um ein Pferd, das Martial Daru in Genf zurückließ, nach Mailand zu bringen), und zwar durch Jahrzehnte festgehalten, war eine anerkennenswerte Leistung des „melancholischen Epikuräers" (Bourget und Weigand). Dies alles führt zu Stendhals Narzißmus.

III. Stendhals Narzißmus und narzißtisches Voyeurtum

„Wenn man am Sonntag sein wöchentliches Tagebuch schreibt, muß man sich bei jeder einzelnen Handlung gewissenhaft und ohne falsche Scham befragen: Hat mir dies und jenes wirklich Vergnügen bereitet?", schreibt Stendhal an van Praet (4. September 1822). Es wäre jedoch verfehlt, das Endergebnis eines langen Kampfes mit dem Ausgangspunkt zu verwechseln. Erst

friedigungsmittel Stendhals war (er schmachtet z. B. jahrelang in völliger Abstinenz Mathilde Dembrowska an), woran sich Schuldgefühle schlossen, die durch die luetische Infektion noch verstärkt wurden, da sie möglicherweise unbewußt als Bestrafung aufgefaßt wurde. Letzteres sind freilich bloß Vermutungen. — In die Kategorie von Stendhals Kompensationen seiner Potenzstörung gehört möglicherweise auch seine sonderbare Vorliebe für Feuerwerke und Feuersbrunst. So berichtet er seiner Schwester Pauline, nachdem er die Musik als Liebe bezeichnet hat und ihren Genuß höher wertet als Frauengunst, folgendes: „Ich habe dir schon einmal ein ähnliches Gefühlserlebnis erzählt. Das war in Frascati, als sich Adele auf meinen Arm stützte, während der Betrachtung des Feuerwerks. Ich glaube, es war einer der glücklichsten Momente meines Lebens. Der Genuß muß überirdisch gewesen sein..." (29. Oktober 1808). Am 5. Mai 1809 notiert Stendhal in Enns: „Bei der Ankunft wie beim Abmarsch bewunderte ich die Lage von Lambach. Ich sagte mir: das ist eines der eindrücklichsten Bilder, die ich in meinem Leben gesehen habe. Und beim Anblick von ein paar aufgeprotzten Geschützen neben dem Klostertor meinte ich zu Lacombe: Hier fehlt nur der Feind und eine Feuersbrunst." Und den Brand von Moskau registriert er: „Gegen 11 Uhr nachts verließen wir die Stadt, die durch die schönste Feuersbrunst der Welt beleuchtet wurde. Sie bildete eine ungeheure Pyramide, deren Basis — wie die Gebete der Gläubigen — auf der Erde ruhte und deren Spitze in den Himmel ragte. Das Mondlicht drang durch diese Atmosphäre von Flammen und Rauch. Es war ein gewaltiges Schauspiel..." Neben sadistischen Motiven ist aus Analyseerfahrungen die Annahme zulässig, daß die Feuersbrunst als urethral-sexuelles Symbol unbewußt perzipiert wird, wobei die Feuersäule als Riesenpenis, mit dem der Zuschauer sich identifiziert, aufgefaßt wird. Vielleicht würde Stendhal das gleiche gesagt haben, was er beim Lesen eines Ausspruches, den er plagiiert, ausruft: „Das ist der reine Stendhal und er wird sich das bei Gelegenheit aneignen."

sehr spät — Anfang der Vierzig — gelingt es Stendhal, aus seinem verachteten, unschönen Körper doch noch etwas — wenn auch auf psychischem Gebiet — herauszuwirtschaften. „Was ist denn mein Ich?", fragt Stendhal 1817. „Ich weiß es nicht. Eines Tages in dieser Welt aufgewacht, finde ich mich an einen Körper, einen Charakter, ein Schicksal gebunden ..." Diese Frage: „Was ist denn mein Ich?" in hunderten Variationen wird für Stendhal zum genußvollen, detaillierten Selbstbeobachten.

Stendhals Narzißmus ist am besten an seinen Auswüchsen: seinen weniger oder mehr realitätsangepaßten Größenideen, studierbar. Stendhal, der unbekannte Auditor im Staatsrat, bestimmte in seinem „Letzten Willen", ausgesprochen in einem Briefe vom 1. September 1810, die Zinsen seines damals 35.000 Fr. betragenden Vermögens zu einem internationalen alljährlichen „Stendhal-Preis" im Gebiete der Seelenkunde. Der Preis sollte aus einer goldenen Denkmünze (mit der Inschrift: *Nosce te ipsum!* und: *Bonheur dans la monarchie temperée*) sowie einer wertvollen Shakespeare-Ausgabe bestehen ...

Oder: der noch unbekanntere, noch erfolglosere französische Konsul im päpstlichen Bagno Civita Vecchia schreibt Memoiren, die nur psychologische Details seiner eigenen Entwicklung enthalten. Wohl soll „Henri Brulard" eigentlich nur für den Autor selbst bestimmt sein, aber ständig schielt dieser im Jahre 1835 nach „dem Leser von 1880, 1900, 1935". Welche Selbstsicherheit, daß die Menschheit in psychologicis sich entwickeln werde, spricht aus seiner Prophezeiung, er werde um die Jahrhundertwende — freilich nur von „the happy few" — verstanden werden. Oder aus seinen Worten: „Ich setze auf ein Los in einer Lotterie, deren Hauptgewinn darin besteht, im Jahre 1935 gelesen zu werden."

Oder: Balzac vermutete, daß Graf Mosca in Stendhals „Certosa" Metternich zum Vorbild habe. Stendhal wies diese Vermutung verächtlich zurück:

„... ich habe keineswegs H. v. Metternich kopiert, den ich nicht gesehen habe, seit er 1810 in Saint-Cloud ein Armband aus den Haaren der dazumal so schönen Caroline Murat trug. Ich glaube, daß ich vielleicht 1860 oder 1880 einigen Erfolg haben werde. Dann wird man recht wenig von H. v. Metternich sprechen. Wer war erster Minister Englands zur Zeit Malherbes? Wenn man nicht unglücklicherweise zufällig auf Cromwell stößt, bin ich sicher, daß niemand Antwort wissen wird."

Oder: Stendhal hat mit geradezu verblüffender Frechheit plagiiert.[9] So plagiierte er z. B. in seinem Buche über Haydn unter dem Pseudonym L. A. C. Bombet den Italiener Carpani und machte ihn, als Carpani erregt protestierte, mit dem Hinweis auf sein Mozartbuch mundtot, das er Barelli „entlehnte", wovon aber Carpani nichts wußte. Das Plagiat an Carpani war um so kühner, als er selbst Anekdoten und persönliche Erlebnisse Carpanis als die seinen aus-

9) Siehe die Arbeit des Verfassers „Das Plagiat" (Psychoanalytische Bewegung 1932, H. 5), wo einige Plagiate Stendhals besprochen sind.

gab. In meiner Arbeit über das Plagiat glaubte ich noch, Stendhal gehöre in die Gruppe der „zynischen Plagiatoren". Ich habe seither meine Meinung korrigieren müssen auf Grund folgender Briefstelle Stendhals an Mareste (datiert Mailand, 19. April 1820):

Da finde ich in Nummer 63 der Edinburgh-Review einen Aufsatz über Crabbe, eingeleitet durch eine Betrachtung über den Geist der Beobachtung, der sich unbewußt über alle Rangunterschiede hinwegsetzt. Das ist der reine Stendhal und er wird sich das bei Gelegenheit aneignen. Pauca intelligenti. Als Moliere den Cyrano von Bergerac plünderte, sagte er: „Ich nehme mir das Gute, wo ich es finde." Wenn meine Bücher im Jahre 1920 zur Geltung kommen, wer wird da bei einem Goldkorn daran denken, daß es im Mist gefunden ist?

Das ist die Sprache eines Eklektikers. Ich kann mich da auf eine Aussage in der gleichen Arbeit über das Plagiat berufen. Als dreiundzwanzigste Plagiatform ist dort beschrieben:

Der Eklektiker. Eine psychoanalytische Arbeit über diesen Typus gibt es nicht. Eine der Formen des Eklektikers (es gibt deren viele) ist ein exquisiter Plagiator mit einem an Größenwahn grenzenden Narzißmus, der sich wie ein Cäsar benimmt, dem ein Sklavenhalter hunderte Mädchen zur Auswahl vorführt. Die unbewußte Stimme des Gewissens wird damit befriedigt, daß der Eklektiker ja nicht ganz direkt plagiiert, sondern nur das „Beste aussucht" und ein wenig verändert. Innerlich halten diese Menschen alle Schaffenden für Idioten, deren Leistung erst durch den Eklektiker geadelt wird. (Nach einem Ausspruch eines Kollegen: ihr die „geistige Baronie" verliehen wird.)

Auch eine Stelle des Tagebuches Stendhals („geschrieben bei Bautzen, 21. Mai 1813, während der Schlacht" [?]) spricht im Sinne eines maßlosen Narzißmus: „Auf dem Rückzuge von Moskau habe ich Einblick in das Innere der Seelen getan, und das hat mir für immer den Geschmack an den Beobachtungen genommen, die ich an groben Naturen machen kann, an diesen Säbelraßlern, aus denen die Armee besteht." Das klingt so, als sei die ganze Welt verpflichtet, sich Stendhal zu psychologischen Beobachtungen zur Verfügung zu stellen!

Oder: In einem Brief an Felix Faure (Smolensk, 24. August 1812) heißt es: „Gegen 11 Uhr nachts verließen wir die Stadt (Moskau), die durch die schönste Feuersbrunst der Welt beleuchtet wurde... Es war ein gewaltiges Schauspiel, aber um es zu genießen, hätte ich einsam oder von geistvollen Menschen umgeben sein müssen. Was mir den russischen Feldzug verleidet hat, ist der Umstand, daß ich ihn unter Leuten mitgemacht habe, die mir auch das Kolosseum und die Küste von Neapel geschändet hätten." Wieder der gleiche Größenwahn: der psychologische Nero!

Die Größe dieses Narzißmus ist unbekümmert und so überdimensioniert, daß man sich auch seine Kehrseiten vor Augen halten muß. Dieser Kehrseiten gibt es nicht wenige. „Bis zu meinem 25. Jahre, was sage ich, heute noch (mit 52 Jahren. — Anm. d. Verf.) muß ich mich oft mit beiden Händen

festhalten, um nicht ganz der Empfindung zu erliegen, die die Gegenstände in mir hervorrufen, und um sie vernünftig mit meiner Erfahrung zu beurteilen" („Henri Brulard"). „Was die anderen kaum berührt, verwundet mich bis aufs Blut" (ebendort). „Ich halte mich für außerordentlich sensibel. Das ist der hervorstechendste Zug. Diese Sensibilität hat mich zu Übertreibungen geführt . . ." (Tagebuch, 4. Februar 1813). „Ich fand, daß die Wirklichkeit weit hinter den tollen Bildern meiner Phantasie zurückblieb. Meine Kameraden waren nicht lustig, nicht verrucht genug und benahmen sich sehr unedel . . . Alles in dieser Freiheit, nach der ich mich so gesehnt hatte und zu der ich endlich kam, setzte mich in Erstaunen. Die Reize, die ich fand, waren nicht diejenigen, von denen ich geträumt hatte. Die so lustigen, so liebenswürdigen, so edlen Gefährten, die ich mir vorgestellt hatte, fand ich nicht, sondern statt ihrer sehr selbstsüchtige Buben. Diese Enttäuschung habe ich fast während meines ganzen Lebens gehabt. Nur die Freuden des Ehrgeizes, als ich 1810 Auditor im Staatsrat und vierzehn Tage später Inspektor der Kronmobilien war, machten eine Ausnahme . . ." („Henri Brulard").

Der von der Realität chronisch enttäuschte Träumer Stendhal, der „tödlich verletzt wird von den kleinsten Nuancen", will immer mit offenen Augen träumen und gibt zu, daß Träumen schöner sei als die Erfüllung: „Die Kunst, die uns bezaubert, indem sie uns Genüsse der Leidenschaft bloß vorspiegelt, sozusagen reflektiv wie das Mondlicht, bereitet uns schließlich einen stärkeren Genuß als die Leidenschaft selber." Mit dem ewigen „Ist das alles?" auf den Lippen hat er sogar ein ganzes System, das er „Egotismus" oder „Beylismus" nennt, sich zurechtgelegt, das bei diesem „theoretischen Casanova" (Zweig) und „melancholischen Epikuräer" (Bourget und Weigand) ein wenig wie Hohn anmutet. Weigand hat in seinem Stendhalbuch die wichtigsten Punkte des Beylismus zusammengestellt:

Stendhal pflegte seine Weltanschauung, nicht ohne eine gewisse Ironie, Beylismus zu nennen. Worin besteht nun, in einige Sätze zusammengedrängt, dieser Beylismus, der vielen, wie ich gleich vorausschicken möchte, als Ausbund herzlosen antisozialen Immoralismus erscheinen mag. ... Was ist ein überlegener Kopf, *un être superieur?* Der Mensch, der sich in einer Welt, wo das Hobbessche Wort *„homo homini lupus"* gilt, durchzusetzen weiß. Was ist der Tod? Der Eingang in das Nichts und als solcher eine unschickliche (malséante) Funktion, die man als Mann von Geschmack am besten den Blicken der Neugierigen entzieht. Was ist die Seele? Die Gesamtheit der Triebe und Leidenschaften. Was ist die Tugend? Die Summe der Genüsse. (Soll ich hier noch einmal daran erinnern, in welcher spöttisch-frechen Weise Stendhal das virtù ins Französische übertrug, indem er einfach vertu dafür setzte und ihm einen Sinn gab, der der bürgerlichen Sittlichkeit Hohn spricht? Soll ich ein anderes Geständnis anführen, das nicht minder bedeutsam ist? Es lautet: „Ich liebe die Kraft, und die Kraft, die ich meine, kann eine Ameise so gut zeigen, wie ein Elefant.") Was ist nun einer solchen Auffassung der Kraft zufolge die Keuschheit? Une

vertu comique... Was versteht man unter Charakter? Die jedem Menschen eingeborene Art, nach Wohlbefinden zu streben, oder im Sinne Don Juans gesprochen, die Art und Weise, Tag für Tag auf die Jagd nach dem Glück zu gehen. Was ist die Familie? Ein Hemmnis für freie Naturen, ihr Glück zu erreichen: Denn die Eltern sind nichts anderes als die geborenen Feinde ihrer Kinder... Was ist die Reue? Eine Dummheit. Und was die Pflicht? Der Vorsatz, niemals und unter keinen Umständen das aus dem Auge zu lassen, was man sich, je nach den Umständen, selber schuldet, um sich durchzusetzen und die eigene Würde in den Augen anderer zu bewahren. Einen ethischen Sinn hat das Wort Pflicht bei Stendhal nicht; es ist etwas Fließendes, ein negatives Prinzip, das seinen Wert von den Umständen erhält, und, auf alle Fälle, das Gegenteil des kategorischen Imperativs... Was ist eine Landschaft? Eine Gelegenheit zu zarten oder schwärmerischen Empfindungen, die auf der Seele wie auf einem zartgestimmten Instrument spielen und es in Traum und Sehnen tauchen; mit einem Wort: „eine Landschaft ist ein Seelenzustand". Und was ist Natur? Die Gesundheit und Ungebrochenheit der Instinkte, als welche nur dann Bewunderung verdienen, wenn sie in ganzen Menschen frei und ungebrochen walten, mögen diese nun, wie der Lazzarone, zu der Hefe des Volkes gehören oder als freie Schöpfer des Schönen und als Männer der Tat, als Künstler oder fürstliche Banditen ihr eigenes Dasein verklären und lebend rechtfertigen. Was ist die Liebe? Das herrlichste Mittel, sich im waltenden Gefühl selbst kennenzulernen und genießend oder leidend die eigene Persönlichkeit zu steigern, ohne Rücksicht auf das, was andere in ihr sehen; oder psychologisch gesprochen, eine Krankheit, ohne die das Leben reizlos wäre... Im übrigen darf man Stendhal wohl als eine der verwickeltsten Naturen des damaligen Frankreich, ja des Europa jener Zeit betrachten: Jakobiner aus Neigung und Talent, Dilettant und Epikureer aus Schönheitsbedürfnis, Dichter und Liebender aus innerer Not, Beobachter und Denker als Mann des 18. Jahrhunderts, Logiker und Anbeter der Schönheit, Romandichter mit realistischen Tendenzen; dabei schüchtern und verwegen, zynisch und übersensitiv, Spötter und Enthusiast...

Dieses „theoretische Herren-Menschentum" hat Stendhal auf Grund von Mißverständnissen, bzw. Ernstnehmen bloßer Worte die Bewunderung Nietzsches eingetragen, der ihn als den „letzten großen Psychologen" feiert, ihn den Mann, der die „gedankenreichsten Augen und Ohren unter allen Franzosen dieses Jahrhunderts gehabt hat", nennt, und Stendhal neben Dostojewski „zu seinen größten Glücksfällen" rechnet. Doch reduziert sich — wie früher aufgezeigt — dieses Herren-Menschentum bei Stendhal auf eine höchst primitive Kompensation seiner Timidität und eine höchst komplizierte Unterbringung passiv-homosexueller Vergewaltigungsphantasien. Alles, was am Beylismus nicht narzißtisches Sichselbstgenießen ist, blieb bei Stendhal Wunsch und Theorie. Dieses Sichselbstgenießen wird allerdings in geradezu grandiosem Ausmaße betrieben und Liebe, Musik, Schriftstellerei, Malerei, Landschaft, kurz alles und jedes wird in den Dienst dieses Sichselbstbeschauens und -genießens gestellt.

Das klingt im ersten Augenblick befremdlich, da doch die Subjekte und Objekte sozusagen auch ein Eigenleben führen. Bei Stendhal begann aber ihre Existenzberechtigung erst dann, ja er nimmt sie überhaupt erst zur Kenntnis,

wenn sie zur narzißtischen Selbstschau geeignet sind. Einige Beispiele: „Musik ist mir Liebe", sagt Stendhal in einem Briefe an seine Schwester Pauline vom 29. Oktober 1808. „Keiner einzigen von den Frauen, die ich gehabt habe, verdanke ich einen wonnevollen, nicht im geringsten erkauften Augenblick wie der Melodie." Und einer seiner Biographen kommt mit Recht zum folgenden Resultat: „Sein Verhältnis zur Musik, die doch, wie er behauptet, seine Hauptleidenschaft gewesen sei, ist rein dilettantenhaft: für die Instrumentalmusik hat er überhaupt keinen Sinn, und im Grunde schätzt er die Musik nur als Erregerin und Begleiterin seiner Stimmungen, die auf dem epikureischen Genuß des Augenblicks beruhen und in erotischen Gefühlen gipfeln" (Weigand). Es wird später zu zeigen sein, daß diese erotischen Träumereien, die die Musik bei Stendhal anregte, rein narzißtisch waren.

Schönheit ist nach Stendhal überhaupt nichts anderes als ein — Glücksversprechen („*Le beau est une promesse de bonheur*"). Und Glück heißt ursprünglich: das Träumen von Frauen. Und später: „an seinen Gefühlen arbeiten". Deshalb ist es nur konsequent, wenn Stendhal vom St. Petersdom aussagt, er habe ihn wie eine Frau betrachtet: „Erst gestern, am 18. Januar 1836, dem Fest der Kathedrale von St. Peter, habe ich, als ich um vier Uhr aus Sankt Peter kam und mich umdrehte, um den Dom zum ersten Male in meinem Leben zu betrachten, ihn angesehen, wie man ein anderes Gebäude ansieht. Ich bemerkte den eisernen Balkon des Tambours und sagte mir: Zum ersten Male sehe ich, was wirklich da ist. Bisher habe ich den Dom betrachtet, wie eine Frau, die man liebt" („Henri Brulard").[10]

Dieses „wie eine Frau, die man liebt", bedarf eines Kommentars. Was sah Stendhal in der Frau?

Stendhals größte psychologische Entdeckung, die ihn in die erste Reihe der psychologischen Finder hätte stellen müssen — in Wirklichkeit hat „De l'amour" innerhalb der ersten zwanzig Jahre hundert Leser gefunden und der Verleger konnte Stendhal sarkastisch sagen, man könnte glauben, das Buch sei heilig, da es niemand anrühre —, die Entdeckung des narzißtischen Charakters der Liebe, ist eine Großtat, deren Bedeutung noch heute keineswegs erkannt wird. Stendhal hat mit größter Präzision sieben Stadien bei jeder Verliebtheit unterschieden. In Stendhals Worten:

1. Bewunderung. — 2. Welche Freude, von ihr geküßt zu werden, sie zu küssen. — 3. Die Hoffnung. — 4. Die Liebe ist entstanden; den Genuß haben, ein liebenswertes,

10) Es ist grotesk, was alles bei Stendhal auch narzißtisch determiniert ist: Ich greife zwei disparate Dinge heraus, etwa seine Beziehung zu seiner Schwester Pauline und — sein Kosmopolitentum. Es ist ganz deutlich, daß Stendhal aus Pauline wieder ein Alter ego zu modeln versucht. Stendhals Weltbürgertum ist durch den narzißtischen Satz charakterisiert: „Das wahre Vaterland ist der Ort, wo man die meisten Menschen trifft, die einem gleichen."

liebendes Wesen mit allen Sinnen, so nahe wie möglich, zu sehen, zu berühren, zu fühlen. — 5. Die erste Kristallisation beginnt: Man gefällt sich darin, eine Frau, von der man sich geliebt weiß, mit tausend Vorzügen zu schmücken; mit endlosem Wohlgefallen vergegenwärtigt man sich sein Glück bis in alle Einzelheiten. Dies führt zur Überschätzung eines köstlichen Besitzes, der uns vom Himmel gefallen ist, und den man, ohne ihn zu kennen, mit Sicherheit zu besitzen meint. Laß den Kopf eines Liebenden vierundzwanzig Stunden arbeiten und du wirst folgendes finden: In den Salzbergwerken von Salzburg wirft man in die verlassenen Tiefen des Stollens einen winterlich kahlen Baumzweig; zwei oder drei Monate später zieht man ihn wieder heraus, bedeckt mit glitzernden Kristallen: die kleinsten Ästchen sind besetzt mit einer Unzahl beweglicher, blendender Diamanten; man kann den ursprünglichen Zweig nicht wiedererkennen. Was ich Kristallisation nenne, ist die geistige Tätigkeit, die an allem, was sich darbietet, die Entdeckung macht, daß das geliebte Wesen neue Vorzüge hat. — 6. Der Zweifel taucht auf. — 7. Zweite Kristallisation.

Alle diese sieben Stadien haben mit dem Objekt als solchem nichts zu tun: „In der Liebe genießt man nur die eigene Illusion." An anderer Stelle heißt es:

„Vom Augenblick an, wo er liebt, sieht der besonnenste Mensch keinen Gegenstand so wie er ist. Er unterschätzt seine eigenen Vorzüge und überschätzt die geringste Huld des geliebten Wesens... Bei den anderen Leidenschaften müssen sich die Wünsche den kalten Wirklichkeiten anpassen, hier sind es die Wirklichkeiten, die sich eiligst nach den Wünschen formen..." Oder: „Diese zu heftig oder in plötzlichem Anfall glühenden Seelen verlieben sich auf Kredit, sozusagen, und werfen sich auf die Dinge, statt sie abzuwarten. Ehe der Eindruck, der sich aus der Natur der Dinge ergibt, bis zu ihnen gelangt, umhüllen sie diese von weitem, und ehe sie sie sehen, mit jenem eingebildeten Reize, von dem sie in sich selbst einen unerschöpflichen Quell tragen. Dann kommen sie näher und sehen diese Dinge, nicht so wie sie sind, sondern so wie sie sie gemacht haben, und während sie unter dem Anschein des betreffenden Gegenstandes sich selbst genießen, glauben sie den Gegenstand zu genießen. Aber eines Tages wird man müde, alle Kosten allein zu tragen, man entdeckt, daß der eingebildete Gegenstand ‚den Ball nicht zurückwirft': die Voreingenommenheit fällt ab und die Schlappe, welche die Eigenliebe erleidet, macht ungerecht gegen den überschätzten Gegenstand." Oder: „Unbewußt hat es die Seele satt, zu leben, ohne zu lieben... und erschafft sich, ohne es zu merken, ein ideales Musterbild. Dann begegnet sie eines Tages einem Wesen, das diesem Bilde ähnlich sieht; die Kristallisation erkennt ihren Gegenstand an der Verwirrung, die sie einflößt, und sie weiht für immer dem Meister ihres Schicksals, was sie seit langem träumte... Die wahre Liebe, die nur an sich selbst denkt."

Freud hat seit Aufstellung des Narzißmusbegriffes mit größtem Nachdruck darauf hingewiesen, daß hinter jeder Objektbeziehung der ursprüngliche Narzißmus verborgen ist. L. Jekels und der Verfasser versuchten, ohne das Buch Stendhals über die Liebe zu kennen, in ihrer Arbeit „Übertragung und Liebe" (Imago 1934, H. 1) den Vorgang bei der sogenannten Objektliebe schärfer herauszuarbeiten. Wir behaupten, daß jede Liebe in einer Projektion des eigenen Ich-Ideals auf das Objekt mit nachfolgender par-

tieller Reintrojektion des Ich-Ideals besteht. Der ganze Vorgang ist demnach rein narzißtisch und hat den Zweck, dem Dämon das Quälinstrument, das Ich-Ideal, zu entwinden und dieses durch ein zu diesem Kampfe gegen den Dämon geeigneteres zu ersetzen. Daß das Ich sich von seinem Ich-Ideal geliebt weiß, somit ein Antidotum gegen das Schuldgefühl gefunden hat, stellt das hohe Glück der Liebe dar. Die geradezu wahnhafte Überschätzung des Objektes rühre daher, daß hinter dem geliebten Objekt das eigene Ich verborgen ist. Jedes Lieben reduziere sich zutiefst auf ein Geliebtwerdenwollen. Der jeder Liebe folgende Katzenjammer sei wieder ein Werk des Dämon. Die Einzelheiten müssen im Original nachgelesen werden, ebenso die Verquickung des oben geschilderten zärtlichen Anteils der Liebe mit dem sinnlichen, der psychologisch ebenfalls ein rein narzißtischer Vorgang ist: Reparation des Entwöhnungstraumes.

Wir kommen also auf Grund analytischer Erwägungen zu ganz ähnlichen Resultaten wie Stendhal, vor dessen Durchschauen des narzißtischen Mechanismus der Liebe man bewundernde Hochachtung empfinden muß.

Wie kommt aber Stendhal zu diesem Wissen? Er erzählt als alter Mann, daß nur seine Mißerfolge (wenige napoleonische Offiziere hätten noch geringere Erfolge bei Frauen gehabt, bekennt er selbst) ihn psychologisch sehend gemacht hätten. „Hätte ich bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand geliebt, so wäre mein Charakter sehr verschieden geworden. Ich wäre viel mehr ein homme à femmes und ich besäße nicht diesen Bodensatz von Sensibilität, der mir nun für die Kunst dient. Die zwei Jahre Seufzer, Tränen und amoureusen Elan, die ich ohne Frauen und Vorurteile in Italien verbrachte, haben mir wahrscheinlich diese unerschöpfliche Quelle der Sensibilität gegeben, die mich heute alles und bis in das geringste Detail fühlen läßt ... Wieviel verfehlte Erfolge! Wieviel Demütigungen! Aber wäre ich geschickt gewesen, so wäre ich heute von der Liebe angewidert. So genieße ich das Glück, was Frauen betrifft, ein Düpe zu sein, wie mit 25 Jahren. Nie werde ich mir aus Ekel eine Kugel in den Kopf schießen. Ich habe noch eine Menge zu tun und könnte zehn Leben damit beschäftigen." — Das heißt: Die ungeheuere Verbitterung,[11] die aus der — unbewußt determinierten — Unmöglichkeit der Realisierung seiner narzißtischen Wünsche erwuchs, führte zu einer verstärkten Selbstschau. Doch war diese purifizierte Rückkehr zu sich

11) Es ist ganz irrig, wenn einzelne Biographen, selbst vom Range Zweigs und Bleis, annehmen, Stendhal wäre nicht verbittert gewesen. Sie glauben offenbar Stendhal die spätere Rationalisierung, die er sich selbst zurechtlegte: Verachtung der Außenwelt und narzißtisches Selbstbeobachten im Bewußtsein des „être superieur". Es handelt sich um das Resultat eines langen Trostversuches, dessen Zwischenstadien Mérimée schildert: „Er besaß nicht die geringste Gottesfurcht, oder wenn er welche gehabt hat, so war er voller Groll und Feindschaft gegen die Vorsehung." Es sei ferner an die Stelle aus „Henri

selbst — so lustvoll sie für Stendhal und so fruchtbar sie für seine „happy few" auch war — keineswegs freiwillig und gewollt.

Wie sahen Stendhals Beziehungen zu Frauen aus? Im „Henri Brulard" heißt es:

Also vor zwei Monaten, im September 1835, als ich an diese Memoiren dachte, schrieb ich über dem Ufer des Albanersees, zweihundert Schritte vom Seespiegel, wie Voltaires Zadig diese Initialen in den Staub:

V.	Aa.	Ad.	M.	Mi.	Al.	Aine.	Apg.	Mde.	C.	G.	Ar.
	1		2			3			4	5	6

Ich war ganz versunken in Träumereien über diese Namen und die erstaunlichen Streiche und Narrheiten, die sie mich haben begehen lassen ... Ich habe in Wirklichkeit nur sechs Frauen besessen, die ich geliebt habe.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf die genauen Details der Frauenbeziehungen Stendhals einzugehen. Es genüge zur Charakteristik, daß, wie Blei hervorhebt, von den sechs Frauen, die er liebte, drei ihn betrogen und so ziemlich alle sich nicht allzu stark verteidigt haben.

Seine erste Leidenschaft gilt einer Schauspielerin, die er in Grenoble in einer Hosenrolle von weitem anschwärmt, ohne jemals mit ihr zu sprechen. In Mailand liebt er Angiola Pietragrua, an die er sich nicht herantraut, und verliert bei einer Publica seine Jungfernschaft, um dabei eine Lues zu akquirieren. In Paris verliebt er sich in Mélanie Guilbert, und die Beziehung beginnt — nach einer köstlichen Rekonstruktion Bleis (in „Himmlische und irdische Liebe", S. 242 ff.) — wie folgt:

... Bei einem Schauspieler, der Unterricht gibt, trifft Beyle ein kleines etwas molliges Wesen mit Stupsnase und großen zärtlichen Augen und gerade soviel Kokettierie, als eine Frau braucht, die zwischen Theater und Galanterie schwankt. Mélanie Guilbert heißt sie, Mademoiselle Louazon nennt sie sich. Der Lehrer fordert Beyle auf, etwas zu rezitieren. „Welche Wärme!" ruft er als ein Lehrer, der an sein Honorar denkt. „Ja", bemerkt ironisch oder gleichgültig die junge Dame, „er hat sehr viel Wärme". Das genügt, um Beyle in Flammen zu setzen. Die ganze Nacht denkt er über die Möglichkeiten dieser Geliebten nach, die beim Wiedersehen am andern Tage ihn gar nicht anschaut — sie ist unwohl, erklärt es sich Beyle zu seinen Gunsten — und ihre Lektion beginnt. Mit großer Talentlosigkeit rezitiert sie ihre Alexandriner, betont falsch, holt mitten im Satz Atem, was ein alter Habitué der Kulisse hinter ihr zum Anlaß nimmt, zu zeigen, daß er die junge Dame „gehabt" hat; bei jedem Fehler schlägt er sie leicht mit seiner Reitgerte auf das runde Hinterteil. Mélanie kehrt sich wütend um. Herr Pacé aber sagt: „Du bist ja ein Engel." Da läßt sie ihn lächelnd weiter hauen, während sie ihre Rezitation zum Schluß bringt. Beyle ist sehr bewegt, aber er verbirgt es hinter studierter stolzer Kälte. Er, der Roué, für den, wie er sagt, in vierundzwanzig Häusern immer ein Kuvert gedeckt sei ...

Brulard" erinnert, wo Stendhal ausruft: „Ich rufe wie Jules in Rouge et Noir: Gesindel, Gesindel, Gesindel!" Auch die empörte Feststellung in der „Certosa": „Zu allen Zeiten waren die elenden Sancho-Pansas schließlich doch Sieger über die erhabenen Don Quichottes", spricht im gleichen Sinne.

Beyle begleitet Mélanie. Auf der Straße erzählt sie ihm, ihr Kleines sei gestern die Treppe heruntergefallen und sie hätte noch immer den Schreck in allen Gliedern. Beyle legt sich das so aus: „Wenn das nicht passiert wäre, dann hättest du mich auf der Stelle." Das genügt ihm. „Ich bete in ihr die Wollust selber an, alles wirkliche Vergnügen der Liebe, frei von allem Tristen und Trüben dieser Leidenschaft." Er besucht sie, verplaudert eine Stunde. Beim Abschied zwinkert sie ihrer Zofe: noch nicht so weit. Beyle deutet sich das so: „Wohl nur die Augen, die zur Lust erwacht sind, die noch nicht befriedigt ist. Morgen will ich ihr den Shakespeare bringen. Freitag hab ich sie, wenn ich will." Als ob es eine vestalische Unschuld zu verführen gelte und nicht eine kleine Frau zu lieben, die auf nichts anderes wartet, als genommen zu werden, arbeitet der junge Liebhaber, glücklich über den Vorwand für solche Exerzitien, eine Schritt um Schritt anschleichende Strategie aus, notiert Terraingewinn und Terrainverlust, wo Mélanie, die nichts von ihrem Bühnentalent hält, nur denkt, sich einem Mann hinzugeben, den sie sich als so etwas wie ihren brauchbaren Beschützer vorstellt. Er hält sie für eine große Schauspielerin und für eine leidenschaftliche Seele. Aber mit den Zweifeln des Jünglings, die gleich ganz ins Grobe fallen, legt er sich die Frage vor, ob sie nicht eine Hure ist schließlich. Er wird nicht eifersüchtig, wenn sie ihm ihre bisherigen Liebhaber aufzählt, sondern stolz, und ist von der Delikatesse hingerissen, die er in ihrer Erklärung sieht, daß sie bis zu ihrem ersten Auftreten keine Liebhaber haben wolle, aus Angst geschwängert zu werden.

Nach einem erfolglosen Debüt in Paris nimmt Mélanie in Marseille ein Engagement an. Beyle fährt mit und wird, um das Geld für seine prinzipielle Liebesgeschichte zu beschaffen, Kommis in einem Lebensmittelgeschäft. Es wird zum Absturz in die simpeln Realitäten der Liebe gekommen sein, wie sie auch ein junger Theoretiker wie Beyle nicht vermeiden kann und wahrscheinlich als das Triste und Trübe dieser Leidenschaft erlebte. Er folgt einer Aufforderung seines Cousins Daru, eine Stelle im Kriegsministerium anzutreten, sofort, unbekümmert um Mélanie, die ohne Geld, ohne Engagement sich seiner in einem Briefe erinnert, ihn an die Stunden ihrer Liebe erinnernd. Das wirft ihn sofort wieder in die Positur der Leidenschaft: er empfiehlt Mélanie, dieses „himmlische Geschöpf", zusamt der Heftigkeit seiner Leidenschaft seiner Schwester Pauline. Aber Mélanie verläßt sich lieber auf sich selber und heiratet. Beyle zieht das Resultat: „Die Liebe, wie ich sie kennengelernt habe, kann mich nicht glücklich machen. Ich beginne seit einiger Zeit den Ruhm zu lieben."

Der Widerspruch zwischen den Fakten der Liebe, die sich realiter konsumiert, und dem, was er sich von ihr imaginiert, treibt ihn von einer Frau zur andern ... und er macht der Frau Generalin Curial den Hof. Aber das Déshabillé der ersten Tänzerin der Oper, zu der ihn Martial nach einer Vorstellung gebracht hat, läßt ihn Madame Curial vergessen. Es geht ihm mit ihr wie mit Angela Pietragrua: richtig mit seiner großen Liebe liebt er sie erst zehn Jahre später. Der erste Blick entzündet nur seine Sinne. Für die Liebe braucht er Zeit und die Melancholie der Erinnerung. Und: ein leichtes Verhältnis, dessen nichts als fleischlicher Kontakt ihn davor bewahrt, diesen bei der mit der spanischen Leidenschaft geliebten Geliebten zu suchen und damit Sättigung, Langeweile, Selbstvorwürfe zu riskieren, bei ihr und bei sich. Nach dem Moskauer Rückzug (es liegt ein Irrtum Bleis bezüglich des Zeitpunktes vor. Der Verf.) — Beyle ist jeden Morgen dieser wilden Flucht immer frisch rasiert — protegiert ihn die Gräfin Daru, Pierres etwas zum Embonpoint neigende, aber höchst aktive Frau, aus Gefälligkeit erst, dann aus Liebe, die Beyle mit jenem Platonismus erwidert, der für ihn Dauer bedeutet, und den ihm Angela Bereyter, eine Schauspielerin von der Opéra Bouffe, erleichert, die jede Nacht bei ihm zubringt. So kann

er ohne Gefahr bei Tag für die Gräfin Daru schwärmen, die ihn zum kaiserlichen Domänen-Intendanten in Braunschweig macht, zum Auditor im Staatsrat befördert und zum Inspektor des Kronmöbels. Er muß ihr schließlich dafür danken und die platonischen Wechsel einlösen, trotzdem er weiß, dies bedeute das Ende. Es wird ihm damit erleichtert, daß es der Gräfin nicht gelingt, ihn wie er wünscht, zum Maitre de requêtes und Baron zu machen. Wahrscheinlich hat sie in wenig begeisternder Erinnerung an Beyles schließliche Quittung, die zu der vorher gegebenen platonischen Glut in abscheulichem Mißverhältnis stand, diese letzte Ernennung, die er wünschte, nur so beiläufig betrieben. Beyle findet nun die Gräfin als eine trockene, phantastische und unerträgliche Person und verzichtet darauf, dem Ruhm zu dienen, welcher Dienst ihn über Frauen und von der Liebe wegführte. Er nimmt seinen Abschied und geht nach Mailand, wo er Angela Pietragrua wußte, das Glück in der Leidenschaft, das er von ihr erhoffte. In jenem Herbst des Jahres 1801 hat er die Fingerspitze der schönen Angela berühren dürfen. Das ist jetzt Jahre her und man ist nicht mehr der kleine Leutnant. Man hat das brennende Moskau gesehen. Nicht nur ein Blumenmädchen, sondern sogar eine Gräfin besessen. Man ist nächstens zweiunddreißig Jahre alt. Ein Mann und kein Knabe mehr. Angelas Züge waren etwas strenger geworden, ihre Hüften etwas ausladender und von der Grazie von ehemals kam nur ein Rest zum Vorschein, als sie ihn überrascht wiedererkannte, der sich vorstellte: „Ich bin Henry Beyle, der Freund von Martial Daru." Angela wandte sich lebhaft zu einem alten Herrn um, der mit ihr eingetreten war: „Was sagst du! Der Chinese, du weißt doch!" Beyle unterhält mit Geist und benützt einen Moment, wo der alte Herr sich abwendet, Angela zu sagen, daß er seit zehn Jahren keine andere als sie liebe. Angela macht große Augen: „Aber warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt!" Sie war ein naives Geschöpf und kannte Beyle nicht, der naiv auf einer ganz anderen Ebene war.

Sehr zufrieden mit seinem Besuch, kauft sich Beyle einen eleganten Stock, um nicht immer wie ein Papa die Hände auf den Rücken zu knüpfen. Und erzählt am anderen Tage ausführlich Madame Angela die ganze Geschichte seiner zehnjährigen Liebe, was sie zu zärtlichen Tränen rührt. Auch Beyle ist so überwältigt von dieser Erzählung, daß er Hut und Stock beiseitelegt und die Hände der schönen Frau küßt. Aber vor dem kühner Werdenden erhebt sie sich: „Empfangen Sie, aber nehmen Sie nicht!" Und schickt ihn fort: „Morgen werde ich nicht mehr den Mut aufbringen..." Beyle macht die Geste des Verzweifelnden. Angela aber: „Du hast die Gewißheit, geliebt zu werden." Sie erwartet nämlich einen andern und der muß in jedem Augenblick eintreffen; es ist höchste Zeit, daß dieser da geht. Anders als mit der Versicherung, daß sie ihn liebe, bekommt sie diesen Redner nicht aus dem Hause.

Nun gibt es nichts als Heimlichkeiten, denn Angela sagt, er könne sie nur sehen und treffen, wenn niemand was merke. Er schleicht also ins Haus mit tausend Ängsten, seine Geliebte zu kompromittieren, trifft sich mit ihr in verborgenen Hinterstuben von Cafés, in Gassenwinkeln abgelegener Quartiere. Napoleons Ungelegenheiten, die Beyles Aufenthalt in Mailand unterbrechen, kommen Angela gelegen: ihre Sicherheit verlangt es, daß er in Turin bleibe und er gehorcht. Alle zehn Tage kommt er nach Mailand, und eine bestochene Jungfer gibt Nachricht, ob Angelas Gatte, jener alte Herr, da ist oder nicht, Beyle in das Haus kommen kann oder nicht. Die Jungfer hat mit der Herrin einen Streit gehabt und rächt sich: der Gatte, ein guter, alter Herr, sei ja nie da, aber andere Liebhaber. Da Beyle zweifelt, läßt sie ihn den Beweis durch ein Oberlichtfenster sehen, das in Madames Schlafzimmer geht. Hier ist man lebhaft beschäftigt. Beyle ist überrascht, so viele ihm unbekannte Schönheiten der Geliebten wahrzunehmen, von der Magie eines andern zum Leben beschworen, der, er muß es zugeben, Qualitäten besitzt, die ihm nicht so eignen. Um nicht

seiner Lächerlichkeit zu unterliegen, folgt er dem Rat seines Onkels und macht sofort der Freundin seiner Freundin, der Generalin Méthilde Dembowsky den Hof, deren patriotisches Herz Foscolo und den Carbonari und der Befreiung Italiens schlug und die ihre vielen Verehrer an ihre Freundin Angela weitergab. Für Beyle war Méthilde, deren Gesicht schon kleine Pölsterchen bekam, Inbegriff himmlischer Keuschheit und Reinheit. Sie duldete den kahlköpfigen Verehrer als Cicisbeo, aber nicht als mehr. „Sie sind zu indiskret", sagte sie zu ihm. Aber Angela dürfte ihr erzählt haben; Frauen sind gegen ihre früheren Liebhaber von einer barbarischen Indiskretion Freundinnen gegenüber. Und sehr boshaft gegen die Freundin, die sie ersetzen soll.

... Noch bevor sich Beyle den einen Namen gab, unter dem er in die Unsterblichkeit einging, gab er, der so viele Masken trug und Rollen spielte, daß er sich fragte: „Wer bin ich?", sich schon viele Namen, aber keinen besseren als den: Sir Fiasko Esqu. Als Stendhal war er den Verstrickungen, die ihn sich Sir Fiasko nennen ließen, dankbar. Ohne auch als Stendhal und im Alter von mehr als zweimal sechsundzwanzig Jahren diese gewisse sogenannte Abgeklärtheit zu besitzen, die ihn immer noch ein Fiasko zu riskieren gehindert hätte. Nach der abgeschlagenen Attacke auf eine geistreiche Frau schrieb ihm diese: „Bedauern Sie Ihren Tag nicht, er muß zu den besten Ihres Lebens und zu den gloriosesten des meinen zählen. Ich erlebe alle Freude eines großen Erfolges. Gut attackiert, gut verteidigt, kein Traktat, keine Niederlage, alles ist Ruhm in beiden Lagern. Beyle, nennen Sie mich eine dumme Kuh, ein kaltes Weibchen, eine blöde Angstliese, alles was Sie wollen, Ihre Beleidigungen werden nicht das Glück Ihrer göttlichen Unterhaltung auslöschen." Die Dame war übrigens sechsundvierzig und der Liebhaber, wie gesagt, dreiundfünfzig. Und hatte gerade eine höchst lebhafte Liebe zu Frau von Curial hinter sich.

Auch diese etwas exaltierte Frau Curial gehört zu jenen Frauen, bei denen der ungeschickte Angriff der jungen Jahre abgeschlagen und ein Jahrzehnt später erneuert wurde. Wie gewisse Birnen werden sie für Beyle erst reif, nachdem sie einige Zeit auf Stroh gelegen haben. Diese Frauen müssen, so scheint es, um sein Glück zu machen, erst eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit und Nachsicht bekommen und Fältchen um die Augen. Der sich eigentlich ganz wohl bei kleinen, anspruchslosen Mädchen fühlt, wo er halb Papa, halb Liebhaber ist, nie ein Schwärmer, ihn lockt es immer wieder zu den sich verkannt glaubenden und daraus etwas pathetischeren älteren Frauen, vorausgesetzt, daß er sie in ihrer Jugend gekannt und vergebens umworben hat. Mit Frau Curial begibt er sich im Sommer auf deren Landsitz in der Umgebung von Paris, denn der Gatte ist abwesend. Aber der kommt nun unerwartet zurück, und der erschreckte Beyle muß sich drei Tage lang in einem Kellerloch verstecken. Madame bringt ihm das Essen und besorgt seinen Leibstuhl. Sie ist vielmehr eine sentimentale als eine sinnliche Frau, aber Beyle hat das Pathos der Gefühle vor zehn Jahren erledigt und ist jetzt wirklich der Dragoner, der er damals nur der Uniform nach war. Madame schreibt ihm: „Was die tours de force eines gewissen Genres betrifft, so profitiere ich davon, aber schätze sie nicht. Das kommt mir als eine zu vulgäre Manier vor, mir deine Zärtlichkeit zu beweisen." So war diese Liebe, die Beyle nicht wollte und arrangierte, sondern erlitt, wieder ein Irrtum nach der anderen Seite. Und man trennte sich in Eifersucht, Streit und Haß... (Blei.)

Und trotz dieser Details ist damit über das Wesentliche der Liebesbeziehungen Stendhals wenig, ja fast nichts ausgesagt: die Frau war für Stendhal lediglich der Katalysator, ein bisexuelles Gefühl bei sich selbst wahrzunehmen. Er liebt die rein narzißtische Emotion der Liebe, die er bei sich selbst beobachtet, das weibliche Überwältigtwerden,

durch ein dem bewußten Willen nicht unterworfenes dämonisches Gefühl. Liebe ist für Stendhal zutiefst: Sich selbst beschauen in sich und zum Teil in der Frau, d. h. Projektion seines Ich-Ideals auf die Frau. Dies ist bloß verständlich, wenn man die starken narzißtischen Voyeurwünsche Stendhals berücksichtigt.

Ich verweise auf die Szene, in welcher Stendhal durch die Gunst des Stubenmädchens heimlich zusehen durfte, wie ein anderer Mann mit Angiola Pietragrua koitierte, eine Szene, die Filicien Rops in einer Karikatur festhielt. Es packte ihn dabei eine — für den Leser paradoxe — unbändige Lachlust. („Beyle sagte mir, die Sonderlichkeit der Sache und das Lächerliche der Situation hätten ihm zunächst eine tolle Lachlust verursacht und er habe sich richtige Mühe geben müssen, nicht herauszuplatzen und die beiden Sünder zu alarmieren. Erst nach geraumer Zeit sei ihm sein Unglück bewußt geworden.“ Mérimée.) Nun wissen wir seit Freuds Arbeit über den Witz, daß „das Lachen entstehe, wenn ein früher zur Besetzung gewisser psychischer Wege verwendeter Betrag von psychischer Energie unverwendbar geworden ist, so daß er freie Abfuhr erhalten kann“. Dieser „Besetzungsaufwand“ muß also etwas Infantilem, vielleicht dem Schauen des elterlichen Koitus gegolten haben. Dafür spricht eine Stelle aus „Henri Brulard“, in welchem Stendhal mitteilt, er hätte, als er im Zimmer der verstorbenen Mutter als Pueriler arbeitete, das Bett der Mutter nicht angesehen.[12]

In „Rouge et Noir“ will Jules, nachdem er sich unter größter Gefahr zu seiner Geliebten, Mme. Rênan, geschlichen hat, unbedingt, trotz der Einwendungen der Geliebten, die Nachtlampe anzünden. „Willst du denn“, sagte er zu ihr, „daß mir keine Erinnerung an deinen Anblick bleibt? Soll der Schimmer der Liebe in deinen süßen Augen für mich ungesehen verglimmen? Ich soll diese schöne weiße Hand nicht sehen?“ (Bd. I, S. 305.)

In „Certosa von Parma“ besteht das Liebesglück Fabrice del Dongos im Bohren eines Loches in die Holzverschalung des Fensters seiner Zelle, um die Tochter des Gouverneurs der Festung, Clelia Conti, in die er sich blitzartig verliebt, zu sehen; er will aber, wie Stendhal ausdrücklich hervorhebt, dabei auch selbst von Clelia gesehen werden. In Freiheit gesetzt, wiederholt Fabrice dieselbe Szene, indem er sich im Visavis-Hause Clelias einmietet. Clelia selbst leistet ein Gelübde, Fabrice niemals anzusehen und „empfängt ihn nur im Dunkeln“, auf welchem Umwege auch ein Kind gezeugt wird. Wir gehen

12) Im „Henri Brulard“ ist zu lesen: „Eines Abends, als man mich durch irgendeinen Zufall in ihrem (der Mutter) Zimmer auf der Erde auf einer Matratze schlafen gelegt hatte, sprang diese Frau munter und leicht wie eine Hindin über meine Matratze, um schneller in ihr Bett zu kommen.“ Es ist wahrscheinlich, daß der Knabe seine Voyeurlust befriedigte und die Verantwortung dafür der Mutter zuschiebt: nicht er schaute, sondern sie gab ihm durch Exhibition Gelegenheit zum Beschauen.

nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Clelias Schaukonflikte Projektionen der infantilen Schauverbote Stendhals darstellen.

Im „Henri Brulard“ spricht Stendhal einige Male von seinen Voyeurwünschen. So erzählt er, Onkel Romain (der Don Juan) „hatte seinen Spaß mit mir und erlaubte mir, dabei zu sein, wenn er abends um neun Uhr vor dem Abendessen seine schönen Kleider auszog und in seinen Schlafrock schlüpfte. Das war ein köstlicher Augenblick für mich.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Später, um 1805 in Marseille, hatte ich das liebliche Vergnügen, meine Geliebte, die hervorragend schön gewachsen war, in der Huveaune, die von hohen Bäumen überschattet ist, bei dem Landhäuschen der Frau Roy, baden zu sehen.“ In einem Briefe an Mathilde Dembrowska (Voltera, 7. Juni 1819) spricht er von der „unheilvollen Sehnsucht“, sie zu sehen, die ihn beherrsche und ganz außer sich bringe. Auch Stendhals Schwärmerei für den Ring der Angelika aus Ariosts „Rasendem Roland“, der unsichtbar mache (Tagebuch, 8. September 1811), gehört in diesen Zusammenhang.[13]

Man kann einwenden, daß all dies wohl von Voyeurlust zeuge, die sich auf Objekte beziehe. Wo sei aber das früher hervorgehobene Narzißtische des Vorgangs?

Die Voyeurlust, von Freud in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ in die Psychoanalyse eingeführt, führt in dieser ein anerkanntes, aber wenig zitiertes und beachtetes Schattendasein. Auch ist die Beziehung zwischen Sich-selbst-Beschauen und den Anderen-Beschauen-Wollen (beides wird unter das Voyeurtum subsumiert), nicht klar differenziert. Die

13) Voyeurtum und psychischer Masochismus haben enge Beziehungen zur Depersonalisation, die eine spezifische Abwehrform des Ichs darstellt. Siehe die gemeinsame Arbeit des Verfassers mit L. Eidelberg über dieses Thema. (Vorläufige Mitteilung in der Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse 1934, H. 3.) Die Frage ist berechtigt, ob Stendhal zeitweise entfremdet war. Wohl kann man, wie Schilder in „Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein“ ausführt, introspektive Psychologie treiben, ohne entfremdet zu sein, aber das Übermaß des Affekts bei Stendhal macht doch stutzig. Ich habe in der zitierten Arbeit in der von mir stammenden Krankengeschichte (Fall II) den Verdacht ausgesprochen, daß ein chronisches Übermaß an Affekten häufig eine dahinter lauernde Depersonalisation verdeckt. Wir finden tatsächlich bei Stendhal einige Schilderungen von Depersonalisationszuständen. In „Souvenirs d'egotisme“ heißt es bei der Erzählung der Flucht Stendhals nach Paris vor Mathilde Dembrowska: „Ich war wie verrückt, fing eine Unterhaltung mit den Postillonen an und ging ernsthaft auf die Betrachtung dieser Leute über den Weinpreis ein. Ich erwog mit ihnen die Gründe, warum er einen Soldo teurer sein sollte. Das Schauderhafteste war, daß ich mich selbst dabei beobachtete...“ Und in „Armance“ äußerst Vicomte de Malivert den Wunsch, Namen und Existenz eines Bedienten, den er zum Fenster hinausgeworfen hatte, anzunehmen: „Ich empfinde ein gebieterisches Bedürfnis, einen andern Vicomte de Malivert (d. h. sich selbst! — Anm. d. Verf.) handeln zu sehen...“

ursprüngliche Voyeurlust ist nach Freud autoerotisch, auf den eigenen Körper bezogen. Erst allmählich nimmt das Kind durch Vergleich mit dem eigenen Körper Personen der Außenwelt zur Kenntnis, die es u. a. sexuell lustvoll beschaut. Die Identifizierungen mit diesen Personen werden vorgenommen, um die bedrohte narzißtische Allmacht zu retten, und bilden einen Teil des Ich-Ideals, das also genetisch aus zwei Teilen aufgebaut ist: primärer Narzißmus des Ichs plus introjizierte Eltern, die mit dem eigenen Narzißmus bekleidet werden. Wenn also später positive Objektbeziehungen zustande kommen, handelt es sich immer um Projektionen des eigenen Ich-Ideals auf Objekte. Wendet man diese in „Übertragung und Liebe" formulierte Auffassung auf das Voyeurtum an, so ergibt sich, daß das Beschauen der Libidoobjekte ebenfalls nichts anderes ist als narzißtisches Selbstbeschauen mittels Projektion. Freilich ist das Ich durch die introjizierten Kindheitspersonen ausgeweitet worden. Der Kern jedes Beschauens ist somit narzißtisch, da der Mensch nur ein wirkliches Libidoobjekt besitzt: das eigene Ich. Der Mensch hat sozusagen kein anderes Organ, um zum sogenannten Objekt zu gelangen, als über seinen eigenen Narzißmus. Nur soweit dieser sich in anderen spiegeln, d. h. das eigene Ich vom aufs „Objekt" projizierten Ich-Ideal geliebt werden kann, wird das Objekt positiv getönt psychisch zur Kenntnis genommen.

Wenn also der achtjährige Henry Beyle z. B. das Bein der gehaßten Tante Seraphie sexuell erregt beschaut (wie er dies in „Henri Brulard" gesteht), dann gibt es zwischen dem Knaben und der Schwester seiner Mutter keinen andern psychischen Verbindungsweg als diesen: die Mutter wurde seinerzeit ins Ich-Ideal des Knaben aufgenommen, d. h. mit dem ursprünglich dem eigenen Ich geltenden Narzißmus belegt und mit diesem verlötet. Die Einheit Mutter bestand u. a. aus einem zu beschauenden Körper. Das Gefallen, das der Knabe an Seraphie findet, entspricht einem blitzartigen Projektionsvorgang: Für Sekunden wird Seraphie zum Träger des projizierten Ich-Ideals des Knaben und auf dem Umweg über den eigenen Narzißmus des Knaben wird die sexuelle Erregung bei Seraphie erlebt.

Dieser narzißtische Vorgang bei jedem Voyeurtum: jedes lustvolle Beschauen des anderen ist Selbstbeschauen (Beschautwerdenwollen), wurde bisher ein wenig vernachlässigt, trotz der Freudschen Mahnung.

Ganz ähnlich — quoad Narzißmus — liegen die Verhältnisse bei der Exhibition. Bei jeder Exhibition handelt es sich vorerst darum, daß der Zuschauer zum Voyeur gemacht wird, mit dem der Exhibitionist sich identifiziert. Somit kommt es über das sogenannte Objekt wieder zum narzißtischen Selbstbeschauen. Das hat Freud in „Triebe und Triebschicksale" angedeutet, als er hervorhob, daß „Exhibition das Beschauen des eigenen Kör-

pers mit einschließt" und „der Exhibitionist das Entblößen derselben (der eigenen Person) mitgenießt".

Exhibition hat ein aktives, Voyeurtum ein passives Triebziel.[14] Zutiefst handelt es sich immer um ein Selbstbeschauen. Die Differenzen zwischen beiden sind ähnlich wie beim aktiven Liebenwollen und beim passiven Geliebtwerdenwollen. „Der aktiv Liebenwollende stellt im Objekt sein Ich dar, während er selbst das Ich-Ideal mimt. Beim passiv Geliebtwerdenwollenden ist das Objekt das Ich-Ideal, der Liebende selbst das Ich" (zitiert aus „Übertragung und Liebe").

Kehren wir zu Stendhal zurück. Daß sein Voyeurtum narzißtisch war, wird nun ebenso eindeutig, wie dies bei seiner Exhibition der Fall war. Das ständige Hinschielen nach dem Leser von 1880, 1900, 1935 bedeutet also ein Sichselbstbeschauen auf dem Umweg über die Identifizierung mit den Lesern von 1935.

Die „voluptas psychologica" (Nietzsche), die wir bei Stendhal so ausgeprägt finden, entspricht offenbar einer Transponierung des körperlichen Sichbeschauens aufs Geistige. Warum diese Verlegung zustande kam, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht liegt ihr zum Teil die relative Gefahrlosigkeit des geistigen und die Verpöntheit des körperlichen Sichbeschauens in der Vorstellung der Erwachsenen zugrunde, die ja bloß eine Konsequenz der Voyeur- und Exhibitionsverbote in der Kindheit darstellt (Kastrationsangst). Ja, das „Gescheitsein", das „Denken", Philosophieren und Talmudisieren steht in gewissen Kreisen relativ hoch im Kurse. Vielleicht ist dieses Zurücktreten des Sexuellen vom Körperlichen aufs Geistige (Sexualisierung der Gedanken) ein Resultat der immer weiter um sich greifenden Zurückdrängung des direkten Auslebens der Aggression und sexuellen Impulse durch den sogenannten Kulturmenschen, ein Mechanismus, der zum „Unbehagen in der Kultur" (Freud) führt.

Wir kommen aber bei Stendhals „voluptas psychologica" ohne einen konstitutionellen Faktor nicht aus: offenbar muß ein spezifisches, psychologisch nicht mehr faßbares X, daß wir Begabung nennen, vorhanden sein. Der Patient, dessen „Anonymen Coitus" ich in der Arbeit „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung" geschildert habe, wurde z. B. kein Psycholog.

Man könnte den primitiven Einwand machen, es genüge, wenn der Mensch mit konstitutioneller Verstärkung der Voyeurlust — und als solchen müssen wir ja Stendhal bezeichnen — selbst häßlich, somit kein geeignetes Schauobjekt sei und deshalb eher mit „Gescheitheit" glänzen könne.

14) Näheres im Abschnitt „Aktivität und Passivität" der gemeinsamen Arbeit des Verf. mit Eidelberg „Der Mammakomplex des Mannes", Int. Zeitschr. f. Psychoan. 1933, H. 4.

Tatsächlich war Stendhal häßlich: er sprach selbst von seinem „italienischen Fleischerkopf". Doch erklärt dieses Argument gar nichts. Erstens ist ja die narzißtisch bedingte Kritiklosigkeit bei der eigenen Person unerschöpflich. Zweitens wird ja das Ich-Ideal projiziert, also auch die introjizierte schöne Mutter und der schöne Onkel. Auch gelingt es gerade dem Dichter Stendhal immer wieder, „wunderschöne Jünglinge" zu schaffen: Jules Sorel, Lucien Leuwen, Fabrice del Dongo, woraus wir ersehen, wie Stendhal sich innerlich sah, wobei der Kompensationsmechanismus zugegeben sei.

Endlich sei darauf verwiesen, daß das Sichselbstbeschauen eines Mannes in schönen Frauen sozusagen ein Umgehen und Harmlosmachen des eigenen narzißtischen Voyeurtums vor dem Dämon ist: wieder wird das sogenannte Objekt zur Entlastung von psychischen Verboten verwendet.

IV. Stendhals dichterisch-psychologisches Werk

Beim Lesen von Bruchstücken der immer mehr anschwellenden Stendhal-Literatur kommt man zum resignierten Ergebnis, daß die meisten dieser Bücher „Henri Brulard", „Souvenirs d'egotisme", Stendhals Tagebücher und Briefe variieren und als Novum hie und da ein Detail vorbringen, das beweisen soll, daß diese oder jene Figur aus Stendhals Werken mit Stendhal selbst identisch sei. Es gilt heute als feststehend, daß jede Figur Stendhals autobiographische Züge trägt. Man kann also sagen, daß zu den 200 Pseudonymen Stendhals ein Vielfaches dieser 200, bestehend aus Roman- und Novellenfiguren Stendhals, hinzukommen, und zwar beiderlei Geschlechts.

Versucht man dieses Regiment Stendhal auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, so fällt vor allem auf, daß folgende Probleme immer wiederkehren: Ein schöner Jüngling mit hochgespanntem Ich-Ideal tritt ohne Falsch und Heuchelei in die Welt, wo er die übelsten Erfahrungen mit der Schlechtigkeit, Niedertracht und Korruption der Menschen macht. Dies führt zu einer Entwertung der Autorität, zu einem ständigen Herunterreißen der Masken, zur Entlarvung der Heuchelei der Großen und zu einem Wandel des Ich-Ideals des Helden. Diese Jünglinge — mögen sie nun Jules Sorel („Rouge et Noir"), Lucien Leuwen (im gleichnamigen Roman) oder Fabrice del Dongo („Certosa von Parma") heißen, sind immer Stendhal selbst. Diesen jungen Männern stehen alte, abgebrühte, zynische Männer gegenüber: Marquis de la Mole, der Bankier Leuwen, Graf Mosca, die mit lächelnder Überlegenheit, auch ein wenig wehmütig und ungeduldig, den „Macchiavellismus des Fünfzigers" den Illusionen der Knaben entgegenhalten. Die Jünglinge und die Zyniker sind, wie dies Zweig hübsch herausgearbeitet hat, Stendhal selbst:[15] aber es sind — wie ich meine — nicht bloß der junge und der alte

15) In Stendhals Tagebuch findet sich am 29. Oktober 1811 folgende „Randbemerkung":

Stendhal einander gegenübergestellt, sondern sie stellen auch die narzißtisch-homosexuelle Beziehung κατ' ἐξοχὴν dar: der alte Mann liebt in der Mutteridentifizierung sich selbst in Jünglingsgestalt (man denke an den von Sadger aufgestellten Homosexuellentypus). In einem Fall wird dies direkt ohne Verkleidung dargestellt: in der „Certosa“ übernimmt die Herzogin von Sanseverina die Rolle des Alten und führt den jungen Herzog von Parma in die Bösartigkeit der Welt durch einen jener für Stendhal typischen Aufklärungsvorträge ein.

Immer wieder kommt Stendhal auf diesen Gegensatz: Illusion des Sechzehnjährigen — Macchiavellismus des Fünfzigers zurück, wobei er die Außenwelt mit wütendem Haß für die Diskrepanz zwischen seinen kindlichen Illusionen und ihrer realen Bösartigkeit verfolgt. Dabei gibt es einige Varianten: die bösartige Einführung in die Welt in „Rouge et Noir“, die gütige in „Lucien Leuwen“, in beiden Fällen durch Männer vollzogen, und die gütige durch die Herzogin in der „Certosa von Parma“. In „Lucien Leuwen“ schließen Vater und Sohn einen förmlichen Pakt, demzufolge der Sohn sich bei seinem Eintritt ins Büro des Innenministeriums verpflichtet, nicht schon bei kleinen Lumpereien davonzulaufen, und der Bankier fragt besorgt: „Wirst du ein zureichender Schurke sein für diesen Posten?“[16] Und die Herzogin von Sanseverina gibt dem Priesterzögling Fabrice folgende Ratschläge für das Seminar: „Glaube oder glaube nicht, was man dich lehren wird: erhebe bloß nie einen Einwand. Nimm an, daß man dich Whistregeln lehrt; wird es dir einfallen, gegen Whistregeln Einwände zu erheben?... Vergiß nicht, daß es Leute gibt, die von deinen geringsten Einwänden getreulich Notiz nehmen; man wird dir eine kleine galante Intrige, wenn sie gut geführt wird, verzeihen, niemals aber einen Zweifel: mit den Jahren vergehen die Intrigen, aber es vermehren sich die Zweifel...“

Selten hat sich ein Dichter so intensiv mit der Ich-Ideal-Bildung und Ich-Ideal-Änderung seiner Helden beschäftigt, wie Stendhal. Es ist dies sein Problem, das er immer wieder variiert: „Die ständige Diskussion Stendhals mit sich selbst entspringt seinem ‚Espagnolisme‘, seinem Ehrbegriff. Nicht um sich kennenzulernen, seziert sich Beyle, sezieren sich seine Helden, sondern um sich zu kontrollieren, um ihr Gewissen zu erforschen, um sich zu sichern, denn von dem Ergebnis ihrer Gewissenserforschung

„In tiefster Demut dem 38jährigen Herrn Henri de Beyle, der vielleicht im Jahre 1821 leben wird, gewidmet von seinem sehr ergebenen Diener, der heiterer ist als er. Der Henri Beyle von 1811.“ — Schreiben ist für Stendhal Selbstgenuß des Voyeurs und nicht nur eine Methode „*pour se désennuyer*“.

16) Diese Szene und die Schilderung der einzelnen Etappen der „Eroberung“ der Mme. Rênan, vor allem die Handszene in „Rouge et Noir“ sind das Schönste in Stendhals Werken.

hängt ihre Würde, ihre Ehre und ihr Glück ab. Daß diese Analyse nicht morbide Pedanterie, sondern vitale Notwendigkeit ist, hat sogar Zola gefunden, der die *sautes d'analyse,* die *danses du personnage* feststellt, das plötzliche Tun, das unerwartete Verhalten der Personen Stendhals, das Intuitive." (Blei.) Diese richtige Feststellung ist aus vielen Details in Stendhals Werken beweisbar. Wenn z. B. Jules Sorel („Rouge et Noir") einen Liebesbrief von seiner Geliebten bekommt oder mit ihr sexuell beisammen ist, ist sein erster Gedanke: „Habe ich die Würde meiner Person zu wahren gewußt?" Die Eroberung von Mme. Rênan wird vom Standpunkt eines Feldzugsplanes geschildert, in welchem das Erreichen der einzelnen Etappen narzißtische Ehrensache ist: etwa der Entschluß, an einem bestimmten Tage bis zum Ergreifen, bzw. Küssen der Hand zu gelangen. Alle Helden Stendhals gleichen Jules, von dem Stendhal mit leiser Ironie aussagt: „Er trug schwer an seiner Verführerrolle." Die Frau wird vorerst als Feind empfunden, der den Narzißmus demütigen könnte.

Die ständige „Gewissenserforschung" — wie sie Blei nennt — ist in Wirklichkeit das ständige Vorhalten des Ich-Ideals durch den Dämon. Dieses hochgespannte Ich-Ideal ist bei den Stendhalschen Helden in unterbrochenem Fluß, ein ständiges *πάντα ῥεῖ.* Ständig wird die Heuchelei der Außenwelt entlarvt, weil die Änderung des strengen, hochgespannten Ich-Ideals die einzige Methode ist, dem Dämon nicht ganz zu erliegen. In einer längeren Arbeit über die Genese der Heuchelei[17] habe ich zu zeigen versucht, daß der Heuchler auf Grund eines spezifischen Mechanismus („Mechanismus der Heuchelei") ständig gegen sein Ich-Ideal rebelliert, wobei ihm die Inhomogenität desselben sehr zustatten kommt. Bezüglich des „Mechanismus der Heuchelei" muß infolge der Unmöglichkeit, ihn in wenigen Worten zu referieren, auf die bevorstehende Publikation verwiesen werden.

Das Aufzeigen der Heuchelei der anderen wird für Stendhal und seine Helden ein modus vivendi und gibt ihnen erst die „Berechtigung" zu eigenen Aggressionen gegen die Autorität. Hier ist die Wurzel von Stendhals chronischen Lügen, Maskeraden, Mystifikationen. Stendhals Aggression, die eine sehr starke war, kann sich erst nach Beschwichtigung eines überstrengen Über-Ichs ausleben: er selbst und alle Helden sind, wie früher aufgezeigt, psychische Masochisten. Seiner Ambivalenz erwehrt er sich zum Teil mittels Zynismen.[18]

17) Bergler, „Zur Psychologie des Heuchlers". Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, 9. Mai 1934.

18) Auf den Mechanismus in Stendhals Zynismen kann aus Platzmangel nicht eingegangen werden. Ich verweise auf meine Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers". Psychoanalytische Bewegung 1933, H. 1/2.

Gewiß ist dies nicht die einzige Ursache seiner ironischen Mystifikationen. Ein gut Stück Scham, sich in die Seele schauen zu lassen, und Angst, ausgelacht zu werden, spielen mit. Die Abwehr der Exhibition wird von Stendhal in „Souvenirs d'egotisme" zugestanden. Nach seiner Rückkehr nach Paris zur Zeit seines Schmachtens nach Mathilde Dembrowska sagt er sich: „Das ärgste Unglück wäre, wenn die nüchternen Menschen, meine Freunde, in deren Mitte ich nun leben werde, meine Leidenschaft zu einer Frau, die nie die meine war, errieten ... Ich hegte nur einen einzigen Gedanken: nicht durchschaut zu werden." So kam Stendhal plötzlich in den Ruf, „Geist zu haben", d. h. er wurde ironisch-boshaft. Diese Scham Stendhals bezog sich auf die Liebe und auf — die Kunst: „Meine literarischen Arbeiten haben mir immer dasselbe Schamgefühl wie meine Liebschaften eingeflößt." — Zutiefst geht diese Angst auf die Inzestgebundenheit seiner narzißtischen Voyeur-Exhibitionswünsche zurück, wobei man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß sich Stendhal in der Liebe, wie jener Freiwillige des Witzes benahm, der eine Kanone kaufte und sich selbständig machte. Anders ausgedrückt: seine Bisexualität macht ihn vom sogenannten Objekt relativ unabhängig, er spielt in der Phantasie beide Rollen, die männliche und die weibliche, unter Bevorzugung des weiblichen Vergewaltigtwerdens. Schließlich läßt sich Stendhal von seinen chronisch unglücklichen Lieben in eigener Regie „vergewaltigen".

Das dritte und vierte Lieblingsthema Stendhals — neben der Gegenüberstellung seiner selbst in zwei Ausgaben, und dem Kampf um die Ermäßigung der Strenge des Ich-Ideals — ist die Schilderung des Beginns einer Liebe und die Aggression der jeweils herrschenden Oberschicht.

Es ist erstaunlich wenig, was Stendhal über das Physische der Liebe zu sagen hat, was auch nicht weiter verwunderlich ist bei einem Mann, der in „De l'amour" den Grundsatz aufstellt: „Das größte Glück, das die Frau geben kann, ist der erste Händedruck einer Frau, die man liebt." Der Träumer und zugleich sezierende Beobachter — beide konstituieren das Phänomen Stendhal — ist ein unermüdlicher Barde seiner sieben Liebesstufen. Immer wieder in drei berühmten Romanen, seinen Novellen („Ernestine oder die Entstehung der Liebe") wird das hohe Lied des Liebes*beginns* gesungen, wobei die Großtat Stendhals — die Herausarbeitung des narzißtischen Charakters der Liebe — in unübertroffener naturalistischer Meisterschaft dargestellt wird.

Die Aggression der jeweils herrschenden Oberschicht[19] wird bei Stendhal

19) Es sei z. B. auf die höchst ambivalente Beziehung Stendhals zu Napoleon verwiesen: „Abwechselnd war er Frondeur wie Courier oder servil wie Las Casas" (Mérimée). Stendhals offizielle Napoleonbegeisterung begann erst, als die St. Helena-Episode Stendhals eigene Kindheitserlebnisse wachrief. Innerlich war Stendhals Stellung zu Napoleon der zum eigenen Vater nachgebildet. Bezüglich der Einzelheiten über Napoleon verweise ich

mit grandioser Ironie, bitterböser Satire und berserkerischer Vehemenz durchgeführt. Sie erinnert — so verschieden die beiden Männer auch waren — an Grabbes grausige Satire.[20] Und immer wieder sehen wir bei Stendhal, wie er sich die „Berechtigung" zu diesen Aggressionen erst durch Selbstbestrafungen erkauft, die immer mehr oder weniger durchsichtige Kastrationssymbole bedeuten: Lucien Leuwen fällt zweimal vor den Fenstern von Mme. de Chasteller vom Pferde, Fabrice del Dongo verliebt sich in Clelia erst, als sie ihn in Ketten in der Festung sieht, Stendhal selbst beginnt seine Tätigkeit beim großen Daru mit einem Schreibfehler: er schreibt cela mit zwei ll,[21] was ihm eine verächtliche Zurechtweisung einträgt, usw.

Strenge Stendhal-Kritiker — z. B. Sainte Beuve — haben eingewendet, Stendhal sei phantasielos gewesen, und selbst Zweig muß zugeben: „Offen gesagt, das bloße Melodramatische seiner Romane könnte von einem Herrn Irgendwer stammen." Tatsächlich liegt Stendhals Stärke in minutiösem Beobachten. Seine Vorliebe für die Schauerromantik und die „Energie", die einer unbewußten passiven Vergewaltigungsphantasie entspricht, macht das rein Inhaltliche zeitweise wenig schmackhaft. Sein Narzißmus bewirkt, daß er diese Beobachtungen („*Je suis observateur du coeur humain*") so überwertet, daß er den Stoff ruhig von anderen für sich erarbeiten läßt und ihn dann — der echte Eklektiker — gnädigst mit psychologischer Patina zu überziehen geruht.

Stendhals fünftes Lieblingsthema stellt alle vier früheren in seinen Dienst und schildert das Inzestproblem. Am klarsten ist dies in der „Certosa" der Fall, wobei sich Stendhal des beliebten Projektionsmechanismus bedient: nicht der Jüngling (Fabrice) liebt die ältere Frau (Herzogin von Sanseverina), die ältere Frau kämpft mit ihrer Liebe zum Jüngling. Die Inzestverhältnisse sind kaum verschleiert, an Stelle des Mutter-Sohn-Verhältnisses ist das von Tante und Neffen dargestellt. Wie weitgehend Stendhal die Inzestwünsche bewußt sind, beweist folgende Meditation Fabrices: „Die Stellung, in die der Zufall mich bringt, ist unhaltbar. Ich bin ganz sicher, daß sie (die Herzogin) niemals von Liebe zu mir sprechen wird: sie hat Abscheu vor einem allzudeutlichen Wort, als wäre es ein Inzest." Und die Herzogin bricht einige Seiten später in Tränen aus: „Sie fand etwas Abscheuliches in dem Gedanken,

auf die bekannte Jekelssche Arbeit und auf meine zwei Napoleon-Arbeiten. S. Kapitel I und II dieses Buches.

20) Grabbe und Stendhal — die Zusammenstellung klingt wie ein Witz. Und doch ist über alles Trennende in der Aggression eine Gemeinsamkeit vorhanden. Freilich war Grabbes Sadismus anderer Art: er war oral determiniert. Näheres in meiner Grabbe-Arbeit: „Zur Problematik des oralen Pessimisten". Kapitel IV dieses Buches.

21) Der sexualsymbolische Sinn ist durchsichtig: Protest gegen den Vater und gleichzeitiger Bestrafungswunsch.

die Geliebte Fabrices zu sein, bei dessen Geburt sie zugegen gewesen war." Das Thema wird sogar doppelt abgewandelt: der junge Herzog von Parma erzwingt mit der Erpressung, den geliebten Fabrice nicht zu begnadigen, einen einmaligen Koitus bei der Herzogin. Dieses Sichwinden unter Schuldgefühlen[22] stellt ein seltsames Gegenbild dar zu Stendhals Auffassung der Reue als Unsinn. Das Inzestproblem ist schon in Stendhals erstem großen Roman „Rouge et Noir" in der Beziehung Jules—Mme. Rênan dargestellt.

Es wurde bereits früher hervorgehoben, welchem psychischen Entlastungsvorgang das Bewußtwerden des positiven Ödipuskomplexes bei Stendhal seinen Ursprung verdankt. Dies erklärt auch die starke Verschleierung der Darstellung des negativen Ödipuskomplexes.

Fassen wir Stendhals Lieblingsthemen zusammen: Homosexuelle Gegenüberstellung seiner selbst in zwei Ausgaben, Kampf um die Ermäßigung der Strenge des Ich-Ideals, Beginn der Liebe, Aggression der jeweils herrschenden Oberschicht und das Inzestproblem, und vergleichen wir damit Stendhals Ausspruch, er hätte sich während des ganzen Lebens mit drei, vier Ideen beschäftigt, so ergibt sich die unbewußte Ergänzung dessen, was sich in Stendhals Ich infolge des Verdrängungsaufwands nur undeutlich widerspiegelte.[23]

22) Es klingt wie ein Witz, wenn die Biographen Stendhals Angabe, er habe täglich einige Seiten im Code Napoleon gelesen, um dessen klaren, präzisen Stil nachzuahmen, wörtlich nehmen. Es handelt sich offenbar um ein phantasiertes Abbüßen von Strafen. Es kann kein Zufall sein, wenn Stendhal Stilübungen gerade am — Gesetzbuch absolviert.

23) Aus der Fülle feinster psychologischer Beobachtungen (Stendhals Werke sind eine Fundgrube in psychologicis) seien noch einige Beispiele herausgegriffen: In „Lucien Leuwen" sprechen Lucien und Madame de Chasteller auf Wunsch der Frau nicht von der Liebe: „Sie plauderten über alles mit einer vollkommenen Aufrichtigkeit, die einem Unberufenen zuweilen recht ungehörig und immer allzu naiv erschienen wäre. Sie brauchten diese grenzenlose Offenheit, um sich ein wenig das Opfer vergessen zu lassen, das sie sich brachten, indem sie nicht von Liebe sprachen." Es ist dies eine präzise Beobachtung des Verschiebungsmechanismus. Oder: in der „Certosa von Parma" läßt die Herzogin von Sanseverina den Fürsten einen Brief unterschreiben, in welchem dieser zugibt, daß das Gerichtsverfahren gegen Fabrice del Dongo, den geliebten Neffen der Herzogin, ungerecht ist. Graf Mosca, der Minister des Fürsten und Liebhaber der Herzogin, läßt instinktmäßig das den Herzog kompromittierende Wort „ungerecht" aus. Die Herzogin sagt einige Zeit darauf dem Minister: „Ich will Ihnen nicht vorwerfen, daß Sie die Worte ‚ungerechtes Verfahren' in dem Billett, daß Sie schrieben und das der Fürst unterzeichnete, ausließen: der Höflingsinstinkt, der packte Sie an der Kehle, ohne daß Sie sich darüber klar wurden... Die Auslassung des Wortes ‚ungerecht' stürzt mich ins Verderben, aber es liegt mir fern, sie Ihnen in irgendeiner Art vorzuwerfen: es war ein Irrtum des Instinkts und kein solcher des Willens." Oder: In „Lucien Leuwen" spricht er von einer Partei und einer „Gegenpartei der Liebe", womit die widerstreitenden Tendenzen in der Psyche herausgearbeitet werden sollen. Ebendort heißt es von Mme. de Chasteller: „... sie betrachtete (in Gesellschaft) einen Stich, aber mit hochmütigem, fast zornigem Ausdruck. Die arme Frau hatte den Einfall gehabt, Luciens Hand, die er auf den Tisch aufstützte, zu ergreifen und an ihre Lippen zu führen. Diese

V. Stendhals Ahnen unbewußter Zusammenhänge

„*Il y a du Vinci dans Beyle*" (Bourget), „Stendhal ist der größte Psychologe des Jahrhunderts" (Taine), „Stendhal ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologenauge, mit seinem Tatsachenbegriff, der an die Nähe des größten Tatsächlichen erinnert: ex ungue Napoleonem" (Nietzsche), „Stendhal zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden; man liest das Buch immer wieder mit neuem Vergnügen und möchte es stellenweise auswendiglernen" (Goethe). — Diese Aussprüche zeigen, wie bewundernd Stendhal (mit Ausnahme von Goethe) erst Jahrzehnte nach seinem Tode von den endlich zusammengebrachten „Happy few" beurteilt wurde. Stendhals Schicksal war es, mißverstanden zu werden: schon Balzac, der die „Certosa" knapp vor Stendhals Tode begeistert lobte, lobte aus Mißverstehen. Und so klaubte sich auch in späteren Jahrzehnten, ja bis heute, jeder der Bewunderer und Feinde aus Stendhals Werken das heraus, was ihm paßte, wobei Liebe und Feindschaft auf den gleichen Nenner des Mißverstehens zu bringen sind.

Uns interessiert in diesem Zusammenhange bloß Stendhals Ahnen unbewußter Zusammenhänge. Seiner psychologischen Großtat — Aufzeigen des narzißtischen Charakters der sogenannten Objektbeziehung — wurde bereits gedacht. Ebenso wurde sein Wissen um den positiven Ödipuskomplex bereits besprochen. Weiters: der freie Einfall wurde von Stendhal in seiner Bedeutung geahnt, nebelhaft vielleicht auch das Walten der unbewußten Gewissensinstanz. Immer wieder betont Stendhal in seiner Selbstbiographie: „Ich schreibe blind drauflos", oder „Ich schreibe diese Bilder nieder, wie sie mir in die Feder kommen", und daß ihm erstaunlicherweise beim Schreiben so viel längst Vergessenes einfalle. Im Szenarium zu „Amiele" sagt Stendhal von sich: „Meine Fähigkeit, wenn ich welche habe, ist die des Improvisators. Ich vergesse alles Niedergeschriebene. Ich könnte vier Varianten über ein und dasselbe Romanmotiv schreiben, und keine bleibt mir im Gedächtnis." Tatsächlich machen viele Stellen aus „Henri Brulard" den typischen Eindruck des Durcheinanders, des vom Hundertsten ins Tausendste Kommens — wobei alles doch einen guten Sinn ergibt —, wie dies der Analytiker nur allzugut von den Patienten kennt, die sich an die „Grundregel" halten. Man könnte fast behaupten, daß das so schwer zu schildernde „Sicheinfallenlassen" am „Henri Brulard" demonstrabel ist.

Vorstellung hatte ihr Schauder erregt und sie in einen wahrhaften Zorn wider sich selbst versetzt..." In einem Briefe an seine Schwester Pauline (29. April 1805) schreibt Stendhal: „Das Glück kommt aus uns selbst. Die äußeren Umstände tun so gut wie nichts dazu..." Solche psychologische Diamanten findet man bei Stendhal häufig, diese Beispiele ließen sich verhundertfachen.

„Stendhal, der Psychologe, erfindet da — erstmalig und vielleicht als einziger (ein Irrtum Zweigs. Der Verf.) — eine geniale Methode, von der Falschmünzerei der allzu gefälligen Erinnerung sich nicht prellen zu lassen, die Unwahrhaftigkeit zu vermeiden: nämlich mit fliegender Feder zu schreiben, nicht nachzulesen, nicht nachzudenken (*„je prends pour principe, de ne pas me gêner et d'effacer jamais“*), dem ersten Wurf als dem richtigen zu vertrauen, *„pour ne mentir par vanité.“* Die Scham, die Bedenken also einfach überrennen; überraschend aus sich herausbrechen mit seinen Geständnissen, ehe der Zensor, der Selbstrichter innen aufwacht.[24] Nicht Zeit lassen dem Künstler, das Gesagte zu stilisieren, zu illusionieren. Nicht malerisch arbeiten, sondern wie ein Momentphotograph! Immer also die urtümliche Wallung in ihrer charakteristischen Bewegung festhalten, ehe sie eine künstliche theatralische Pose annimmt und sich eitel zum Betrachten wendet...“ (Zweig.)

Man muß also Stendhal als Vierten den drei[25] Männern anreihen, die Freuds Technik des freien Einfalls vorausgeahnt haben, freilich ohne diesen Gedanken höher als ein Aperçu einzuschätzen: Garth-Wilkinson, Schiller und Börne.

Stendhals minutiöses Zeitlupenschildern, seine Erkenntnis der psychischen Bedeutung der Details sind echt analytisch. Im „Henri Brulard“ heißt es: „Anstatt zu erzählen, schreibe ich Betrachtungen über sehr geringfügige Begebenheiten nieder, die aber gerade ihrer mikroskopischen Gestalt wegen sehr genau beschrieben werden müssen.“ Und den Bankier Leuwen läßt Stendhal sagen: *„Il n'y a d'originalité et de vérité que dans les détails.“*

Auch Stendhals Wissen um die psychisch bedingte Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses ist hervorzuheben, wenn es auch deskriptiv bleibt. So kommt es, daß er resigniert bekennt: „Ich erkläre noch einmal, daß ich keinen Anspruch darauf mache, die Dinge an sich zu schildern, sondern daß ich nur den Eindruck schildern will, den sie auf mich gemacht haben.“

Immer wieder kehrt in seinen Werken das Wort instinktiv und unbewußt wieder. Der Narzißt Stendhal wehrt sich aber mit Händen und Füßen gegen dieses „Nicht-mehr-Herr-Sein im eigenen Hause“ (Freud) und prägt den Grundsatz: „Man muß sich bei jedwedem Ding von der Lo-gik leiten lassen“, wobei er die beiden Silben dieses Wortes gedehnt aussprach. (Mérimée). Andererseits heißt es z. B. von der Liebe: „Die Liebe ist wie das Fieber, sie entsteht und erlischt, ohne daß der Wille daran den geringsten Anteil hat“ („De l'amour“). Stendhal und alle seine Helden empfinden dieses Sichbeugenmüssen vor unbewußten Gesetzen, gegen welches sie erbittert anrennen,

24) Es ist ein Irrtum Zweigs, wenn er übertreibend annimmt, die Methode des freien Einfalls gewährleiste ein völliges Ausschalten des inneren Zensors. Bezeichnend ist ja, daß Stendhal von seiner unbewußten Homosexualität nichts wußte. Bezüglich der Theorie des freien Einfalls s. H. Hartmann, „Die Grundlagen der Psychoanalyse“, und I. Hermann, „Die Psychoanalyse als Methode“.

25) Freud, „Zur Vorgeschichte der analytischen Technik“, Ges. Schr. Bd. VI, S. 148 bis 151.

als persönliche Beleidigung ihres Narzißmus, und so ergibt sich der groteske Tatbestand, daß derselbe Mann, der, wie keiner vor ihm, das Unbewußte aufgespürt, es im gleichen Atemzug verleugnet. Dies erklärt, weshalb sein Wissen um unbewußte Es-Regungen sporadisch blieb, weshalb nebem Tiefstem bei Stendhal banalste Predigt der Willensfreiheit zu finden ist. Keiner war — mit Ausnahme von Schopenhauer und Nietzsche — Freudschem Wissen so nahe wie Stendhal. Und keiner hat dieses Wissen so energisch verleugnet, wie Stendhal. Diese Reversseite des Narzißmus hätte bei Stendhal geradezu jedes Erkennen des Es weggespült, wären nicht sein psychischer Masochismus und sein aufs Geistige transponiertes Voyeurtum das Gegengewicht gewesen. Und so bewahrheitet sich das Wort eines seiner Biographen: „Wenige haben mehr gelogen und leidenschaftlicher die Welt mystifiziert als Stendhal, wenige besser und profunder die Wahrheit gesagt . . .“

Literatur.

Arbelet, Paul: La jeunesse de Stendhal. Paris 1919. Librairie Champion.

Bettelheim, A.: Biographenwege. Abschnitt: Stendhal-Beyles Triester Konsulat. Berlin 1913. Paetel.

Blei, F. und Weigand, W.: Stendhal. Gesammelte Werke. 15 Bde. München. G. Müller.

Blei, F.: Stendhals Frauen. In „Himmlische und irdische Liebe“, S. 231 ff. Berlin 1928. Rowohlt.

Blei, F.: Stendhal. In „Männer und Masken“, S. 61 ff. Berlin 1930. Rowohlt.

Blum, Léon: Stendhal et le Beylisme. Paris. Librairie P. Ollendorf.

Chuquet, Artur: Stendhal-Beyle. Paris 1902. Librairie Plon.

Colomb, R.: Notice sur la vie et les ouvrages de Henri Beyle. Paris 1854. Michel Lévy Frères.

Cordier, A.: Comment a vécu Stendhal. Préface de Casimir Stryjenski. Paris 1900. Villerelle.

Goethe, J. W.: Brief an Zelter, 8. März 1818. (Abgedruckt im Briefwechsel mit Zelter, II., 451.) — In Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ (S. 727, Verlag Kiepenhauer) eine Äußerung über „Rouge et Noir“ am 17. Jänner 1831.

Hazard, Paul: La vie de Stendhal. Paris 1927. Librairie Gallimard.

Körver, C.: Stendhal und der Ausdruck der Gemütsbewegungen in seinen Werken. Halle 1911. Verlag Niemeyer.

Martino, Pierre: Stendhal. Paris 1914. Librairie Lecéne, Oudin & Cie.

Maurevert, G.: Le livre des Plagiats. S. 157 ff. Paris. Arthéme Fayard.

Mérimée, P.: Henri Beyle par un de quarante. Paris 1850. (Übersetzt von Schurig.)

Nietzsche, F.: Viele Stellen in seinen Schriften, vor allem § 350 in „Erkenntnistheorie“ (Ausg. Naumann), XIV., S. 178 ff.; „Ecce homo“, XV., S. 35, 113; „Jenseits von Gut und Böse“, VII., S. 226, 408 ff.

Oppeln-Bronikowski v.: Eros als Schicksal bei Friedrich dem Großen und Stendhal. Psa. Bewegung, II., 1930, S. 314 ff.

Polizeiakten: Pariser Polizeibericht über H. Beyle ex 1814. — Wiener Geheimbericht über H. Beyle ex 1830. Beide abgedruckt bei Schurig.

Rod, Edouard: Stendhal. Paris 1892. Librairie Hachette & Cie.

Sand, George: Histoire de ma vie, Livre III, Chap. 31. Paris 1855.

Schurig, A.: F. v. Stendhal (Henri Beyle): Das Leben eines Sonderlings. Leipzig 1924. Insel-Verlag.

Sera, Leo G.: Auf den Sturen des Lebens. Aus dem Italienischen übersetzt von R. Schöner. Berlin 1909. Oesterheld.

Spach, L.: Zur Geschichte der modernen französischen Literatur. Straßburg 1877.

Stendhal: Oeuvres complètes. Paris 1854. Michel Lèvy Fréres.

Strombeck, F. K. v.: Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Braunschweig 1835.

Valery, P.: Stendhal. Zürich. Verlag der Neuen Schweizer Rundschau.

Weigand, W.: Stendhal. München 1923. Georg Müller.

Zweig, S.: Drei Dichter ihres Lebens. Insel-Verlag, Leipzig 1928.

Grabbe[1]

Ein Beitrag zur Psychologie des oralen Pessimisten

Drum Fluch der Welt, wo jeder Bauernlümmel
Mit Hilfe einer Viehmagd
Etwas Unsterbliches verfertigen kann.

Gothland in Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“ 1820.

Ich stehe erträglich, aber ich bin nicht glücklich, werde es wohl auch nie wieder. Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgültig, wie es mir ein Dritter ist: ich lese tausend Bücher, aber keins zieht mich an... Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will, aber auch der Wille scheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: Der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert.

Aus einem Brief Grabbes an Kettembeil am 4. Mai 1827.

Thumelico: Mutter!
Thusnelda: Was begehrst du, mein Junge?
Thumelico: Ein kleines Butterbrot, nicht größer als meine Hand.
Thusnelda: Ein großes, ein ganz großes sollst du haben! Iß, trink und freue dich des Augenblicks, ehe die schweren Jahre kommen!

Aus Grabbes letztem Drama „Die Hermannschlacht“ 1836.

I. Triebtendenzen des Pessimisten

Ein Pessimist ist ein Mensch, der die Existenz der Sonne am Schatten erkennt. Diese Definition, die mir ein geistvoller pessimistischer Patient gab, berücksichtigt, so scharf sie auch einen Zug des Pessimisten — den düsteren Aspekt der Welt — herausarbeitet, eine Reihe von Eigenschaften nicht. Vor allem die bekannte Tatsache, daß der Pessimismus eine narzißtische Schutzmaßnahme des Ichs darstellt: durch gedankliche Vorwegnahme künftigen Un-

1) Publiziert in „Imago“ 1934, H. 3.

heils schützt sich der Pessimist vor seinem Schreckgespenst: der Düpierte zu sein. Es sieht manchmal so aus, als hätte sich der Pessimist mit der Tatsache, daß alles im Leben mißlingt, abgefunden, doch erträgt er diese Tragödie nur um den Preis eines narzißtischen Lustgewinns, den er aus der richtigen Voraussage schöpft. Dieses krampfhafte Sich-nicht-Düpieren-lassen-wollen läßt vermuten, daß der infantile Allmachtswahn der Pessimisten besonders empfindliche Schläge in allerfrühester Kindheit erlitten haben muß, d. h. diese Menschen haben den Zusammenbruch der „autarkischen Fiktion" nicht verwunden und begnügen sich nicht mit den üblichen Restitutionsversuchen der verlorenen narzißtischen Einheit.[2] Gerade dieses Fixiertbleiben an die Enttäuschung macht das Krankhafte aus und bedingt die Unfähigkeit zur Objektbesetzung und Liebe, die die „normalen" narzißtischen Restitutionsversuche darstellen. All dies läßt die Erwartung aufkommen, daß der Pessimist in seinen Unheilsprophezeiungen immer gegen einen Unsichtbaren polemisiert, etwa nach der Formel: Ich habe ja immer gewußt, daß du ein schlechter Kerl bist und mich nicht liebst. Nun ist es im ersten Augenblick nicht ersichtlich, wie aus der Tatsache eines erwarteten unheilvollen Ausgangs, der sich gegen die eigene Person richtet — wann erwartete der Pessimist von der Welt Gutes? —, Lust geschöpft werden kann, es sei denn ein Stück masochistischer Befriedigung. Diese kommt beim oralen Pessimisten in ausgiebigem Maße zur Geltung, genau so wichtig ist aber das Ad-absurdum-Führen, resp. das Ins-Unrecht-Setzen der infantilen Machtperson — es handelt sich immer um die phallische Mutter —, die sich hinter dem, erst später vermännlichten, supponierten Schicksal, Fatum usw. verbirgt. Dieses Ins-Unrecht-Setzen dient doppeltem Zweck: es schafft ein Stück Lust aus dem schadenfrohen Ausleben der unbewußten Aggression (es ist bekannt, wie schadenfroh Pessimisten sind, wenn sie die „Harmlosen" durch Prophezeiungen schrecken), und nimmt ein Stück Über-Ich-Bestrafung vorweg, indem es die peinliche Vorstellung der Nichterfüllung verschafft.[3] Der orale Pessimist leitet aus diesen ständigen Enttäuschungen die Berechtigung zu seinem Haß gegen die erhöhte Mutterimago ab, da — wie nachzuweisen sein wird — der orale Pessimist gar nicht der Erfüllung seiner Kinderwünsche, sondern der Kindheitsenttäuschung nachjagt. Wie jeder Neurotiker ist er einem Grammophonliebhaber vergleichbar, der aber nur für eine Platte Interesse hat, die er immer bei sich trägt: wo er ein Grammophon sieht, stürzt er sich mit Feuereifer darauf und läßt, nie ermüdend, seine einzige Platte ab-

2) Siehe Jekels und Bergler „Übertragung und Liebe", Imago 1934. H. 1.

3) Bei Zwangsneurotikern hat der (anale) Pessimismus noch den Sinn, daß das „Günstige" nicht ausgesprochen werden darf, um das „Schicksal" nicht zu „provozieren", da ja in der Zwangsneurose Worte magische Bedeutung haben.

laufen. Der orale Pessimismus ist wie ein neurotisches Symptom aufgebaut: unbewußte Lust und unbewußte Bestrafungsmechanismen halten einander die Waage und das Ich schafft in seinem Versuch der Vereinheitlichung ein Kompromiß.[4]

II. Die analytische Literatur zum Problem des Pessimismus

Der erste Analytiker, der die Grundzüge einer Philosophie des Pessimismus — es war die Schopenhauers — aus dem Unbewußten ihres Schöpfers ableitete, war Eduard Hitschmann, der bewies, daß die frühesten und zutiefst reichenden Wurzeln des Pessimismus dieses Philosophen aus der eigenartigen Elternkonstellation entsprangen. Pessimismus sei keine Weltanschauung, sondern eine krankhafte Verstimmung. Zur Rechtfertigung der primär subjektiv-pessimistischen Verstimmung werde sekundär die Verwerflichkeit und Schlechtigkeit der Welt herangezogen, wobei ein großes Stück der Systembildung auf unbewußten Projektionen beruhe. Schopenhauer war einer aus jener Minorität von Tischgängern an des Herrgotts Tafel, denen es nicht schmeckt; ihr Kostverachten beweist nicht, daß das Gebotene schlecht ist, sondern — ihre psycho-physische Konstitution. Hitschmann betont die Bedeutung des Narzißmus und vor allem des masochistischen Lustgewinns beim Pessimismus in Übereinstimmung mit Nietzsche.

„Deutlich läßt sich die Freude am eigenen Leiden in der ganzen pessimistischen Darstellung und Auffassung des Lebens erkennen, da ja am Mißraten, Verkümmern, am Schmerz, am Unfall, am Häßlichen, an der willkürlichen Buße, an der Entstellung, Selbstgeißelung, Selbstopferung ein Wohlgefallen gefunden und gesucht wird. Dies ist alles im höchsten Grade paradox: wir stehen hier vor einer Zwiespältigkeit, die sich selbst nicht zwiespältig will, welche sich selbst an diesen Leiden genießt“ (Nietzsche). Das, was ein Philosoph für die objektive Wahrheit, für letzte Lösungen der Welträtsel ansieht, ist nach Hitschmann psychologisch individuellste Zwangsgedankenbildung und deren Projektion und es sind die ureigensten Affekte des Philosophen, die ihn in bestimmte Richtungen zwingen.

Bedenkt man, daß diese geistreiche Arbeit aus der Frühzeit der Analyse stammt, ist man über die Treffsicherheit der Formulierungen — vor allem das Aufspüren des masochistischen Genusses beim Pessimisten ist staunenswert — frappiert und versteht, weshalb Freud diese Arbeit in seinem Werk „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“ zugleich mit dem philo-

4) Man darf nicht vergessen, daß das ganze neurotische Gebäude des Pessimisten etwas Sekundäres darstellt und einem der vielen möglichen Ausgänge des realen oder vermeintlichen Nicht- oder Zuwenig-Geliebtseins in der frühesten Kindheit entspricht. Nur darf man sich die „Enttäuschungen“, an denen der Pessimist erkrankt, nicht allzu primitiv vorstellen. So fragt etwa der Grabbe-Biograph Ziegler: „Was hatte denn die Welt dem jungen Grabbe groß zuleide getan?“ — Die Enttäuschungen liegen in der unwahrscheinlich frühen oralen Säuglingsperiode und gehen auf die Mutter-Kind-Beziehung zurück.

sophisch-analytischen Aufsatz Wintersteins „Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie“ besonders hervorhebt.

Und die Triebkonstituenten des Pessimismus? Wir wissen, daß es einen „analen“ und einen „oralen“ Pessimisten gibt. Der anale Pessimist hat eine glänzende Beschreibung in einer späteren Arbeit Eduard Hitschmanns gefunden, der nichts hinzuzufügen ist. Hitschmann rekonstruiert in dieser Arbeit den Charakter des zwangsneurotischen Misanthropen von Molière:

„Nehmen wir an, er sei ein der zärtlichen Mutter besonders ergebenes und ursprünglich verwöhntes Kind. Der Vater war aus derberem Holz, grob, von nicht der strengsten Sittenstrenge. Der Sohn, an die Mutter fixiert, dem Vater eifersüchtig und immer kritischer gegenüberstehend, würde sich, aus der zu überwindenden Feindseligkeit heraus, ein besonders strenges Über-Ich aufrichten. Inzestuöse Phantasien auf die Mutter ließen das Sexuelle doppelt ablehnungswert erscheinen; es fiele auch mit unter das viele Ekelhafte, das ein anal Veranlagter verwirft. Narzißmus plus Analität geben eine Disposition zur Homosexualität, die durch Identifizierung mit der Mutter verstärkt, aber nie manifest würde. Das Vorbild der Mutter müßte viel strenge Gesittung, etwa auch kritisch gegen den weniger gediegenen Vater ausgespielt, zur Nachlebung enthalten. Innerer Zwang zur Enthaltsamkeit, gesteigert durch ängstlich einschüchternde Erziehung der Mutter, welche die Forderung, ausschließlich ihn zu lieben, enttäuschen mußte, ließe nichts übrig, als Unfähigkeit und Kränkung. Das Resultat ein nazarenischer, gar nicht hellenischer Mann, ein Enttäuschter, ein Weltverbesserer, ein Ethiker, aber ein polternder, ohne Liebe, über dem ein düsterer Schatten ruht.“ — Der Autor hebt in der Arbeit noch hervor: das gesteigerte Selbstgefühl des Alceste, sein Opponieren aus Prinzip, seine verbalen Übertreibungen, masochistische Züge des Leidenwollens, sein paranoides Mißtrauen und die Tatsache, daß Haß, Verneinung, Pedanterie und Übermoral dominieren.

Ansonsten berichtet die analytische Literatur wenig über den oralen Pessimisten. Die erste Äußerung finden wir bei Abraham, der in seinen „Beiträgen der Oralerotik zur Charakterbildung“ darauf hinweist, daß der schwerblütige Ernst der analen Pessimisten nicht unmittelbarer analer Herkunft ist, sondern aus der Enttäuschung der oralen Wünsche des frühesten Alters entstand. Abraham nimmt eine Unterteilung der oralen Stufe in zwei Teile vor, wobei in der ersten das Saugen, in der zweiten das Beißen die Hauptrolle spielt, und meint, daß eine geglückte Verarbeitung der oralen Erotik die erste und somit vielleicht wichtigste Voraussetzung eines späteren normalen Verhaltens in sozialer wie in sexueller Beziehung bildet. Ob nun das Kind in der Säuglingsperiode Lust entbehren mußte oder durch Übermaß an Lust verwöhnt wurde — die Wirkung sei die gleiche. Das Kind nimmt unter erschwerten Bedingungen Abschied vom Stadium des Saugens. Da sein Lustbedürfnis entweder nicht genügend gestillt wurde oder zu anspruchsvoll geworden ist, stürzt sich sein Begehren mit besonderer Intensität auf die Lustmöglichkeiten des nächsten Stadiums, wobei ständig die Gefahr der Regression lauert. Das heißt, die Lust am Beißen wird besonders hervortreten, ebenso

die überstarke Ambivalenz. In manchen Fällen stehe die Charakterbildung unter oralem Einfluß: dem unerschütterlichen Optimismus, daß die Mutterbrust ewig fließen werde (eine Einstellung, die zu weltfremder Sorglosigkeit führen kann), stehe der Pessimist gegenüber, der dem Leben gegenüber eine sorgenvolle Einstellung habe und die Neigung „es sich sauer werden zu lassen" und sich selbst einfachste Vorgänge des Lebens über Gebühr erschwere. Abraham nennt ferner eine Reihe von Abkömmlingen dieser Einstellung: z. B. den Beamten, dem die Subsistenzmittel bis zum Tode garantiert werden müssen, den Ungeduldigen, Ehrgeizigen, Geizigen, oral Aggressiven, den Hast- und Ruhelosen usw. Die auf der oral-sadistischen Stufe Fixierten seien feindselig und bissig (Neid, Mißgunst, Eifersucht), während die auf der ersten — saugenden — Stufe Zurückgebliebenen ein heiteres und umgängliches Wesen an den Tag legen.

Freud hat in seinen letzten Arbeiten die präödipale Mutterbindung des Kindes hervorgehoben und gemeint, „daß die Gier des Kindes nach seiner ersten Nahrung überhaupt unstillbar ist, daß es den Verlust niemals verschmerzt", und sarkastisch hinzugefügt, er wäre nicht überrascht, wenn die Analyse eines Primitiven, der noch an der Mutterbrust saugen durfte, als er schon laufen und sprechen konnte, ebenfalls den Vorwurf, zu wenig Milch erhalten zu haben, zutage fördern würde.

Ferenczi hat den Pessimismus im allgemeinen mit einer Störung des Wirklichkeitssinnes zu erklären versucht:

„Alle Kinder leben im glücklichen Wahne der Allmacht, der sie irgend einmal — wenn auch nur im Mutterleibe — wirklich teilhaftig waren. Es hängt von ihrem „Daimon" und ihrer „Tyche" ab, ob sie die Allmachtsgefühle auch ins spätere Leben hinüberretten — und Optimisten werden können, oder ob sie die Zahl der Pessimisten vermehren werden, die sich mit der Versagung ihrer unbewußten irrationalen Wünsche nie versöhnen, sich durch die nichtigsten Anlässe beleidigt, zurückgesetzt fühlen und sich für Stiefkinder des Schicksals halten — weil sie nicht seine einzigen oder Lieblingskinder bleiben können."

(„Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes", 1913.)

III. Aus Grabbes Kindheit

Im folgenden wird der Versuch gemacht, an Hand eines Bruchstücks einer psychoanalytischen Dichterbiographie dem Problem des oralen Pessimisten näherzukommen. Daß gerade Christian Dietrich Grabbe als Testobjekt gewählt wird, hängt mit mehreren Gründen zusammen: mit der Bewunderung des Verfassers für Grabbes Werke, mit der Tatsache, daß drei der hervorstechendsten Eigenschaften Grabbes — seine Oralität,[5] seine Allmachtsidee[6]

5) „Zur Problematik der Pseudodebilität." Int. Zeitschr. f. Psa., XVIII, 1932. — „Der Mammakomplex des Mannes" gemeinsam mit L. Eidelberg. Int. Zeitschr. f. Psa., XIX, 1933. — „Übertragung und Liebe" gemeinsam mit L. Jekels, Imago, XX, 1934. — „Über einige

und sein Zynismus[7] — zum engeren Arbeitsgebiet des Verfassers gehören, und endlich mit dem Reiz, ein von den wissenderen Biographen als unlösbar erklärtes Problem zu lösen: „Einen Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen" nennt ihn z. B. Ziegler; „keine Formel deckt ihn ganz" resümiert Hillekamps.

Über die Bedeutung Grabbes — dieses Buonarotti der Tragödie (Marggraff) — sei ein Urteil Heinrich Heines angeführt:

„... will hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andre, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt. Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Zynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zutage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unseren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen."

„Ein origineller und ziemlich absonderlicher Dichter" — so nennt Freud im „Unbehagen in der Kultur" Grabbe — hatte eine ungewöhnliche Jugend: Grabbe wuchs im Zuchthaus zu Detmold auf. Sein Vater war Zuchtmeister, d. h. Gefangenenaufseher. „Die Wohnung der Eltern lag über und neben den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen und man gelangte zu ihnen nur, indem man an Schildwachen und Türen, die mit eisernen Stangen verriegelt waren, vorüberging" (Ziegler). Der Vater wird als gutmütiger, freundlich-liebenswürdiger Pantoffelheld geschildert. Das Regiment im Hause führte Frau Grabbe — „der Zuchthauskommissarius" —, wie sie scherzweise genannt wurde. Da Grabbes Mutter für seine spätere Entwicklung die entscheidende Rolle spielte, seien die einander widersprechenden Äußerungen von beiden Biographen Grabbes, Duller und Ziegler, nebeneinandergestellt. Es sei im vorhinein hervorgehoben, daß sowohl Dullers, wie Zieglers Objektivität wiederholt angezweifelt wurde: Duller stand unter dem Einfluß von Grabbes Witwe, die mit der Mutter Grabbes in erbitterter Feindschaft lebte — „sie stiehlt, sie sauft", zeterte sie — und Ziegler wieder wird Voreingenommenheit gegen Frau

noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung." Int. Zeitschr. f. Psa., XX, 1934. — „Über die Vorstadien der männlichen Schlagephantasie." Erscheint in Int. Zeitschr. f. Psa.

6) „Das Unheimliche" (The Uncanny). International Journal of Psychoanalysis (London) 1934, H. 2/3. — Eine Arbeit des Verf. über die Entwicklung der kindlichen Größenideen ist in Vorbereitung.

7) „Zur Psychologie des Zynikers", Psa. Bewegung, V, 1933. — „Talleyrand. Ein Beitrag zur Psychologie des Zynikers." S. Abschnitt I dieses Buches.

Grabbe vorgeworfen und angedeutet, daß seine Informationen von seiner Frau, einem früheren Dienstmädchen der Frau Grabbe, stammen.

Duller entwirft ein grausiges Bild der Mutter Grabbes, das offenbar haßverzerrt ist und aus diesem scharfsichtigen Haß heraus — Duller ist ja ein Sprachrohr der Gemahlin Grabbes — sogar die Wichtigkeit der präödipalen Mutterbindung ahnt:

„Grabbes Mutter lebt noch. An ihrer Brust begann sein Unglück. In jenem zarten Alter, da der Vater dem Kinde noch nichts sein kann, die Mutter ihm alles sein muß, fand er am Herzen der Mutter kein Weichtum, keinen Schutz, fand er darin fast sein Verderben. Die Kombinationen seiner frühesten Kindheit hatten etwas Dämonisches, dessen Einfluß, wiewohl durch Erziehung und Bildung geschwächt, und wie es schien, verwischt, doch in der Folge mit einem Male gebieterisch wieder zum Vorschein kam, und sich als feindseliges, vernichtendes Element geltend machte. Denkt euch eine weibliche Natur, in welcher jede geistige Regung unter der starren, schmutzigen Rinde des Sinnenlebens erstickt bleibt, in welcher die Wahrheit nie zum Durchbruch gelangt, in welcher — statt des Bewußtseins — nur der Instinkt, mit welcher — statt des Willens — nur dies oder jenes bizarre Verlangen, wie sinnliche Anregung eines gebar, schaltet und waltet, — eine solche bösartige, halbverrückte Natur, und — in eines solchen Wesens Schutz gegeben denkt euch ein Kind, das jeden Anblick, jedes Wort, jede Vorstellung wie Muttermilch einsaugt, dem die Mutter das lebendige Evangelium, dem sie erste und letzte, dem sie die heiligste Liebe, die es noch nicht zu fassen und später nie zu erwidern und zu vergelten vermag, das Organ sein soll, durch welches es das ganze Geheimnis seines Lebens wie einen Traum übersieht, auf den es vielleicht erst auf dem Sterbebette sich wieder besinnt. Von allem diesen fand das Kind Grabbe das Gegenteil. Denkt euch eine Mutter, die ihrem Kinde von dessen viertem Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke darbietet, und ihm des Nachts beim Schlafengehen solche vor das Bette setzt. In tiefstem Schmerze erzählt Grabbe dies von der seinigen."

Ziegler behauptet so ziemlich das Gegenteil:

„Grabbes Mutter, eine starke, hochgebaute Frau, die in ihrer Jugend schön gewesen sein soll und deren noch jetzt ausdrucksvolle Züge und helle Augen noch jetzt sehr viel Energie und Willenskraft andeuten, stellt in ihrer weißen Pikeemütze und ihrem breitgesteckten Tuch eine repräsentable Bürgersfrau dar. Freilich ist ihr etwas Leidenschaftliches und Hastiges eigen, weswegen sie manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hat, mit Beharrlichkeit bestehen kann... Wenn Duller in seiner Biographie Grabbes von ihr erzählt, daß sie Letzteren in seiner Kindheit durch Roheit und Härte eingeschüchtert und ihm des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke vors Bett gesetzt habe, so lautet das freilich sehr romantisch... indessen ist dieser phantastische Aufputz lediglich in dem Gehirn der Witwe Grabbes entstanden. Die Eltern liebten den Sohn mit der zärtlichsten Liebe, zumal sie sich einen Sohn gewünscht. (Grabbe war das einzige Kind.) Besonders scheint er der Augenstern der Mutter gewesen zu sein, in der Weise, daß sie wohl nicht ganz frei davon gewesen sein möchte, ihn in seiner Jugend verzärtelt und ihm viel zugute gehalten zu haben."

Um die Unsicherheit voll zu machen, sei noch auf eine Stelle in Heines „Memoiren" verwiesen, in welcher Heine direkt hervorhebt, daß Grabbes Mutter ihm das Trinken abgeraten habe:

„Eine Geschichte will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte. Ich las nämlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daß das Laster des Trunks, woran derselbe zugrunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Branntwein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen“ mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte. Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren Wolf-Dietrich karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bischen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz.“

(Memoiren, Ausg. Bong, Bd. 15, S. 79.)

Der ganze Streit um die Person der Mutter Grabbes ist dadurch provoziert worden, daß man annahm, Grabbe sei an seiner Trunksucht zugrunde gegangen, wobei die Tendenz bestand, die Schuld an dem Alkoholismus der Mutter zuzuschieben. In Wirklichkeit starb Grabbe im Alter von $35^1/_2$ Jahren (11. Dezember 1801—12. September 1836) an Tabes, der Spätfolge einer in der Studentenzeit akquirierten Lues.[8] Dieser Fehldiagnose ist es zu danken, daß wir von den Biographen einiges über die Mutter Grabbes erfahren. Nachdem dieser Streit wegen der Schuld oder Unschuld der Mutter an Grabbes Trunksucht durch die Verifizierung der Diagnose gegenstandslos geworden ist, gewinnt er doch wieder eine ganz andere Bedeutung, und zwar vom analytischen Gesichtspunkt, von Grabbes überstarker Oralität her. Und wenn auch der primitive Vorwurf der „Anlernung“ des Säuglings zum Potus ein der psychoanalytischen Deutung bedürftiges Märchen ist, das Grabbe selbst kolportiert hat,[9] so ist natürlich immer wieder die Beziehung des Kindes zur Mutter der Ausgangspunkt und der Schlüssel zum Verständnis jeder Persönlichkeit. Jede Analyse zeigt immer wieder, in welchem Ausmaß die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung bisher überschätzt und die der Mutter unterschätzt wurde. Die letzten Arbeiten Freuds über die „präödipale Mutterbindung“ sprechen im Sinne dieser Annahme.[10]

Nach dem von Duller, Ziegler und Heine Angeführten ist anzunehmen, daß die Erziehung der Mutter durchaus inkonsequent war: Überzärtlichkeit und unmotivierte Strenge wechselten ab, wobei das Rabiate der Mutter beim Kinde selbst bei Liebkosungen Angstbereitschaft hervorrief. Sehr treffend ist Heines

8) Vgl. Erich Ebstein, „Grabbes Krankheit“.

9) „Aber es kam Grabbe auch nicht darauf an, wenn sich's gerade schickte, seine Romantik aus dem Milieu der Hintertreppe zu schöpfen. So entstanden denn Geschichten, wie die von dem begnadigten Mörder, den er als kleines Kind an einem Wollfaden im Gefängnishofe herumführte oder das gräßliche, von ihm selbst in die Welt gesetzte Gerücht, daß die eigene Mutter dem vierjährigen Kinde Branntwein vors Bett gesetzt habe.“

(Wukadinowic.)

10) Vgl. E. Bergler und L. Eidelberg, a. a. O.

Vergleich mit einer Wölfin, die mit ihren Tatzen auch liebend gekratzt haben mag. Dafür spricht auch folgende Szene zwischen Mutter und Knabe in der „Hermannsschlacht" („Eingang", 6.):

Thusnelda: Einen Kuß, Junge! Noch einen und noch tausende — ich werde nicht satt.
Thumelico: Deine Küsse tun weh.
Thusnelda: Kind, ich bin zu froh.

IV. Grabbes Oralität

Es muß bei Grabbe eine offenbar konstitutionell bedingte Verstärkung der oral-sadistischen Komponente angenommen werden, die durch akzidentelle Erlebnisse[11] in die Höhe getrieben sein mag. Auf diese Stufe der Sexualentwicklung regredierte Grabbe, wobei man begreiflicherweise Zeitpunkt und akzidentellen Anlaß, dem bloß die Rolle des agent provocateur zufällt, nicht mehr feststellen kann. Das sadistische Aussaugen und Beißen anderer und die Rückwendung dieser Aggression gegen die eigene Person unter dem Drucke des unbewußten Schuldgefühls, das sich im Strafbedürfnis äußert, in Form der Angst vor dem Gefressenwerden, spielen bei Grabbe eine übergroße Rolle. Diese Einstellung kann man im realen Verhalten Grabbes finden und mit einer Unzahl von Zitaten aus seinen Werken belegen.

So erzählt z. B. Gräfin Elisa v. Ahlefeld (die Freundin Immermanns), daß sie Grabbe mit ihrer schönen Hand nicht zu nahe kommen durfte, da er sonst sofort hineinbiß, „weil sie gar so appetitlich sei". „Er war wie ein Kind", sagte die Gräfin von ihm, „so gut, so unartig, so lenksam, aber auch so schmutzig".

Eine ähnliche Szene — diesmal handelt es sich um einen Mann — erzählt Ziegler (S. 77):

„Einst traf er auf einem Balle mit ein paar Berliner Studenten, die, ich weiß nicht von wem, eingeführt waren, zusammen, der eine von ihnen hieß Eichholz... Die jungen Leute hatten sich an ihn gedrängt, saßen mit ihm in einer Nebenstube, wo sie miteinander zechten, und flossen hier über in Lobeserhebungen über die Grabbeschen Werke, was allerdings nicht ohne Reiz für Grabbe blieb, der für Schmeicheleien zu Zeiten sehr empfänglich war. Das hatte eine Weile gedauert, da näherten sich mehrere von Grabbes älteren Bekannten und warfen spöttische Blicke auf diese seine Unterhaltung. Grabbe merkte das, schien sich darüber zu schämen, daß er sich mit den jungen Leuten in solche Vertraulichkeit eingelassen habe und brach nun auf höchst seltsame Art auf. Er sprang auf und während der Herr Eichholz noch vor ihm stand und fortfuhr zu demonstrieren, drückte er ihm die Hand mit den Worten: ‚Ja, ja, Sie haben ganz recht', neigte sich zu ihm, als ob er ihn küssen wollte und biß ihn auf die Wange, indem er versetzte: ‚hier haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung.' Dann drehte er sich um, verzog das Gesicht zu einer lächerlichen Miene und ging aus dem Zimmer."

11) Wir wissen nichts über den Zeitpunkt der Mutterbrustentwöhnung Grabbes und können nur aus Indizien auf die Stärke dieses Traumas schließen.

Ein Studienkollege Grabbes erzählte folgende Szene, die Ebstein (S. 21) zitiert:

„Daß Grabbe sich oftmals sehr herabwürdigte, ist ein bekanntes Ding... Grabbe war geradezu ein Schwein. Mehrere junge Juristen machten wir einen Spaziergang auf dem Detmolder Stadtbruche. Da es dämmerte, liefen Mäuse hin und her. Plötzlich warf sich Grabbe auf die Erde, haschte wie ein Kater nach den Tieren, erhaschte eines und nahm es zwischen die Zähne. Einer rief: ‚Trägst du es so zur »Stadt Frankfurt« hin, gebe ich so und so viel aus.' — Grabbe gab sich auch hiezu her."

Aus Grabbes „Nanette und Marie" stammt folgende Episode:

Nanette: Weh!
Pietro (Vater): Was ist?
Nanette: Die Nadel hier — sie stach
Mir in den Finger — er blutet —
Leonardo (Liebhaber): Laß mich ihn
Aussaugen!
Nanette: Ha, der Unbarmherzige!
Ich fühl es, wie er mir die Seele wegsaugt!

Ebenfalls aus „Nanette und Marie":

Leonardo: Oh, Nanette, holder Name!
Sollt ich dereinst verzweifelt und verlassen
Im fürchterlichsten Schmerz darniederliegen,
So würde ich „Nanette" sagen und
Wie Himmelsfrieden würd' es mich umweben!
Nanette: Pah,
Ich liebe meinen Namen nicht, er klingt
Zu zimperlich! — Ein Wort wie Krokodil,
Das wär' ein Nam' gewesen, welcher zu
Der grimmen Miene paßte, die ich dir
So gerne zeigte und nicht zeigen kann.
Leonardo: Nein, keine grimme Miene, auch nicht nur
Zu scherzen! Deine Augenbrauen sind
Zwei Raben in dem Schnee, und wenn du sie
Zusammenzögst, so würd' ich denken, daß
Sie ihre Flügel regten, um mir auf
Den Busen loszufliegen und ihn aus-
Zuhacken!
Nanette: Pfui doch, du erschreckst mich vor
Mir selbst, — kaum wage ich an meine Stirn
Zu fassen, — meine Augenbrauen könnten
Mir in den Finger beißen...
Leonardo: Deine Finger
Verdienten das um meinetwillen! Halb
Geöffnet, gleich schlau ausgestellten Mäusefallen
Erwischen sie mit einem Druck die Herzen
Und lassen ihren Fang nicht eher — Ei,
Sieh da! Wie niedlich!

Besonders beweisend ist eine Szene aus dem Märchenspiel „Aschenbrödel". Dort stellt die Feenkönigin der Olympia eine sonderbare Dienerschaft zur Verfügung: der Kutscher ist eine verwandelte Ratte, die Kammerzofe eine verzauberte Katze.

Königin der Feen:

Doch müssen wir bei all den Feengaben
Zur Freude auch den Scherz noch haben.
Der Kutscher fehlt — 'ne Ratte naget dort.
„Ratte sei Kutscher! Fahre du wild! Wild wie du bist!"
Die Zofe fehlt — ei, will die Katz da fort?
„Katze werd' Zofe! Sanft und doch beißig! Katzennatur!"

(Der Kutscher, eine verwandelte Ratte, tritt ein, graugekleidet, mit einem Zopf bis an die Fersen und einer großen Peitsche.)

(Er will in das Loch kriechen.) Weh' mir, ich ward zu groß.

Zofe (sieht den Kutscher, für sich murmelnd): Häh, die Ratte! Ich springe auf sie los! — Doch still — Ich habe keine Krallen mehr.

Kutscher: Wie unbehaglich ist mir! Wie wohl war mir in meiner süßen Heimat — Wie schön war ich! Wie schändlich bin ich verwandelt!

Zofe (sacht geschlichen): Fassen muß ich die Ratte, doch —

Kutscher (erblickt die Zofe): Huh, was riech' ich?

Königin der Feen: Kutscher, wirst du kindisch?

Kutscher: Wenn man mir ans Leben will?

Königin der Feen: An das Leben?

Kutscher: Das Geschöpf da will mich fressen — aber kommt's mir, ich sterbe nicht umsonst, ich wehre mich.

Königin der Feen: Das holde Mädchen erschreckt dich? Du nimmst sie einst noch zur Frau.

Kutscher: Daß ich morgens nach der Hochzeitsnacht statt neben ihr in ihrem Magen läge... 'S ist 'ne Katze. Der Hund hol ihre Schönheit. Damit betrügt sie die Mäuse. — Aber wir Ratten, — doch wir ersten Geschöpfe, wir ahnen gleich, was so 'ne St. Simonistin für eine auffresserische Tendenz unterm Fell hat.

Königin der Feen: Sie sieht dich so mild, so traurig an.

Kutscher: Mild? Ja, um mich heranzulocken! Traurig? Ja, weil ich nicht komme! Sie hat meinen Vater ermordet, den braven Greis, nun ist sie noch nicht satt,[12] sie will noch den Sohn.

Königin der Feen: Du rasest!

Kutscher: Ich sollt' es, ich hab Ursach' über Ursach'. Denn auch meiner Geliebten biß sie neulich das vierte Bein aus — Gottlob, die hat noch drei behalten, mehr als du je gehabt. — Und ich — hab' ich nicht gestern mit ihr auf dem Kornboden gekämpft bis aufs Blut? Ich, meine Geliebte, einige gute Freunde und Freundinnen aßen ein bißchen Korn, klatschten ein wenig, hielten nachher einen kleinen Ball, der etwas Lärm machte. — Jene Kreatur hört das, schleicht heran, springt mir in den Nacken, krallt sich hinein, beißt mir

12) Vgl einen Brief Grabbes an seine Mutter (21. Juli 1835): „Dein letzter Brief hat mich sehr krank gemacht. Wirst Du —, ich mags nicht sagen. Du willst hieher kommen? — mich nun ganz ausziehen, weil ich Dir vieles geschickt und schicken werde? Noch nicht satt?"

den Kopf, ich ihr in meiner Angst das Ohr... schaut, da hat sie noch die Narbe — und nur ihr erster Schreck vor meinem verzweifelten Widerstand rettete uns.

Zofe: Mein Lieber, du irrst dich in der Person — laß dich umarmen — komm', fern von Menschen laß uns tändeln und spielen auf grüner Au.

Kutscher: Ei, Madmoiselle Miau! Er wird sich hüten! Spricht sie schon wieder von „Au"? Kann sie das „auen" und „miauen" auch jetzt nicht lassen?

Zofe (zur Königin der Feen): Oh, laß mich mit dem guten Mann allein!

Kutscher: Eh' soll der Gottseibeiuns bei mir sein.

Zofe: Ich werde mich mit ihm verständigen!

Kutscher: Zu fressen mich, will sie mich bändigen.

Königin der Feen (zum Kutscher):

Genug! zum Wagen stracks,
Und zu des Königs Hofe
Fahr du Olympia und ihre Zofe!

Kutscher: Ich auf dem Bock und das Tier hinter mir? Daß es jeden Augenblick mir ins Genick fällt?

Königin der Feen: Ich werde dich vor ihr beschützen,
Doch auf dem Bocke sollst du sitzen!

Kutscher: Schon wieder soll. Ich fühl's, ich muß...

In Grabbes „Napoleon" schreit Jouve:

„Hacket dem verräterischen Schneider die Finger ab und steckt sie in den Mund als Zigarren der Nation."

Einer der Grundsätze von Grabbes Faust („Don Juan und Faust", IV. 3.) lautet:

Was ich wünsche, muß ich haben oder
Ich schlag's zu Trümmern! Wenn ich schmachte
(Sei's nach der Liebe oder nach dem Himmel),
So werd ich nicht, wie manche Sehnsuchtsnarren,
Vom Schmachten satt und freu' in süßlicher
Melancholie und Selbstzufriedenheit daran mich —
Nein, nein, da halt' ich's lieber mit dem Tiger, der
So lange Hunger fühlt, bis er der Speise
Genug hat und den Raub zerreißt,
Auf den er lauert. — Muß man denn zerreißen,
Um zu genießen? Glaub's fast, wegen der
Verdauung. Ganze Stücke schmecken schlecht,
Mir sagen's Seel' und Magen...

In „Marius und Sulla" kommt diese kannibalische Tendenz noch deutlicher zum Ausdruck:

Flavius (in der Senatsrede):

Blut oder Brot! Wir hungern! Unten an
Dem Tiber liegt der Marius und sperrt
Die Zufuhr! Nicht ein Stäubchen Mehls gelangt
Zur Stadt! Er läßt es in die Wellen schütten!
Die Mütter wollen ihre Kinder schlachten,
Pest, Seuchen, Jammer brechen jäh herein!

In Grabbes Jugenddrama „Herzog Theodor von Gothland“ wimmelt es von oral-sadistischen Anspielungen. Skiöld spricht von Menschenopfern, der alte Gothland drückt den Wunsch, seinen Sohn zu töten, folgendermaßen aus: „Nun wollen wir ihn schlachten wie ein Huhn“, Berdoa höhnt des Helden Träume als Wiederkäuen des Brudermords: „Er kann kein Bruderfleisch verdauen“, Herzog Theodor erzählt einen Traum, in welchem sein ermordeter Bruder in Gestalt einer ungeheuren Spinne ihm „die Brust aussog“, Rolf zeigt seine selbstangenagten Fingerknochen und der Kanzler bricht in den Verzweiflungsschrei aus:

Hier
Ist meine nackte Brust! Durchbohr' sie, reiß
Sie auf! Saug ihre Wunden! Bruderblut
Ist Nektartrank! Schlürf' es! Hin strömt es dir!
Mit Freuden geb' ich's, wenn es dich
Beglückt! Berausche dich darin,
Bis daß du dich davon erbrichst!...
Ja, ja, Kettet's, kettet's an,
Das Ungetüm, das seine Brüder frißt.

Grabbe verließ die orale Entwicklungsphase mit einer schweren Läsion: die gütige und die fressende Mutter sollten von nun an ständig um die Herrschaft in seiner Brust ringen und seine Beziehung zum Leben bestimmen.

Es ist auffallend — und für die These der oralen Regression beweisend —, daß bei Grabbe Frauen und Männer als „Fressende“ und „Gefressene“ ohne Geschlechtsunterschied vorkommen. Das hängt damit zusammen, daß es für das Kind auf der oralen Stufe einen Geschlechtsunterschied noch nicht gibt: die Frauen sind ebenso phallische, d. h. Wesen mit einem Brustpenis, wie die Männer.

Aus dieser nicht überwundenen oralen Phase ist Grabbes Alkoholismus, vieles an seiner Dichtung, seine Größenideen, sein Pessimismus, ja seine ganze Sexualität zu verstehen.

V. Grabbes Alkoholismus

Grabbes alkoholische Süchtigkeit erwächst auf dem Boden der oralen Triebkonstitution und stellt ein sehr komplexes Phänomen dar. Alle bisherigen analytischen Versuche, das tiefste Agens der Süchtigkeit zu finden, haben keine Lösung gebracht. Die Arbeiten von Rado, Wulff, M. Klein, M. Schmideberg, Glover, E. P. Hoffmann geben trotz höchst bedeutungsvollen Hinweisen keine befriedigende Antwort. Daß die orale Triebkonstitution allein nicht genügt, ist anerkannt. Dazu muß neben einer offenbar konstitutionellen Gift-Affinität — eine Süchtigkeit zu einem speziellen Gift kann sich, wie eine

Reihe von nichtanalytischen Autoren hervorhob, nur dort entwickeln, wo der Körper dieses Gift mit Lustreaktionen beantwortet: gibt es doch Individuen, die z. B. auf Morphium mit dysphorischen Reaktionen reagieren —, noch ein Etwas hinzukommen, das uns bisher nicht bekannt ist. Vielleicht ergeben die psychischen Reparationsversuche des Entwöhnungstraumas einen weiteren Zugang zum Problem.

Mit diesen Vorbehalten — derzeitige Unlösbarkeit des Problems — können wir bei Grabbes Alkoholismus folgende Konstituenten finden:

1. Der Potus ist vorerst eine Wiederholung der oralen Lust und ein Versuch einer Wiedergutmachung der oralen Enttäuschung. Der Alkoholiker bekommt soviel zu trinken, als er nur will, die infantile Sehnsucht scheint erfüllt, die dahinter lauernde, aus der Versagung resultierende Depression zeitweise überwunden.

2. Der Potus stellt zugleich eine „magische Geste" dar, die zeigt, wie der Potator in der Kindheit bezüglich der Milch hätte behandelt werden wollen.

3. Das Animieren anderer zum Trinken (eine von Grabbe wiederholt berichtete Attitüde) bedeutet die Identifizierung mit der gütigen, oralspendenden Mutter. (Bei jedem Menschen besteht nach Freud die Tendenz, passiv Erlebtes aktiv zu wiederholen.)

4. Auch die konsekutive Logorrhoe und das bombastische Bramarbasieren im Rausch sind einerseits Identifizierungsprodukte mit der gütigen Mutter, anderseits stellen sie durch Amovierung des verbietenden Über-Ichs jenen Zustand narzißtischer Glückseligkeit und das Zurückgleiten auf die Stufe der kindlichen Allmacht dar, die bei jeder Süchtigkeit zu konstatieren ist. Das schwache aktuelle Ich kann sich der unbewußten Triebtendenzen nicht erwehren und erliegt immer wieder der narzißtischen „Versuchung".

5. Ein weiterer Beweis der kindlichen Allmacht beim Alkoholiker ergibt sich aus der Urethralerotik. Ich konnte wiederholt in Analysen feststellen, daß Alkoholiker beim häufigen, durch Alkoholgenuß bedingten Urinieren infantil-sadistische Größenideen auslebten. Bezeichnend hiefür ist eine Störung des Zeitgefühls bei diesen Menschen, die, ohne betrunken zu sein, beim durch Saufen bedingten Urinieren das Gefühl einer unendlich langen Zeitspanne haben. Diese Größenideen kombinieren sich mit urethral-analen Herabsetzungstendenzen, für die gerade Grabbe ein Beispiel liefert. So erzählt Grabbes Biograph Ziegler folgende Szene:

„... Erinnere ich mich, als Hannibal gezwungen war, Italien zu verlassen, hielt er einen Kriegsrat und während nun seine Generale weise beraten, stellt er sich bei Seite und schlägt sein Wasser ab. ‚Wartet erst einmal!' sagt er verächtlich zu seiner Umgebung, ‚ich muß erst einmal p...' Als er wirklich abreist, verrichtet er erst seine Notdurft, indem er spricht:

‚Das ist mein Denkmal, welches ich hinterlasse'. Wenn man Grabbe fragte, ob er denn dergleichen drucken lassen wolle, versetzte er: ‚Allerdings. Und keinen Buchstaben werde ich streichen.' "

Wenn man die bei Grabbe klar nachweisbare Gleichsetzung von Mutter und Heimat in Rechnung stellt (siehe S. 155), ergibt diese Miktion eine allerstärkste Aggression gegen die Mutter. (Italien war Hannibals „erweiterte" und eroberte Wahlheimat.)

6. Im Potus liegt zugleich eine Anklage gegen die die Milch verweigernde Mutter (der gegenüber der Potator ambivalent eingestellt ist) etwa nach der Formel: Schau, was du aus mir gemacht hast: einen Säufer.

7. Anderseits ist in der Trunksucht eine Rachehandlung gegen die Mutter auf dem Umwege über die introjizierte Mutter unverkennbar.[13] Der Potator ist dann psychologisch nicht er selbst, sondern die Mutter. Die Schädigung gilt nicht dem Säufer, sondern der zu bestrafenden introjizierten Mutter. Es ist die Umkehrung der Situation: säugende Mutter — saugendes Kind, wobei die Mutter aus Rache mit Gift „angefüllt" wird.

8. Zugleich ist eine Trotzhandlung gegen die Mutter, resp. die Autorität bemerkbar:

„Eines Tages ist Grabbe in einem Konditorladen, dessen Besuch den Schülern verboten war, mit einigen seiner Altersgenossen anwesend, als einer der Lehrer hereintritt, vielleicht, um eine Erfrischung zu nehmen. Da wandelt ihn eine solche Verlegenheit und Keckheit an, daß er augenblicklich sechs Liköre fordert und alle sechs in Gegenwart des Lehrers hinunterstürzt."

(Ziegler.)

9. Daß unbewußte homosexuelle und exhibitionistische Tendenzen im Potus in männlicher Gesellschaft hervortreten, ist eine bekannte Komponente. Das gilt nicht für den „stillen Suff", wo das früher hervorgehobene Hinabgleiten in frühe narzißtische Stufen und das Sich-Hingeben an solche Phantasien mehr hervortritt.

Grabbe, der ursprünglich immer in Männergesellschaft trank, kam in letzten Jahren immer mehr davon ab. Aus seiner Düsseldorfer Zeit werden Szenen geschildert, in welchen er halbe Tage lang mit dem epileptischen Komponisten Burgmüller ohne zu sprechen trinkend „verdöste", d. h. sich schweigend seinen Phantasien hingab. Bezeichnend ist, daß er in dieser Zeit an der „Hermannschlacht", also einem Mutterproblem arbeitete (siehe S. 156). Endlich sei auf die Zusammenhänge zwischen Oralität und Homosexualität verwiesen (siehe „Mammakomplex").

13) Dieser Mechanismus steht der Melancholie nahe und unterscheidet sich von ihr durch die partielle Einverleibung. M. Wulff nennt den Vorgang bei seinen Fällen von Freßsucht treffend „ein Mittelding zwischen Melancholie und Sucht". („Über einen interessanten oralen Symptomenkomplex und seine Beziehung zur Sucht." Int. Zschr. f. Psa, XVIII, 1932.) Ebendort Hinweise auf die Differenzen zur Melancholie und Hervorheben der Triebentmischung.

10. Die Schuldgefühlsentlastung erfolgt beim Potus auf verschiedenen Wegen. Beim Trinken in Gesellschaft dadurch, daß auch andere sich berauschen, also durch deren Mitschuldigmachen. Ferner in der realen Selbstschädigung durch den Potus, im folgenden Katzenjammer, den Selbstvorwürfen, dem Odium bei den Mitmenschen usw. usw.

„Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den unglücklichen Grabbe, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammertum ein Ende zu machen. ‚Glauben Sie mir', sagte mir einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes, ‚der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte'; er starb durch Selbsttrunk." (Heine, „Memoiren", S. 79.)

Erinnern wir uns, daß Grabbe selbst das Gerücht kolportierte, seine Mutter hätte ihn schon als Säugling und Knabe zum Trunke angehalten. Ich halte dieses Gerücht für eine nur psychoanalytisch erklärbare Rache an der die Brust entziehenden Mutter: Es ist ein phantasiertes Festhalten an der Mutterbrust, wobei der Mutter aus Rache für die Entwöhnung die Schuld am Potus aufgehalst wird. Die aggressive Triebenergie bezieht ihre Verstärkung aus der bei jeder Sucht stattfindenden Triebentmischung (Wulff).

Daß im Trunke eine liebende und hassende Beziehung zur Mutter zutage tritt, beweist folgende Stelle aus „Kaiser Heinrich VI." (II. 3.):

Otto: Meine Mutter, meine Mutter!
Heinrich der Löwe: Ging
Dahin, von woher niemand rückkehrt — weine
Nicht länger — Hilft dir nichts — Ich rief schon oft
Zu ihrem Grab — doch nicht einmal ein Echo
Schallt draus hervor. — Das Gute schwindet, nur
Erinnrung bleibt. — Darum, solang' du atmest,
Erinnre dich an sie, — wenn dir im Römer
Der Saft der Traube blinkt, so denk' an sie
Und Götternektar wirst du schlürfen...

Diese liebende Trunkintrojektion von Personen hat ihr haßvolles Gegenstück. So sagt etwa Erzbischof Mathäus („Kaiser Heinrich VI.", II. 1.) seinem zum Tode verurteilten kirchlichen Gegner („Verkehrt auf einem Esel mit dir zum Schafott!"):

Ophamilla, heute abend noch,
Wenn du in deinem Blute liegst, trink' ich
Den schönsten Syrakuser deiner Keller.

Ein anderes Beispiel der Kombination beider Tendenzen ist die Tatsache, daß Berdoa („Herzog Theodor von Gothland") Schnaps in großen Mengen trinkt und das Glas (Brust) auffrißt. Von Marius („Marius und Sulla") heißt es: „Blut und Wein sind seine Losung."

Noch klarer wird der Zusammenhang des Potus mit der milchspendenden Mutter, wenn wir folgende von Ziegler geschilderte Szene analytisch durchdenken:

„1829/30 hatte sich Grabbe bei einer Schlittenpartie den Arm gebrochen und ließ sich in der Wohnung seiner Eltern auf dem Zuchthofe, wohin er solange gezogen war, wieder heilen... Während wir so saßen, fiel es Grabbe ein, ob wir nicht eine Zigarre rauchen wollten und indem er ein Bund hervorzog, präsentierte er uns davon. Mein Bekannter neben mir dankte und versetzte, um Grabbe zu necken: ‚Ach, ich weiß schon, du siehst es doch nicht gern, wenn wir eine nehmen; darum hast du solange gewartet'. Da nahm Grabbe das ganze Bund und zerrieb es so auf Tische, daß alle Zigarren verdorben waren. ‚Sieh, wenn du das meinst!' ‚Das wußte ich', sagte mein Nachbar und fing laut an zu lachen und darauf schämte sich Grabbe. — Als dies vorgegangen war, sprang die Katze der Madame Grabbe auf den Tisch und nahm sich die Freiheit, mit ihrem roten Züngelchen die Michkanne zu belecken. Kaum hatte Grabbe dies gesehen, so langte er in seiner Aufregung nach dem Tintenfasse, das auf dem Tische stand und schüttete es auf die Katze aus, sodaß diese einen ziemlichen Teil davon wirklich auf ihren Pelz bekam und nun ein großes Unglück anrichtete. denn sie hüpfte fort auf die Betten und machte auf denselben an mehreren Stellen große schwarze Flecken. Grabbes Mutter wurde im hohen Grade erzürnt, sprang herbei, ein noch größeres Unglück zu verhüten und konnte sich nicht enthalten, ihrem Unmut in einigen derben Ausdrücken gegen ihren Sohn Luft zu machen. ‚Wat sint dat för Narenstreuche,' rief sie in ihrem plattdeutschen Dialekte, ‚diu bist en ganz unkläugen Jungen.' Er ließ sich übrigens nicht verblüffen: ‚Och, wat', sagte er, — ‚lick.. eck kann er nicht vör! Diu aule Katte, Katte, Katte, drink äust mol!' Hierbei rührte er seiner Mutter eine Tasse Tee mit Zucker und Rum zurecht und darauf mußte sie denn natürlich ihrem verzogenen Sohne wieder vergeben."

Die Identifizierung zwischen Mutter und Katze ist klar, ebenso die ambivalente Einstellung des Sohnes zu ihr. Bezeichnend die Aufregung Grabbes beim Wegtrinken der Milch: alle oralen Menschen wollen ständig „etwas bekommen" (zutiefst die ewig fließende Mutterbrust) und sind äußerst intolerant gegen das „Geben". Eine Ausnahme bildet die Situation, in welcher der oral Fixierte oder Regredierte sich mit der spendenden Mutter identifiziert.

11. Endlich sei darauf verwiesen, daß der Potus für die oral Regredierten eine Art von Sexualbefriedigungsersatz darstellt, da die normale Abfuhr der unbewußten prägenitalen Wünsche infolge ihrer Struktur auf der dafür nicht eingerichteten Genitalapparatur nicht befriedigbar erscheint. Unter dem Einfluß der analytischen Erkenntnisse haben auf diesen Tatbestand auch nicht analytische Sexualforscher hingewiesen.

12. Das früher hervorgehobene Festhalten infantiler Allmachtsideen verbunden mit der Schwäche des Ichs bedingen die imperative Forderung des Potators nach dem „Sofort-Haben-Müssen" (Federn). Das insistierende, sich ansaugende im oralen Charakterzug hat Abraham hervorgehoben. Der Alkohol gibt die Möglichkeit der supponierten Erfüllung dieser Wünsche. Auch ist der Rausch eine Art „neurotischer Dauerlust" (Pfeifer), zumindest

eine protrahierte, stundenlang dauernde Befriedigung, zum Unterschied von der normalen, im Orgasmus gipfelnden Sexualität.

Resumierend sei nochmals hervorgehoben, daß Verfasser das Moment der verschiedenen Reparations- und Bewältigungsversuche des Entwöhnungstraumas[14] für eine der wichtigsten — vielleicht die wichtigste — Komponente im Orchester der unbewußten Motive bei der Süchtigkeit hält.

VI. Grabbes infantile Allmachtsideen, ihr Zusammenbruch und konsekutiver Pessimismus

Bei oralen Menschen setzt der Konflikt mit der supponierten eigenen Allmacht an der gleichen Stelle wie bei jedem Kind ein: bei der Erkenntnis, daß die Mutterbrust kein Teil des eigenen Ichs ist und es vom Belieben der Mutter abhängt, ob, wann und wie lange sie dem Kinde gereicht wird. Es folgen Ableugnungs- resp. Restitutionsversuche dieses Traumas. Doch sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Reparationsversuche zutiefst nicht der Mutter als Objekt gelten, sondern der Mutterbrust, wie sie noch als Teil des eigenen Ich perzipiert wurde. Das ganze stellt sich somit als rein narzißtischer Restitutionsversuch dar.[14a] Es resultieren z. B. Menschen, die zum Essen eine sehr lose Beziehung haben und jede Enttäuschung mit Appetitlosigkeit quittieren, die sie häufig aggressiv gegen die Umgebung verwenden; oder aber Typen, die die Entziehung der Mutterbrust mit einem ewigen, stets erfolglosen Suchen derselben beantworten. Häufig sind diese zwei Typen nicht scharf getrennt:

Don Juan: Verwünscht ist der Gedanke: jedes Ziel
Ist Tod. — Wohl dem, der ewig stirbt, ja Heil,
Heil ihm, der ewig hungern könnte.
Leporello: Danke!
Ich merk's, ihr laßt mich hungern nach Prinzipien, —
Wenn's nur mein Magen duldete, doch der
Ruft immer dar: Heil ihm, der ewig frißt.
(„Don Juan und Faust" I. 1.)

In Träumen oral fixierter oder regredierter Patienten findet man häufig den sogenannten „Mannatypus".[15] Diese Träume sind immer nach dem Prinzip des alimentären Unabhängigkeitswunsches von der Mutter (später Vater) aufgebaut.[16]

---

14) Vgl. E. Bergler und L. Eidelberg, a. a. O.

14a) Vgl. dazu L. Jekels und E. Bergler, a. a. O., S. 25.

15) Ein oral regredierter Patient, dessen Krankengeschichte ich publizierte („Zur Problematik der Pseudodebilität", Int. Zeitschr. f. Psa., 1932, H. 4) träumte in symbolischer Verkleidung häufig, daß er an seinem eigenen Penis Milch sauge und so von der Mutter unabhängig sei.

16) In der Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers", Psa. Bewegung, V, 1933, habe ich die

Eine weitere Wurzel der Allmachtsidee Grabbes liegt in seinem Wunsche, das Lieblingskind der Mutter zu sein. Die analytische, von Freud in der „Traumdeutung" ausgesprochene Feststellung, daß der Lieblingssohn der Mutter Optimist wird, hat Grabbe vorausgeahnt, als er seinen Sulla, der nach seinen eigenen Worten ein Idealbild seiner selbst darstellen sollte,[17] sagen läßt:

Ich merk' es an der mütterlichen Huld:
Ich bin ein Sohn des Glücks!

An einer anderen Stelle heißt es:

Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß,
Laut jauchzend, wie den Wetterstrahl der Donner,
Begrüßt das Volk sein Lächeln.

Und trotzdem verzichtet Sulla auf seine Machtstellung:

Da zuckt es durch seinen Geist: Dies alles ist mir unnütz, ich bedarf es nicht, das Meinige hab' ich getan, fortan bin ich mir selbst genug.

Ähnlich ist das im Motto erwähnte Zitat zu verstehen, in welchem Grabbe die Verfluchung der Eltern ausspricht, weil ein solches Genie nicht auf asexuellem Wege zur Welt kam.[18] Grabbe kolportierte übrigens zeitlebens einen „Familienroman nach oben" und deutete zeitweise seine Abkunft von einem Prinzen an.

Die einzige neurotische Währung, die diese oralen Menschen kennen, ist Milch, resp. Milchäquivalente. So nennt z. B. Don Juan Gott einen Koch, der die „Speise" Donna Anna fabriziert hat („Don Juan und Faust", III. 1.):

Vermutung ausgesprochen, ob nicht die immer rigorosere Bedürfnislosigkeit bezüglich des Essens, die Diogenes gepredigt hat, als später Versuch der infantilen alimentären Unabhängigkeit von Mutter und Vater zu deuten ist.

17) „Sulla werde... ein höchst kurioser Kerl. Er soll das Ideal, vergiß nicht das Ideal, denn sonst wär' er sehr wenig, von mir werden." (Brief an Kettembeil.)

18) Man erklärt nichts, wenn man, wie dies manche Biographen tun, den Anteil der bewußten und prononcierten Allmachtsidee und Großsprechereien mit Sucht nach Effekt allein begründet. Das Problem bleibt bestehen, weshalb gerade diese „Effekthascherei" bei Grabbe so groß war. Daß zu allen Zeiten verkommene Genies modern waren, ist eine Banalität. — Wichtig ist, daß bei diesem Demonstrieren seiner Einstellungen ein großes Stück Exhibitionismus bei Grabbe zur Geltung kam. So pflegte er mit allergrößter Offenheit über seine Ehemisere zu sprechen, anderseits war diese Exhibition wieder gehemmt, wie Grabbes mißlungene Versuche, Schauspieler zu werden, seine Schüchternheit und linkische Art beweisen. — Es seien noch zwei Beispiele seiner Größenideen genannt: Als er als Gymnasiast beim Präparieren einer Cäsarstelle saß und ein Kollege ihn besuchte, klappte er rasch das Buch zu, da er den Anschein erwecken wollte, daß er alle Schwierigkeiten „vermöge seines angeborenen Genies überwinde" (Ziegler). — Ähnlich, wenn auch mit sexualsymbolischem Nebensinn, ist die Gewohnheit Grabbes zu deuten, lediglich unreifes Obst im elterlichen Garten zu essen und der Versuch, in diesem Stadium jeden andern am Essen der Früchte dieser Bäume zu verhindern, während er, wenn das Obst reif war, ruhig alle essen ließ. Er wiederholte damit also unter anderem seine infantile Ausnahmestellung.

Gouverneur: ... Es lebt ein Gott!
Don Juan: Meinethalben!
Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ist's Gott —
Nun, um so größ'rer Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genuss seiner Speis' am besten.

Leporello ruft in demselben Drama (IV. 4.) aus:

O wär' die Welt
Doch ein gebratener Kapaun, und wär'
Ich 's doch, der ihn anfräß'.

Und Don Juan legt das Bekenntnis ab (I. 2.):

Die einz'ge Speise,[19] deren man nicht satt
Kann werden, ist der Kuß — wo man ihn nimmt
In meiner Gegenwart, da raubt man mir
Das Essen vor dem Munde.

Nun merkte aber Grabbe an der Inkonsequenz „der mütterlichen Huld", daß er kein „Sohn des Glücks" sei und dies ist in Verbindung mit der dadurch bedingten Störung des infantilen Allmachtsgefühls die tiefste Ursache seines Pessimismus. Pessimisten sind Menschen, die schon im Stadium der präödipalen Mutterbindung scheitern, Unglückliche, deren Narzißmus, resp. dessen konsekutive Allmachtsideen den Stoß der Liebesentziehung durch die Mutter bei der Entwöhnung nicht ertragen. Dabei spielt es im Effekt keine Rolle, ob dieser „Liebesentzug" real durch Versagung oder Verwöhnung in der Saugeperiode zustande kam, das heißt, ob die Liebe, die dem Kind entgegengebracht wurde, zu gering oder die Liebesforderungen des Kindes unmäßige waren. Auf diesen Umstand hat — auf die Entwöhnung bezogen — Abraham mit aller Deutlichkeit hingewiesen und dies ist um so mehr zu unterstreichen, als die Brustentwöhnung ein allgemeines, jedes Kind treffendes Unglück ist.

Auf die Brustentwöhnung muß Grabbe mit maßlosen aggressiven Freßregungen reagiert haben, die der Mutter galten. Von der Unbändigkeit dieses Fressenwollens der Mutter können wir uns annähernd einen Begriff machen, wenn wir die früher zitierten grotesken Äußerungen der Angst Grabbes, ge-

19) Wir wissen leider nichts über Grabbes Einstellung zum Essen. Aus der Tatsache, daß er in einem Briefe die gute lippesche Butter erwähnt und aus dem Refus, das er einem einflußreichen Mann (Rat Blümmer) gab, der ihm einen Posten verschaffen wollte — er schüttelte ihn mit dem Hinweis auf den Eierkuchen, den er gerade verzehrte, ab —, kann man keine Schlüsse ziehen. Heranzuziehen wäre lediglich die von Ziegler erwähnte Tatsache, daß Grabbe den Eindruck eines Menschen machte, der einen widerlichen Geschmack auf der Zunge hatte (schon in Zeiten vor der Tabes) und daß er als Begründung seiner Depressionen „is' sauer" angab. Man muß sich also diesbezüglich an die zahlreichen Stellen aus Grabbes Dramen halten.

fressen zu werden, die später unter dem Druck des Über-Ichs zustandekam, heranziehen. Dabei ist es bezeichnend, daß sich Grabbe die Gewissensinstanz, das Über-Ich, ebenfalls in Gestalt fressender Tiere vorstellte:

„Ein Palast der Stürme ist
Mein Haupt; wie'n tollgeword'ner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele; meine
Gedanken würgen, meine Glieder
Bekriegen sich — (mit höchstem Schmerzgefühl)
Ich bin ein Haufe von zusammen-
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen .... (Herzog Theodor von Gothland".)

Thusnelda nennt in der „Hermannschlacht" das Gewissen „Nachkläffer im Busen".

Zu den Restitutionsversuchen gehört auch die immer wieder wild und trotzig vorgebrachte Abwehr gegen die Knickung der infantilen Allmachtsideen, wie etwa folgende Szene aus „Kaiser Heinrich VI" (V. 1.) beweist:

Konstanze: Sei nun zufrieden.
Kaiser Heinrich: Nimmer — Hätt' ich auch
Die ganze Welt — Schaut nicht der Himmel dort,
So tief und sehnsuchtsvoll, ein blaues Auge
Der Liebe, auf uns nieder, daß die Busen[20])
Hoch klopfen müssen, auch zu ihm zu stürmen,
An ihm zu schlagen ...

Man vergleiche damit den Ausspruch Grabbes (in einem Brief an Kettembeil, als Motto abgedruckt): „Ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will." Hierher gehören viele seiner bombastischen Großsprechereien, etwa die Behauptung, in die fünf Akte seines „Kosciuszko" solle alles „was in Wissenschaft, Kunst und Leben bis dato passiert ist", gepreßt werden und „Don Juan und Faust" solle besser werden als Goethes „Faust".

Und weil die stets wache Selbstkritik Grabbes diese Großsprechereien erschwerte, flüchtete er in einen Zustand, in welchem die kritische Gewissensinstanz partiell amoviert war: in den Alkoholrausch.

Immer wieder kommt Grabbe auf die Bedeutung der weiblichen Brust zurück. So etwa, wenn Faust klagt („Don Juan und Faust", I. 2.):

Entriß ich dich dem Schwefelpfuhl,
Daß ich in eines Mädchens Kreis mich bannen,
Daß ich Stecknadeln lösen sollte statt
Der Riegel, womit die Geheimnisse
Des Alls verschlossen sind?

20) In allen Dramen Grabbes wird „Busen" als Brustbezeichnung bei Frau und Mann verwendet. Vielleicht ist auch dies mehr als eine licentia poetica.

Der Ritter (= Mephisto): Es kommt die Stunde,
Wo dir der Donna Anna Busennadel
Weit mehr verschließt, als dir die Welt kann geben.

Ähnliches wird im „Herzog Theodor von Gothland" gesagt, wo der Vater von Gothlands Frau in der Einöde jammert:

Skiold (bitterlich weinend): Ach,
Mich hungert sehr. (Sinkt auf die Erde.)

Cäcilia (stürzt in die Knie und beugt sich jammernd über ihn): Es ist
Doch grausam, daß ich hier nicht helfen kann!
Hätt' ich nur Milch in dieser Brust,
Doch statt der Milch brennt Fieberglut
In ihren innern, qualdurchzuckten Räumen!
Steh auf, mein Vater, steh auf!

Nun gab es ja für Grabbe einen Weg, seine Größenideen zu sublimieren: in seiner Dichtung. Doch gerade die Tatsache, daß der neurotische Pessimist gar nicht mehr der Erfüllung seiner Wünsche nachjagt, sondern aus Strafbedürfnis und sekundär erotisierter und rückgewendeter Aggression in seiner Technik des „Ins-Unrecht-Setzens" der Mutter an den winzigen Punkt der Enttäuschung gebannt ist, welche Enttäuschung er aus unbewußtem Wiederholungszwang immer wieder abhaspelt, bedingte, daß sich Grabbe selbst um jede Anerkennung brachte: er zerstritt sich konsequent mit seinen Mäzenen, baute technisch seine Stücke derart auf, daß sie bühnenunfähig waren und die Ablehnung der Umwelt direkt provozierten, forderte die Maßgebenden durch Zynismen und Aggressionen heraus — kurz Grabbe war aus unbewußten Motiven ein genialer Organisator seiner Mißerfolge. Dem widersprechen keineswegs die krampfhaften manchmal mit grotesken Mitteln durchgeführten Versuche, sich literarisch und menschlich zur Geltung zu bringen („Reklamomanie"). Auch da ist es für Grabbes Infantilismus bezeichnend, daß er seine Berüchtigtheit (von Berühmtheit konnte man zu seinen Lebzeiten kaum sprechen), lediglich dazu ausnützte, um prägenitale Tendenzen straffrei auszuleben: etwa wenn er in Gesellschaft „scherzweise" exhibierte, beim Vorlesen sich auf das Corpus juris setzte, zwei Freunden den Militäreid in Unterhosen und Frack abnahm, Bekannte in die Wange oder Hand biß, mit ihnen Pferd und Reiter spielte usw.[21] Trotzdem hatte Grabbe recht, wenn er einmal von sich sagte, „er sei trotz aller Tollheit ein gesetzter Mann".

Eine andere Äußerungsform von Grabbes Größenideen bestand in seinem

21) Eine ausgesprochene Schizophrenie lag ebensowenig vor, wie eine progressive Paralyse. Letzteres ist schon deshalb auszuschließen, weil Grabbes Benehmen und Schriften vor und nach der luetischen Infektion keine Änderung erfuhren. Grabbe war lediglich ein schizoider, sehr infantiler Mensch. Ähnliches behauptet Kretschmer.

Verhalten zu einzelnen seiner literarischen Produkte. Es wird von verschiedenen Seiten übereinstimmend berichtet, daß er nicht wenige seiner Werke „zu Fidibus verbrannte“ (etwa den „Ranuder“ und „Brutus“), mit der Begründung, der „kleine englische Pferdedieb Shakespeare“ hätte alles schon viel besser gesagt. Analyseerfahrungen bezeugen, daß es neben einer oralen eine „respiratorische Introjektion“ (Fenichel) gibt, und es spricht einiges dafür, daß sie unter dem Druck der prägenitalen Kastrationsangst ins Pathologische hinüberspielen kann, die orale Introjektion substituiert,[22] wenn auch Beziehungen zur analen Stufe vorhanden sind. In Grabbes „Napoleon oder die Hundert Tage“ gibt es einen interessanten Hinweis. Dort gibt Blücher während der Schlacht einem Freiwilligen seine Pfeife zum Weiterrauchen, „damit er sie in Brand halte“ und der Freiwillige sagt dann zu Blücher:

Seit der Zeit, daß ich aus ihrer Pfeife rauchte, ist's mir, als hätt' ich mir an einem Vulkan vollgesogen wie ein unmündiges Kind und ich krepiere vor Schlachtwut.

Die aufdringliche homosexuelle Komponente (der Freiwillige bittet z. B. Blücher um ein „Endchen von der Pfeife zum Andenken“) ist, wie Eidelberg an einem Fall von Homosexualität nachwies,[22a] bloß eine Verarbeitung der Suche nach der phallischen Mutter; auch die Ausdrucksweise („vollgesogen, wie ein unmündiges Kind“) spricht für die orale, also Mutterbeziehung.

Somit wäre das „Verrauchen“ eigener Werke wieder ein aus infantilem Allmachtswahn unternommener Versuch, sich unabhängig zu machen von der enttäuschenden Mutterbrust, und gehört in die gleiche Richtung wie die früher zitierten „Mannaträume“.

Ich will noch einige Beispiele aus Grabbes Poesie und Leben anführen, die beweisen, daß der neurotische Pessimist aus unbewußtem Strafbedürfnis bloß die Enttäuschung sucht. Im „Don Juan und Faust“ wirbt Faust um die Liebe Donna Annas, die er mit Hilfe des Teufels auf ein Märchenschloß auf den Montblanc[23] entführt hat. Donna Anna liebt aber Faust nicht und zeigt sich abgeneigt, Faust droht mit der ihm vom Teufel leihweise verliehenen Allmacht:

Faust: Nur eine Sylbe brauch' ich auszusprechen
Und tot sinkst du zu meinem Fuß! . .

22) Siehe Arbeiten über das Asthma von Oberndorf und Fenichel, die die respiratorische Phase berücksichtigen. In einem Fall von Asthma bronchiale, den ich analysierte, wurde die respiratorische Erotik erst nach Scheitern der oralen Wünsche im Sinne der neurotischen Exazerbation aktiviert.

22a) Bergler-Eidelberg, a. a. O.

23) Wieder ein infantiles sexualsymbolisches Moment: alles geschieht bei Grabbe in Superlativen. Faust entführt Donna Anna auf den höchsten Berg Europas, Kaiser Heinrich stirbt beim Besteigen des Aetna usw.

. . . . Willst du mein sein?
Ich warne dich! — Der Tod, er zuckt schon längst
Auf meinen Lippen, und du weißt, den Lippen
Entfällt gar leicht das Unheil!

Donna Anna (von Faust weggewandt, emporblickend): Du,
Der Tugend gold'ne Blume, winde dich
Um meine Scheitel, laß mich fallen als
Dein Opfer!

Faust: Was ich sagte, sagt' ich, es
Vollführend, weil ich es gesagt! — Bedenk' das —
Mir bebt der Mund. — Nicht die Minute mehr
Seufz' ich um dich, die ich mit einem Wort
Zertrümmern kann. — Nie seufzt' ich, ohne
Daß ich mich rächte! Hassest du mich?

Donna Anna: Ja!

Faust: Stirb!

Donna Anna: Weh mir — ich vergehe! (Sie stirbt.)

Faust (erstarrt): Meine Macht
Ist schneller fast als meine Zunge. — Tot!
Dahin. — Was ist die Welt? — Viel ist — viel war
Sie wert. — Man kann drin lieben! — Und was ist
Die Liebe ohne Gegenstand? — Nichts, nichts.
Das Mädchen, das ich lieb', ist alles, — an
Der Liebe Donna Annas ahn' ich's: —
Armselig ist der Mensch! Nichts Großes, sei's
Religion, sei's Liebe, kommt unmittelbar
Zu ihm. — Er muß 'ne Wetterleiter haben!

Neben der magischen Wortmacht, dem Stigma der Infantilen (Donna Anna stirbt auf ein Machtwort Fausts), kommt hier wieder die bereits bei den „Mannaträumen" besprochene Abwehr der Mittelsperson — Mutter („Der Mensch muß 'ne Wetterleiter haben") — zum Ausdruck. Vor allem aber muß die Frage aufgeworfen werden, warum der allmächtige Faust Donna Anna nicht zur Liebe zwingt? Der billige Einwand, daß Liebe nicht zur Kompetenz des Teufels gehört, er also die Fähigkeit, Liebe einzuflößen, auch nicht weiterverborgen kann, ist in einem Phantasiedrama nicht zulässig.

Es handelt sich also wieder nur darum, daß der orale neurotische Pessimist an die Enttäuschung gebunden ist und — grob ausgedrückt — bloß dem Fußtritt nachjagt.

Eine ähnliche Szene wie im „Don Juan" berichtet Ziegler von Grabbe. In einer Gesellschaft von Volltrunkenen zog Grabbe seine „Hermannschlacht" hervor, begann vorzulesen und war zutiefst erschüttert, daß die Zechkumpane vom „dummen Zeug" nichts hören wollten. Grabbe — so berichtete ein Zimmernachbar — weinte in seiner Stube und wollte sich erschießen.

In die gleiche Gruppe gehört Grabbes Ehemisere. Er heiratete ein um zehn Jahre älteres Mannweib, das vermögend und habgierig war. Eine der konsequentesten Handlungen Grabbes in der Ehe bestand im geschickten Untergraben seiner Staatsanstellung — Grabbe war Militärauditor — durch heillose Mißwirtschaft in seinen Amtsgeschäften. Er verstand es — trotzdem er genau wußte, wessen er sich zu versehen hatte, wenn er von seiner geizigen Frau materiell abhängig sein werde — sich „irrtümlicherweise" vorzeitig ohne Pension aus dem Amte drängen zu lassen. Dies führte zum erbitterten Kampfe seiner Frau um Aufhebung der Gütergemeinschaft, zur Flucht Grabbes nach Frankfurt und Düsseldorf, zu seiner beschämenden Rückkehr nach Detmold und zur polizeilich erzwungenen Wiederaufnahme des Schwerkranken im Hause seiner Frau. Der unbewußte Sinn dieser ganzen Aktionen bestand im Ins-Unrecht-Setzen der Frau (= Mutter) und dem masochistischen Jagen nach der Enttäuschung. Dabei war es keineswegs so, daß Grabbe lediglich das unschuldige Opfer seiner Frau war.[24] Er reizte sie in geschickter Weise, verhöhnte sie, als sie um ihr Geld besorgt war und von „ihrem Recht" sprach, und trällerte:

Jawohl, das fas! 's ist eigentlich ein nefas.
Ich kenne nur ein Faß: Gib mir das Heidelberger Faß,
Gefüllt mit edlem Naß, das ist mein Fas!
Gäbst du mir das, — so hätt' ich was......
Das Recht ist ein Geschäft, von Schurken erdacht,
Von Klugen gemieden, gescheut, verlacht,
Vom Klügsten Gelder damit gemacht.

Für die Frau Grabbes — die den unbewußten Zusammenhang nicht verstehen konnte — war Grabbe ein impotenter,[25] sie ausplündernder Taugenichts.

Endlich sei auf die infantile Auffassung des Zeitgefühls bei Grabbe verwiesen. Kaum, daß ein Gedanke ausgesprochen wird, ist er schon erfüllt. Diese irreale Promptheit ist auf die kindlichen Allmachtsideen reduzierbar. Einige Beispiele: Im „Gothland" läßt der Held 5000 Gefangene niedermetzeln.

24) Damit soll keine Ehrenrettung der Frau Grabbes versucht werden. Sie war eine herzlose, böse Frau, die Grabbe noch auf dem Sterbebette quälte, beschimpfte und ihm mit Advokaten kam. Als Grabbe starb, rief sie: „Topp, das ist gut, daß der Unhold tot ist. Nun kommen Sie, nun wollen wir einen guten Kaffee machen." Die Bestialität dieser Frau ging so weit, daß sie Grabbes Mutter von seinem Sterbebette fernhalten wollte. — Auch aus anderen unbewußten Gründen war diese Ehe zum Scheitern verurteilt: es spielte bei Grabbe das Schuldgefühl wegen seines Vaters mit: Luise Klostermeyer (die spätere Frau Grabbes) war die Tochter des Vorgesetzten des alten Grabbe. Grabbe wurde mit seiner Bewerbung wiederholt abgewiesen und erst der Tod seines Vaters „ermöglichte" die Heirat.

25) Grabbe war in den letzten Ehejahren impotent — eine Folge der Tabes. Das ist aus vielen Bemerkungen mit Sicherheit zu schließen. Zum gleichen Schluß kommen einige seiner Biographen.

Acht Zeilen nach jener, in der Gothland den Befehl gab, meldet Arboga: „Die Kriegsgefangenen sind tot . . .“ In „Kaiser Heinrich VI.“ läßt Heinrich der Löwe am Domportal der zerstörten Stadt Bardewick die Worte einmeißeln: „Vestigia leonis.“ Diesen Auftrag vollführt Graf Borgholt „nach dem Diktat“ Heinrichs und das Einmeißeln geht so rasch vonstatten, wie etwa das Schreiben. Im gleichen Drama wird Caleb als Bote zum Kaiser gesandt. Der Weg hin und zurück dauert die Zeitspanne von 12 Verszeilen! In „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ geht's noch blitzschneller: der Weg vom Schloß ins Dorf, vom Dorf zum Schloß wird vom Bedienten und dem Schmied in der Zeit dreier Prosazeilen zurückgelegt. — Diese Beispiele ließen sich vermehren. Bezeichnend ist, daß Grabbes Gothland ein Bekenntnis zur Allmacht und Allgegenwart der Zeit ablegt:

„Ich glaube
Die Allmacht und Allgegenwart der Zeit!
Die Zeit erschafft, vollendet und zerstört
Die Welt und alles, was darin ist:
Doch einen Gott, der höher als die Zeit
Steht, glaub' ich nicht . . .“

Auch die Zeit hat also für Grabbe zerstörend-fressende Bedeutung.[26]

VII. Grabbes prägenitale Sexualität

Die bisherige Schilderung handelte von Grabbes Oralität und ihren Folgen für Charakter und Sucht. Die weiteren Entwicklungsstufen, die normalerweise in die Genitalität münden, hat Grabbe nur andeutungsweise erreicht, resp. ist recht bald zum Prägenitalen regrediert.

In seiner Studentenzeit — Grabbe studierte in Leipzig und Berlin — war er Stammgast in Bordellen, wie er denn überhaupt über die Gleichsetzung der Frau als Sexualwesen mit der Dirne innerlich niemals hinauskam, was auf das bekannte, von Freud beschriebene Ressentiment gegen die entwertete Mutter schließen läßt. Die typische Frauenverachtung dieses Typus ist bei Grabbe unverkennbar:

Berdoa: Die Liebe
Ist Wollust; wer verliebt ist, der ist geil,
Ist Geck, ist schwach, ist geil,
Ist Geck, ist schwach, ist Narr.
Gustav: . . . . mein Leben würf ich weg
Für einen Kuß auf ihre Lippen.
Berdoa: Wenn sie nun aber aus dem Halse stänke?
Gustav: Wie, Neger?

26) Hárnik und Winterstein haben auf den Zusammenhang zwischen Kronos und Chronos aufmerksam gemacht. Verfasser bereitet eine Arbeit über die Entwicklung des Zeitgefühls vor.

Berdoa: O du Geck der Gecken, Narr
Der Narren! Deine Göttin ist ein Mensch
Wie du! Hat sie auf ihrem Kopf viel Haare,
Was du so rühmst, so hat sie sicher auch
Viel Ungeziefer drauf, und ihre Nas'
Ist schleimig wie die Nase andrer Leute!
Sie trinkt und ißt so gut wie du,
Und so wie du gibt sie's auch wieder von sich.
Gustav: Schäme dich!
Berdoa: Lüg' ich denn? — Schäme du dich, weil
Du ohn' Erröten eingestanden, daß
Du liebest.
Gustav: Mich der Liebe schämen, die
Das Höchste auf der Erde ist?
Berdoa: Das Höchste?
Aufs Kindermachen läuft's hinaus! — Was liebt
Ihr denn am Weib? Etwa den Geist?
An einer Gans? Ich glaub' es kaum; und wär'
Es wahr — weshalb liebt ihr denn nie 'nen Mann?
Ihr liebt das Fleisch! Sieht's Fleisch nur hübsch, so denkt
Ihr euch die Seele schon hinzu! — Doch das
Empört mich nicht; allein wenn ihr den Trieb,
Den ihr mit Kröte, Katz' und Hund gemein habt,
Zu einer Tugend macht und göttlich nennt,
Pfui, das ist unerträglich........
Ein Schritt nur ist's, der von der Liebe zu
Der Unzucht führt.

(„Herzog Theodor von Gothland")

Die analytische Erfahrung beweist, daß Frauenverächter meist Neurotiker sind, deren Libido vielfach prägenital fixiert ist. Beweisend ist bei Grabbe folgende Stelle aus „Herzog Theodor von Gothland", die in knappster, konzentriertester Form ein Bekenntnis zum Prägenitalen darstellt, wie es meines Wissens einzig in der Weltliteratur dasteht:

Berdoa: Wie geht
Es deinem hübschen Nachtgeschirre?
Irnak: Nacht-
Geschirre?
Berdoa: Nun, ich mein' das wohlgebaute,
Breithüft'ge Christenmädchen, welches du
Vergangnes Jahr im Schwedenkrieg
Erbeutet hast....
Irnak: Ho!
Da habt Ihr recht, sie ist ein Nachttopf!
Sie sitzt in meinem Zelte; wenn
Ihr p..... wollt, so steht sie Euch zu Diensten.
Berdoa: Was treibt sie denn?

Irnak: Sie melkt die Männer.
Berdoa: Sie war damals recht üppig schon...
Berdoa: Wenn sie nur fett ist.
Irnak: Ihr solltet ihren weißen, blühenden Nacken,
Auf dem sie doch so häufig liegen muß,
Und ihre vollen Arme sehen, auch ihr —
Berdoa: Hat sie 'ne tüchtige —?
Irnak: Man kann darin
Die Stiefeln ausziehn......
Berdoa: Laß das nur sein, sie hat 'nen hübschen A....
Wie prachtvoll wölbt er sich!
Gustav: Fürwahr, da hast
Du Recht. Ihr Steiß ist delikat...
Berdoa: Sollt er nicht auch unsterblich sein?

Zu diesem Sammelsurium oraler („Sie melkt die Männer", Penis = Brust), analer, urethraler, Voyeur-, exhibitionistischer und koprophemer Tendenzen paßt recht gut, daß Grabbes Liebesvorstellung mit sadistischen Elementen geradezu durchsetzt ist. So sagt etwa Don Juan über seine Liebe zu Donna Anna:

„— — wie göttlich, über solch
Ein Weib zu triumphieren."

Ein anderer Ausspruch Don Juans lautet: „Ehedem führte man zum Altar Kälber und Schafe, um sie zu schlachten, jetzt die Mädchen, um sie zu heiraten. Nichts Neues unter der Sonne."

Und Faust spricht Donna Anna an:

O, Abgottschlange!
So schön geschmückt, als grausam und zerreißend.

Donna Anna: Der Schreckliche! O rette, Gott! Sein Geist
Schnaubt nach der Liebe, wie nach Blut der Tiger.

Die Einleitung der Hochzeitsnacht in „Nanette und Marie" wird mit ausgesprochen sadistischen Motiven geschildert:

Leonardo: Doch schau! Schon sinkt die Sonne!
Nanette: Freut dich das?
Leonardo: Warum nicht? Geht mir dafür doch
Die Doppelsonne deines Busens auf!
Das wird 'ne helle Nacht!
Nanette: Weh' mir, der Wilde!
Ich kann mich nicht wehren —
Ich kann nur weinend fleh'n: verschone mich!
Leonardo: Was bist du bang? Es ist nicht mit den Mädchen
Wie mit den Schmetterlingen, welche beim
Erhaschen abfärben!

Nanette: Törin, die ich war!
Ich selbst gab mich ihm hin! Nun ist's, als ging'
Ich in den Tod! — Mich friert, mich friert!
Leonardo: Man merkt,
Wie viel du zu verlieren hast.

Auch in Grabbes realem Liebesleben spielen diese prägenitalen Wünsche eine dominierende Rolle. Grabbe war als Erwachsener bloß einmal in ein sozial tief unter ihm stehendes Mädchen verliebt (Henriette Meyer), das bei einem Krämer, dessen Verwandte sie war, die Kinder beaufsichtigte.

„... und wenn nun zufällig das kleine Kind in harmloser Unschuld sich das Röckchen über den Kopf zusammenzog, da übergoß die Scham ihr ganzes Gesicht mit einem so schönen Rot und sie wehrte der Kleinen so besorgt und so bürgerlich sittlich, daß man fast gerührt davon werden möchte." (Ziegler.)

Dieses Sich-Schämen-Können („in kaiserlich Gewand, in Purpur hüllt sie deine Wange" sagt Don Juan zu Donna Anna), das Grabbe durch zynische Gespräche immer wieder provozierte und genoß, scheint den Hauptreiz[26a] Henriettes für den verliebten Grabbe gebildet zu haben. Als ihm Henriette den Laufpaß gab, da sie sein zynisches, ambivalentes Verhalten nicht vertrug, war Grabbe tief unglücklich.

Bisher wurde hier nur von oralen, oral-sadistischen, analen, urethralen, Voyeur-, exhibitionistischen und koprophemen Tendenzen bei unserem Dichter gesprochen und des Ödipuskomplexes keine Erwähnung getan. Natürlich hat Grabbe einen Ödipuskomplex entwickelt, natürlich waren seine prägenitalen Ängste (vor allem die Angst vor dem Gefressenwerden) mit dem Kastrationskomplex liiert, natürlich bezogen sich seine Onanieängste auf das Genitale. Doch ist, wie immer bei den „Prägenitalen", das Genitale vorwiegend Exekutivorgan prägenitaler Wünsche und der genitale Ödipuskomplex fällt speziell bei den Oralen „blasser" aus, da die nicht gelöste präödipale Mutterbindung das Feld beherrscht.[27]

26a) Wahrscheinlich liegen noch andere unbewußte Motive vor: etwa Identifizierung mit dem Kind, das Henriette mit Güte beaufsichtigte, ferner die niedere Herkunft (man denke an Grabbes Mutter). Zutiefst liebte Grabbe in Henriette sich selbst, bzw. einen Teil seiner kindlichen Persönlichkeit.

27) Näheres bei E. Bergler-L. Eidelberg, a. a. O. — Grabbes grimmig-witzige Verhöhnungen der Autorität gehen zum Teil auf die nicht gelöste Ödipussituation zurück. Besonders bezeichnend ist eine Szene aus „Gothland": „Ich kann Euch Erdenkön'ge nur bedauern, Ihr sollt der Götter Rolle spielen und seid Menschen." Ferner ein zweiter Ausspruch Gothlands: „Wenn nicht einmal ein Königsohn oder ein König glücklich ist, ja dann gibt es kein Glück auf Erden." Man beachte endlich die Behauptung Grabbes, „das Große besteht meist aus ein paar Kniffen" und die berserkerische Ironie im „Hannibal" — der Siegesbote von Cannae wird in Karthago zurechtgewiesen: „Schrei nicht so!" und ähnliche Stellen mehr. — Grabbes Ödipuskomplex war aber prägenital stark unterbaut und viele Aggressionen dieser Phase scheinen ursprünglich der phallischen Mutter gegolten zu haben.

Durch eine Bemerkung Zieglers sind wir über die Onanieängste Grabbes informiert.

„Wenn nun auch hiernach Geburtsort, Haus und Familie Grabbes als keine dämonischen Mächte an seiner Wiege gestanden haben, so mag es nichtsdestoweniger sein, daß eine andere unheimliche Macht schon in seine früheste Jugend eingegriffen hat und wir eben deshalb etwas Gespenstisches wie Samiels roten Mantel im Hintergrunde seines Lebens auf- und abwandeln sehen. Nur können wir uns hierüber nicht näher aussprechen." (S. 12.)

Einige andere Biographen haben die Onaniefolgen maßlos übertrieben (Nieten, P. Friedrich, Hillekamps) und Grabbes Unglück vielfach darauf zurückgeführt. Vor allem hat Hillekamps in düsteren Folgen der Onanie Grabbes exzelliert:

„Mehr noch als Vererbung mag aber ein Laster zur Stärkung dieser Minderwertigkeitsgefühle beigetragen haben: — das furchtbare Jugendlaster der Onanie. Wir wissen darüber nichts bestimmtes, aber eine Bemerkung Zieglers ist so deutlich, daß sie uns, namentlich des angehängten diskreten Schlußsatzes wegen, alles vermuten läßt. Auch Paul Friedrich berührt in seinem Nachwort zu den Werken diesen Punkt, sowie Nieten. Sicher ist, daß dieses Laster sowohl Grabbes Haltlosigkeit den Erscheinungen der Welt gegenüber, wie auch, selbst aus einer Willensschwäche entspringend, nun seinerseits den ohnehin schon schwachen Willen immer noch mehr zermürbt und widerstandslos gemacht hat. Es wirkte erkältend auf seine seelischen Kräfte und lähmte sein Erlebnisvermögen. Vgl. dazu Nieten (Biographie, S. 421): ‚Diese Selbstzerstörung raubte Grabbe nicht nur die Möglichkeit, ein glücklicher Mensch zu werden, worüber er später die bitterste Reue um das Unwiderbringliche empfand (vgl. Don Juan und Faust); sie bedeutet auch viel für die äußere Art und Erscheinung seiner Poesie, in der sich das Unfruchtbare einer zerstörten Natur, die einsame Abgeschlossenheit, die bizarre Kälte, das geringe Erleben ausdrückt.' Bei der Würdigung von Grabbes Verhältnis zur Frau, die ihm im Grunde nur Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse war, wird diese krankhafte Folge seines verheerenden Jugendlasters besonders zu erwähnen sein." (S. 20/21.)

Alle diese Schlußfolgerungen sind nach Ergebnissen der Psychoanalyse, soweit eine direkte Onanieschädigung angenommen wird, nicht stichhaltig, es sei denn, man rechnet die ungenügende Aggressionsabfuhr (Nunberg, Jekels und Bergler) bei der Onanie zu den direkten Schädigungen. Dagegen haben die Schuldgefühle, die sich als Reaktion auf die unbewußt die Onanie begleitenden Phantasien einstellten, bei Grabbe unleugbar eine Rolle gespielt, um so mehr, als er seine luetische Infektion, seine ständigen Krankheiten und endlich seine vielen Tabessymptome (vor allem die Impotenz) wahrscheinlich auf die Onanie zurückgeführt hat. Auch dürfte Grabbe ein Zwangsonanist gewesen sein.

Von hier aus gewinnen wir einen Zugang zu Grabbes Stellung zum Schuldgefühl. Er erklärt es zwar als etwas „Überflüssiges", macht sich hohnlachend darüber lustig und läßt Gothlands Sohn schwören, daß er nie Reue fühlen will („So schwör', daß du nicht Reue fühlen willst", IV. 1.). Auch Sulla,

Grabbes Idealgestalt, hat Gewissensbisse. So sagt Grabbe im unvollendeten Sulla-Szenarium:

„Sulla selbst tritt auf. Er übersieht den weiten Aschenhaufen, aus eingestürzten Häusern und verbrannten Menschen bestehend. Momentan fällt ihm der Gedanke ein, daß es möglich sein könnte, über diese Verwüstung einstmals Reue zu fühlen, er bricht in den alle Umstehenden erschütternden Naturschrei aus: ‚Entsetzlich! Schrecklich! Ungeheuer!' — Doch schnell ist Sulla beruhigt und belächelt seinen menschlichen Ausruf, dessen Natur er richtig beurteilt..." An einer anderen Stelle heißt es von Sulla: „Ernstliche Gewissensbisse braucht er nicht zu fürchten, dazu ist er in sich selbst zu abgerundet."

In die gleiche Kerbe schlagen Aussprüche, die das Unwiederbringliche betrauern und die Bestrafung akzeptieren. Etwa ein Ausspruch Fausts:

Verwünscht, der Mensch erkennt nur dann,
Wann er's bereits getan hat, das, was er
Getan, und Teufelshände
Sind öfters unsichtbar im Spiel.....
Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus
Ruinen. Erst zu Stücken müssen wir
Uns schlagen, eh' wir wissen, was wir sind
Und was wir können! — Schrecklich' Los!

Ähnliches bedeutet es, wenn Grabbe sagt: „Der Mensch trägt Adler in dem Haupt, und steckt mit seinen Füßen in dem Kot." Den gleichen Gedanken spricht der Ritter — Mephisto — in „Don Juan und Faust" aus:

Die Pflanze, die vom Boden sich empor
Will schwingen, muß mit Kot gedüngt erst sein,
Bevor sie frei kann wurzeln und aufschießen.
Der Kot — ihr nennt ihn Leidenschaft, sei's Geiz,
Sei's Ruhm, sei's Aberglaube, sei es Liebe.

Anderseits sind wilde Anklagen gegen das Schicksal[29] bei Grabbe zu konstatieren. Dies führt zum Problem seines dichterischen Schaffens.

---

29) Grabbe war zutiefst ein sentimentaler Mensch und seine Zynismen sind vielfach nach dem Typus der „sentimental-pathetischen Zynismen" aufgebaut: „Es sind dies Pathetiker, die über die Ungerechtigkeiten der besten aller Welten empört sind, Sentimentale, die sich ihres inneren Gefühls schämen und es umgemünzt in Form des Zynismus — als Distanzierungsmittel — vorbringen. Dieser Zynismus trägt aber das Zeichen ‚*made in sentiments*' in seiner ganzen Art: er ist dem Weinen näher als dem Lachen." Näheres in der Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers" a. a. O. — Ziegler berichtet (S. 75), Grabbe habe eine „sonderbare Abneigung gegen alles gehabt, was nach Sentimentalität aussah, wobei man aus der oftmaligen Äußerung: ‚Um Gotteswillen, nur nicht sentimental, nur nicht süß!' mit Sicherheit annehmen konnte, daß tief im Grunde sein Gemüt sehr zart und weich beschaffen war". — Wie bei allen Zynismen handelt es sich um ein Ausleben der unbewußten Aggression um den Preis der Beschwichtigung des Über-Ichs durch einen spezifischen Ich-Vorgang, den „zynischen Mechanismus". Wie groß Grabbes Aggression war, beweisen die berüchtigten Grabbeismen.

VIII. Der Einfluß der Prägenitalität Grabbes auf sein dichterisches Schaffen

Grabbes unbewußte Angst war die des Gefressenwerdens vom Weibe, eine Angst, die, wie früher ausgeführt, die Schuldgefühlsreaktion auf eigene (ursprünglich auf die Mutter bezogene) oral-aggressive Tendenzen darstellte. Grabbes ganze Dichtung ist für ihn ein Beweis, daß die Frau ungefährlich, dumm, bedeutungslos ist, dient also vorerst der unbewußten Selbstberuhigung, wobei es wohl überflüssig ist zu betonen, daß der ganze hier zu schildernde Vorgang Grabbe nicht bewußt war. Deshalb sind Grabbes Helden grausam, hinterlistig, blutgierig und vor allem — Männer. Einerseits färbt also die grausame Frau, gegen die Grabbe sich wehrt, auf seine Helden ab, in einer anderen Schicht identifiziert sich Grabbe selbst mit ihnen. Es ist, als würde jemand aus Angst vor einer Maffia selbst Mitglied dieser Maffia. Anderseits genügt dieser indirekte Beweis der Ungefährlichkeit der Frau nicht, es folgt ein zweiter: die Helden selbst sind keine Helden, Grabbe zeigt deren „Brüchigkeit" auf. Ich habe den Eindruck, als könnte man Grabbes unbewußte Argumentation wie folgt präzisieren: Erstens kann mir die Frau nichts antun, weil sie bedeutungslos und schwach ist, zweitens sind nur Männer grausam und gefährlich und drittens sind auch diese Männer letzten Endes doch nicht gefährlich, da sie innerlich schwach sind,[30] ich kann also sicher sein. Die „Wiederkehr des Verdrängten" bedingt aber, daß Grabbes dichterische Frauengestalten nur dann pulsierendes Leben fühlen lassen, wenn sie — Mannweiber sind. Die Herzogin von Angoulême („Der einzige bourbonische Sprößling, der verdiente, Hosen zu tragen", sagte Napoleon), die Baronin im „Aschenbrödel" und Thusnelda in der ‚Hermannschlacht" atmen wirkliches Leben, alle andern, übrigens recht seltenen Frauengestalten Grabbes („Man ist zu sehr unter Männern" warf ihm schon Ziegler vor) sind blutleer. An einer Stelle kommt Grabbe das beinahe zum Bewußtsein:

Ingomar: Deine Frau ist kein Weib.
Hermann: Alle Wetter, was denn?
Ingomar: Kann's nicht recht sagen. Doch gegen ihre Stirn tauscht' ich nicht die Sonne, nicht den Blitz gegen ihr Lächeln, und ihren Mut und Verstand betreffend...
(„Die Hermannsschlacht", erster Tag.)

Das, was die Biographen Grabbes „Nihilismus" und „Dämonologie" nennen, ist ein verzweifeltes unbewußtes Ringen mit der Frage: Welchen Sinn hat eine Welt, in der das Kind von der Mutter nicht geliebt wird, ja von ihr gefressen werden kann? Begreiflicherweise kommt Grabbe diese Frage bloß auf dem Umweg einer „Verschiebung" zum Bewußtsein. Grabbes Antwort lautet:

30) Gewiß kompliziert sich der Vorgang durch die aus dem Ödipuskomplex stammende Aggression gegen den Helden = Vater.

Diese Welt hat keinen Sinn. Bei einem innerlich so aggressiven[31] Menschen, wie Grabbe, löst diese Erkenntnis nicht Resignation, sondern titanenhafte Anklage aus. Schon im „Gothland" des zwanzigjährigen Grabbe heißt es:

(Donnerschläge.) Horcht! Horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals! — Oh,
Jetzt erst, jetzt erst begreif ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten! —
Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück, an-
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppt, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangenen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen sind gekrümmte Würmer,
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht! — Oh, immer, immer mehr
Begreif ich euch, Giganten!
Was ist natürlicher als Himmelssturm? —
Oh, der Glaube an
Ein Schicksal ist nicht furchtbar — hold und tröstlich
Ist dieser Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmes ahnten! Das
Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht!
Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
... weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen!
Deshalb ist unsres Leibes kleinster Nerv
Empfänglich für den ungeheu'rsten Schmerz,
Deshalb sind unsre Glieder so gebrechlich,
Deshalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Beliste, wurden wir

31) Grabbes überstarke Aggression verführt noch den Schwerkranken zum Ausspruch: „Gäb's nur Krieg, gesund wär ich. Doch nun muß ich ihn machen in Tragödien." Prinz Heinrich sagt in „Kaiser Friedrich Barbarossa" (I. 2): „Der Kampf auch, ob wir siegen oder fallen, ist Lust!"

Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen.
— Weil es verderben soll, ist das Erschaffene
Erschaffen! Wie ein ries'ges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und Sterne sind
Wie arme Delinquenten draufgeflochten, und
Mit ausgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie!
Pfui, pfui! wie ekelt mich die Schöpfung an!
Der Jahreszeiten wechselnde
Erscheinungen, die immer wiederkehrenden
Verwandlungen an dem
Gestirnten Firmament — was sind sie anders als
Ein ew'ges Fratzenschneiden der Natur?
— Zwar habe ich gemordet,
Doch Morden ist
So schlimm nun grade nicht!
Vom Morden lebt ja alles Leben, wenn
Du atmest, mordest du! — Ein Ding, das nichts
Ist, einen Menschen machte ich zu etwas, sei's
Auch nur zu Mist! Bei einem Vieh
Bedenk ich mich, eh' ich das Messer zücke!
(Sein Dasein hat 'nen Zweck — es wird
Gegessen.) Doch bei einem Menschen
Bedenke ich mich nicht; sein Leben
Nützt weder anderen, noch ihm...
Vor wem sollt' ich erröten?
Ei, mordet jene schwärende, gift-
Geschwollne, aufgebrochne, eiternde
Pestbeule, die ihr Sonne nennt und als
Das Ebenbild der Gottheit ehrt, nicht auch?
Wie an der Amme Brust das Kind, so liegt
An ihr das durst'ge All — und boshaft tränkt
Sie es mit ihrer fieberheißen Milch;
Daß sie zum Mord aufgären mögen, tropft
Sie Feu'r in unsre Adern,
Und zärtlich, wie 'ne Mutter brütet sie
Die lieben Krokodile aus den Eiern!
Ha, Sonne! Könnt'
Ich dich einmal bei deinem Strahlenhaare packen —
Am Felsen wollt ich dein Gehirn zerschmettern
Und dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen.

In späteren Werken wird immer wieder dieses Thema mit großer dichterischer Genialität abgewandelt, eine Orgie des Pessimismus und der Weltverneinung:

„Ist nicht jedes seiner Stücke" — fragt Hillekamp — „gleichsam Illustration des Wortes: Wie klein ist der Mensch? Was bleibt vom mächtigen Gothland nach gewaltig rauschhaftem Dasein als die Erkenntnis, daß es nicht lohne, zu leben? Denn nur:

Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen." (III, 1.)

„Faust gelangt weder an sein Ziel der Erkenntnis noch zur Beschränkung auf das Irdische durch die Liebe, und Don Juan versinkt mit einem „Nein" auf den Lippen. Auch die Idee der „Hohenstaufen" liegt ähnlich, obschon es zunächst anders scheinen mag. Zunächst Barbarossa: Hier liegt der Schwerpunkt des Dramas im Kampf der Welfen und Waiblinger, des Löwen und Barbarossas. Der Staufer siegt in diesem Kampf, aber es ist nur ein äußerlicher Sieg, denn in Wirklichkeit hat er mit seinem Sieg auch die innere Einheit Deutschlands getroffen und den Grund für die unselige Zukunft des Landes gelegt. Er triumphiert, aber seine Glorie ist Lüge. Wenn er stolz von sich sagt: „Mein Erdgeschäft ist aus" — so sagt er damit zugleich, daß er seinem Ideal, der Herrschaft über Italien, Deutschlands beste Kraft geopfert hat —, damit wird das selbstbewußte Wort fast zu einer Ironie. Er ist ein großer Mann, aber er hat den Keim zum Untergang seines Geschlechts und seiner Macht selbst gelegt: Tragische Ironie des Schicksals — die der pessimistische Dichter hier erspürt. Dieser Nihilismus wirkt sich noch stärker in „Heinrich VI." aus. Das Ziel dieses Menschen ist ungeheuer groß:

Ich, Kaiser, —
Die Kaiserkrone erblich, — Deutschland, Neapel
Unter meinem Fuß, — der Papst
Zu meinem Bischof erniedrigt, — wert
Ist das zahlloser Leichen.

Ja, dieser Zweck erscheint ihm „groß genug, die Welt aufzuopfern" (I. 2.). Und was erreicht er? Seine Lebenskraft wird in der Blüte vernichtet, alles Errungene zerfällt wieder, sein Thronerbe ist ein schwaches Kind, und an seiner Stelle nimmt der Papst, des Kaisers schlimmster Feind, die Regierung an sich. Grabbe entläßt uns hier, fühlbarer noch als sonst, mit dem Bewußtsein: Der Mensch beginne, was er will, es ist nichtig vor dem unerforschlichen Es, dem Schicksal, das ihm alles aus der Hand reißen kann, wenn es ihm paßt. Heinrich geht unter, aber der Hirte überlebt ihn. Die Großen verschwinden wie Meteore, aber die Kleinen, die Masse, das Volk überdauern sie. Auch Napoleon: Er vergeht nach dem Traum der Hundert Tage („Wir haben hundert Tage groß geträumt"), aber „statt eines großen Tyrannen kommen lauter kleine und statt der goldenen Zeit wird eine sehr irdene, zerbröckliche kommen" (V. 7.). — Auch hier hat das Kleine, Zähe, Beharrliche, die Masse, die Quantität, gesiegt. Und voll bitterer Ironie läßt Grabbe den kleinen

Schwätzer Prusias über den großen Hannibal triumphieren, seine Leiche mit dem roten Königsmantel decken: „Grad' so machte es Alexander mit Dareios." (Aus Hillekamps „Grabbe".)

Grabbes Oralität hat noch eine andere Wirkung auf die Gestaltung seiner Dramen:[32] Immer wieder geht der Held an einer von außen kommenden Versagung zugrunde: Hannibal und Varus z. B. bekommen keine Hilfstruppen, Napoleon ist ein Opfer der Dummheit Grouchys („Grouchy hat viel daran verdorben — daß das Schicksal des großen Frankreichs von der Dummheit, Nachlässigkeit oder Schlechtigkeit eines einzigen Elenden abhängen kann" — „Napoleon", V. 5.), Heinrich VI. fällt dem blinden Zufall zum Opfer. Es wird also — eine im Drama unmögliche Prämisse — die Bösartigkeit der Umwelt an Stelle des inneren Konflikts gesetzt. Dies ist einigen Kritikern Grabbes aufgefallen.[32a]

Was aber die Kritiker Grabbe bloß als dramatischen Fehler vorhalten, kann nun auf Grund der früher vorgebrachten Annahmen erklärt werden: da Grabbes dramatische Produktion der Abreagierung des Traumas der Brustentziehung dient, muß der Schuldige die versagende Außenwelt, d. h. die erste Repräsentanz derselben, die Mutter sein!

IX. Das „Positive" in Grabbes Weltbild: Freundschaft und Heimat

Grabbes Biographen unterteilen vielfach in primitiver Weise seine Eigenschaften fein säuberlich in „positive" und „negative" und kommen betrübt zum Resultat, daß die zerstörenden (in ihrer Sprache: die negativen) Tendenzen die Oberhand hatten. Diese Schwarzweißmalerei sei erwähnt, weil sie die ganze Hilf- und Sinnlosigkeit einer nicht analytisch fundierten Biographik aufzeigt.

Nun hat — in der Terminologie der Biographen — Grabbes Weltbild doch zwei Lichtseiten: seine Anerkennung der Freundschaft und das Lob der Heimat. Wie steht es damit?

Die Liebe welkt dahin;
Sie ist auf Irdisches gegründet,

32) Es sei hervorgehoben, daß die hier vorgebrachten psychoanalytischen Deutungen der Triebtendenzen und ihre Wirkungen auf Grabbes Dramatik die Frage der spezifischen Begabung Grabbes unberührt lassen, da es sich dabei nach Freud um ein konstitutionelles, psychologisch nicht weiter determinierbares Etwas handelt.

32a) Ploch: Grabbes Helden gehen nicht an sich selber, an ihren sie zum tragischen Untergang prädestinierenden Charaktereigenschaften, sondern immer nur an äußeren Verhältnissen, Intriguen und puren Zufällen zugrunde.

Zaunert: ... der Dichter Grabbe ringt sich fast nie zu einer wirklichen tragischen Idee durch, er hat nie den Schuldbegriff in seiner ganzen Tiefe erlebt; immer wieder werden äußere Ursachen herbeigeholt, um den Fall des Helden zu erklären.

Gemeines ist's, wofür sie flammt;
Nur Freundschaft, die die Geister bindet,
Ist ewig wie der Geist, aus dem sie stammt;
Drum strahlt hoch auf des Himmels mächt'gem Feld
Der Freundschaft Bild und leuchtet durch die Welt.
— — — Doch wer am Busen seines Bruders liegt,
Der fand die heil'ge Stätte auf, an der
Er sicher ruhet im Gewühl des Lebens. („Gothland".)

Es wurde früher betont, daß Grabbes Beziehung zum Mann stark homosexuell gefärbt war: man denke an den Potus in Männergesellschaft. Diese sublimierte Homosexualität war zugleich ein Stützpunkt gegen die „fressende" Frau, auch ein Beweis, daß sie ungefährlich ist. Die jahrelangen Bordellbesuche Grabbes in Männergesellschaft sind nicht nur von der homosexuellen Seite aus zu erklären, die Männergesellschaft war zugleich Schutzgarde und Beweis, daß die Dirne — da so viele Männer mit ihr verkehrten — ungefährlich sei.

Ebenso ist Grabbes Lob der Heimat aus der Mutterbeziehung determinierbar. Die Biographen zitieren bei dieser Gelegenheit einige Lobverse der Vaterlandsliebe in „Don Juan und Faust" und führen als entscheidenden Beweis das Nationaldrama „Die Hermannschlacht" an. Vorerst: der gleiche Don Juan sagt höhnisch:

Den gewinn' ich noch
Mit patriotschen Phrasen, um so eher,
Als ich sie ernstlich meine!

Die analytische Erfahrung, daß Vaterland fürs Unbewußte die Valenz Mutter[33] besitzt, kann bei Grabbe mit vielen Stellen seiner Werke belegt werden. So sagt etwa Tankred in „Kaiser Heinrich VI." (I. 1.):

Was wir Normannen einst hier waren, sind
Hier jetzt die Deutschen. — Sie erwartet künftig
Vielleicht das gleiche Los. — Wie sich der Held
Die Braut erringt, errangen wir mit Kraft
Und Stahl dies Land — bei Gott, es ist 'ne Braut — wo wäre
Ein Mädchen in Europa, flammender
Und bräutlicher als unser Reich? — Es ruht
Ja unter Myrthen, unter Blumen, — zwei Vulkane
Sind seine Hochzeitsfackeln — Rebenketten,
Festlich durchleuchtet von dem Gold der Trauben, schlingen
Als Gürtel prangend sich um seine Küsten,
Und an Siziliens Ufern schmachten Palmen,
Mit ihren Blättern wie mit Zungen lechzend,
Dem Liebenden entgegen! — Doch als der
Alcide sich die Omphale gewonnen,

33) Siehe z. B. Beispiele aus der Biographie Napoleons, bei L. Jekels, Imago II, 1914 und Abschnitt II dieses Buches.

Entnervte er an ihres Busens Flaum
Und der Normannen Stärke schmolz im Kuß
Und in des Südens Sonne...

Konstanze beklagt sich im gleichen Drama (I. 2.) über Heinrich:

Ach, ich Unselige! — Er liebt mich nicht —
Sein Blick irrt durch die Welt und übersieht mich —
Anstatt nach einem Busen, streckt er seine Arme
Nach ganzen Ländern, ganzen Völkern aus. —

Noch klarer spricht sich Grabbe aus, wenn er Don Juan beim Anblick des Bildes Donna Annas sagen läßt:

Ich blick' und blicke — zu 'nem Kinde werd'
Ich wieder. — Eine Heimat, die ich nie geschaut,
Umlächelt mich. — Gibt's andre Heimaten
Als das Geburtsland?

Und Heinrich der Löwe („Kaiser Heinrich VI.", II. 3.) ruft:

O Heimat, Heimat, meiner Größe Land
Und meines Falles! — Heil'ge Erde, sei
Gegrüßt! — Kein Kind stürzt sehnender
An seiner Mutter Brust, als ich an deinen Schoß!

Brasidas nennt im „Hannibal" Karthago „die allgemeine Mutter", Turnu heißt Hannibal:

„Herr, Fürst, Vater, Mutter, du mir
Alles!"

Es sei nochmals auf das ständige Durcheinandermischen und Gleichsetzen von Frau und Mann verwiesen, was aus der Tatsache erklärlich ist, daß es für das Kind auf der oralen Stufe nur ein Geschlecht gibt. So wird es verständlich, wenn Hannibal für Turnu „Vater und Mutter" ist.

Grabbes letztes Drama „Die Hermannschlacht" beweist, daß auch für den Superlativ des Pessimisten das Leben nur unter Aufrechterhaltung von jeweils wechselnden libidinösen Besetzungen möglich ist. Der schwerkranke Dichter, der sein Ende herannahen sieht, flüchtet zur idealisierten Mutter: die Heimat wird verherrlicht. Es ist nicht bloß durch Krankheit bedingte Erschöpfung, die Grabbe bei der Arbeit an seinem letzten Drama ausrufen läßt: „Der Hermannschlacht erlieg ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv aufregende, vollenden ohne zu sterben? Wär' ich tot!" Und das Resultat? Neben einem für Grabbe typischen, hinterlistigen, grausamen Helden („Die Fortsetzung des Blutbades folgt morgen" sagt Hermann) steht Grabbes Idealgestalt, das Mannweib Thusnelda, das aber hier meist in der Gestalt der Gebenden auftritt: Thusnelda bringt für 20.000 Kämpfer Lebensmittel, be-

handelt ihren Sohn Thumelico gütig (vergleiche unser Motto), ist überhaupt ständig besorgt, ob man genug zu essen hat:

Varus: .... Ich bin satt.
Thusnelda (zum Gesinde): Seid ihr es auch?
Das Gesinde: Ja.
Thusnelda (mißtrauisch): Lügt nicht. Eßt noch.
Das Gesinde: Wir können nicht mehr.

Dabei werden Hermanns Gefährten mit geradezu bösartigem, in einem Nationaldrama sonderbar anmutendem Hohn überschüttet:

Hermann: Deutschland!
Einige in seinem Heere:
Er spricht oft davon. Wo liegt das Deutschland eigentlich?
Einer: Bei Engern, wie ich glaube, oder irgendwo im kölnischen Sauerlande.
Zweiter: Ach was, es ist chattisches Gebiet!
Hermann: Und kennst du deinen Namen nicht, mein Volk?
Stimmen: O ja, Herr, wir sind Marser; Cherusker wir — wir Bructerer, Teucterer.
Hermann: Schlagen wir jetzt und immer nur gemeinsam zu, und die verschiedenen Namen schaden nicht. (Für sich:) Ich muß mit geringeren, aber näheren Mitteln wirken. (Laut:) Grüttemeier, deine beiden schwarzen Ochsen — denkst du noch an sie?
Grüttemeier (Tränen in den Augen): Jawohl, mein Vater empfahl sie mir im Sterben.
Hermann: Eine Manipel stürmte in dein Haus, schlachtete, briet und fraß sie und gab dir nichts ab!
Grüttemeier: Abgeben? Was von dem Fraß übrigblieb, traten sie mit den Füßen oder schmissen's an die Wand. Ich hätte auch nichts davon essen mögen.
Viele Deutsche: Wie dem, ging's uns!
Eggius (sehr laut): Rom!
Hermann (noch lauter): Alle übrigen von den Römern gestohlenen und liederlich verschwelgten Gottesgaben: Linsen, Kohl, Erbsen und große Bohnen! Widersteht, auf daß ihre Fäuste nicht zum zweitenmal in eure Töpfe greifen!

Vermerkt man noch, daß am Schluß Hermann ausruft: „Ach! wüßte das Palatium, daß diese sonst so tapferen Leute nur ein paar Meilen weit sehen und lieber in der Nähe äßen und tränken, so würd' es bei der Nachricht meines Sieges nicht so erbeben...", dann kann nicht bestritten werden, daß Grabbes Einstellung zu seiner idealisierten Mutterimago ebenso ambivalent war, wie zur realen Mutter. Und wenn diese Behauptung noch eines Beweises bedarf, so sprechen Gothlands Worte (IV. 1.) eine nicht mißzuverstehende Sprache:

Oh, laßt mich aus der düstren Gegenwart entfliehen,
Und nur noch einmal laßt mich sie begrüßen,
Die selige Vergangenheit!
Dort taucht, umkränzt mit Regenbogen,
Der Kindheit Insel aus den blauen Wogen! —

Wie sich's in mir hinübersehnt!
Ich seh die Flur, wo ich als Knabe spielte,
Wo ich mich kindlich glücklich fühlte.
Ich seh das väterliche Haus!
Allein vergebens
Streck ich die Arme zu dir aus,
Du Tempe meines Lebens!
So steht der Wandrer an dem Felsgestade,
An dem er Schiffbruch litt, — blickt voll Verlangen
Zum fernen Eilande, wo goldne Gärten prangen!
Er blickt und blickt — die Pfade sind verschlossen,
Ein Meer ist zwischen ihm und jenseits ausgegossen!
Wohlbekannte Worte hör ich klingen,
Die, gleich verwehten Abendglockentönen,
Aus weiter Fern' herüberschwimmen!
Gott! Es sind der Mutter heil'ge Warnungsstimmen.
Mutter, Mutter!
Lebtest du, wie würdest du die Hände ringen
Über mich,
Den unglückseligsten von allen Söhnen!
Als ich noch an deiner Seite
Wallte durch des Lebens Weite,
Fiel ich nicht, und brach der Sturm auch los —
Ich flüchtete zum Mutterschoß!......
Hinweg, vorüber, zieh vorüber,
Du Kindheitsland! Mein Aug' wird trüb und trüber!
Vorbei ist ja vorbei!
Kindheit und Lieb' zu ihr ist Kinderei!
Wer schneidet wohl mehr Fratzen,
Wen seh' ich mehr einander beißen und zerkratzen,
Zanken und greinen,
Als diese Kinder, die uns selig scheinen!
Wer kriegt mehr Prügel auf die Hinterbacken
Als diese Kinder!
Die frechste Lügnerin
Ist die Erinnerung! Kindheit fahr hin
Samt deinen Kindern, welche sich bekacken!

X. Grabbes Ahnen unbewußter Zusammenhänge

Jekels hat vor zwei Jahrzehnten als erster auf die bedeutsame, seither anerkannte Tatsache aufmerksam gemacht, daß Dichter häufig eine Gestalt nach den divergierenden Tendenzen im Psychischen aufteilen und wie im Traume die einzelnen Strebungen als Einzelpersonen repräsentieren. Erst deren Zusammenfassung ergibt das Mosaik der Gesamtpersönlichkeit. So sind etwa Lady und Lord Macbeth, Jago und Othello eine Person.

Grabbe verwendet diese Aufspaltungstechnik in hohem Maße und ahnt die innere Zusammengehörigkeit der Teilpersonen.[34] So sind z. B. Berdoa und Theodor von Gothland eine Einheit. Der Konflikt im „Herzog Theodor von Gothland" sieht im ersten Augenblick wie ein törichtes Mißverständnis aus: der Held schenkt den Einflüsterungen seines Feindes Berdoa Glauben, der ihm eingibt, sein jüngerer Bruder sei vom Kanzler, dem dritten Bruder, ermordet worden. Daraus ergibt sich nun der tragische Konflikt.[35] In Wirklichkeit ahnte Grabbe offenbar die unbewußte Ursache dieses Irrtums, denn er läßt, nachdem Gothland ausruft: „Ich war nur das Beil, das Schicksal war der Mörder", Berdoa sagen:

Tor! Eure Dummheit ist eu'r Schicksal. Eure
Erbärmlichkeit ist eu'r Verhängnis!
Wer hieß dich, als ich dich zum Brudermord
Verführte, meinen Worten glauben? Wußtest du
Denn nicht, daß ich dein Todfeind war?
Der blöd'ste Tölpel hätte da Verdacht
Geschöpft, allein der Herzog Gothland
Schöpfte keinen, weil
Er keinen schöpfen wollte!

Gothland: Weil ich keinen
Schöpfen wollte? — Wenn das wäre, wenn ich den
Geringsten Argwohn hätte fassen können,
Ich aber hätt' ihn absichtlich
Nicht fassen wollen,
Ja, dann durchwühle unermeßliches
Verderben meine Seele!

Berdoa: Höre denn,
Und unermeßliches Verderben wühle dir
Durch deine Seele! — Manfred war
Jählings am Schlagflusse verreckt.
Wahrscheinlich hatte er beim Abendschmaus
Zu viel gefressen und es nicht
Verdauen können — ungeheuer war
Dein Schmerz um ihn; — so traf ich dich, mit großer
Bestürzung, aber mit noch größ'rer Freude
Vernahmest du, daß er erschlagen sei:
Die Rache für den toten Bruder
War dir ein schmeichelnder, verlockender
Gedanke!

34) Es kommt in Grabbes Dramen wiederholt vor, daß sich zwei Gegner, nachdem sie einander im Zweikampf verwundet, schluchzend in die Arme fallen: so die Brüder Gothland, so die beiden Männer in „Nannette und Marie". Auch dies beweist die Einheit der „aufgespaltenen" Personen.

35) Dieser „Irrtum" wurde Grabbe übel angekreidet. So sagt z. B. Gottschall: „Eine tragische Dialektik von dem großen Wurf der griechischen Tragödie ... nicht zu verkennen;

Gothland: Satan! Deute meine
Gedanken nicht ins Schlimme!
Berdoa: Zwar war Friedrich,
An welchem du die Rache nehmen mußtest,
Dein Bruder auch; doch das hielt dich nicht ab,
Denn er war ja der weniger geliebte!
Du gingst vielmehr sorgfältig allem, was
Dir Aufschluß geben konnte, aus
Dem Wege...
Gothland: Wenn —
Wenn unter diesen Lügen Wahres wäre — wenn —
Wenn — wenn —
Berdoa: ... und schlugst
Ihn mit Vergnügen tot!

Nieten ist die Bedeutung dieser Szene aufgefallen und man kann als Analytiker seinen Worten nur beipflichten, wenn er sagt:

„Die bösen Wünsche haben Gothland von Anfang an geleitet und alles andere Gebaren stellt sich als bewußt-unbewußter Selbstbetrug dar; in den labyrinthischen Irrgängen dieser Psychologie spielt Berdoa mehr und mehr die Rolle des Unterbewußtseins im Doppel-Ich Gothlands. Mir scheint diese Szene (V. 3.) eine geniale Vorwegnahme moderner Psychoanalyse, ein einleuchtendes Zeugnis für den dämonischen Tiefsinn des jungen Grabbe" („Grabbe und Schopenhauer").

Eine andere, nicht minder bedeutsame Szene ist in „Nannette und Marie" zu finden, die am Hochzeitstage von Nannette und Leonardo spielt:

Nannette: Da liegt mein väterliches Haus!
Leonardo: Weshalb
Wirst du dabei so trübe?
Nannette: Ich bin dort
Nur eine Fremde!
Leonardo: Traure nicht, daß du
Des Lebens Blütenzeit betrittst!
Nannette: Ach, daß
Man mit der Kindheit sie bezahlen muß!
— Verzeih mir, wenn ich mich in deinen Armen
So schmerzlich dran erinnere — Ich fürchte,
Man fühlt sogar im Himmel Heimweh nach
Der Erde.

In der Sprache der Analyse ausgedrückt: die Frau muß auf ihre Ödipusbeziehung zum Vater verzichten, um beim Manne glücklich zu sein.

Häufig verwendet Grabbe Wortanspielungen zur Andeutung unbewußter Vorgänge. So etwa, wenn er im „Aschenbrödel" die verwandelte Katze von

schade nur, daß ein unentschuldbarer Irrtum, ein unleugbarer Schwachsinn hier das tragische Fatum herbeibeschwören."

der Au sprechen läßt, wobei die ängstliche Ratte ein fressendes „Miau" heraushört (siehe S. 130). Oder wenn Grabbe in „Kaiser Heinrich VI." in einer Situation, in welcher die Stadt Bardewick die Rache des von ihr treulos verlassenen Heinrich des Löwen fürchtet, den Ratsherrn Hagener die untergehende Sonne mit einer Löwenmähne vergleichen und den Bürgermeister Rudlich erschreckt fragen läßt: „Wie kommt Ihr auf Löwenmähnen?"

Ferner sei auf Grabbes Herausarbeitung des doppelten Sohn-Vater-Konflikts im „Gothland" und die Bedeutung der Vergeltung und des unbewußten Schuld- und Strafbedürfnisses des Helden verwiesen.

Einmal nennt Grabbe das Wort unbewußt direkt: Im „Aschenbrödel" nimmt der König die Hand der Geliebten und läßt sie sein Herz fühlen. Dann heißt es bei Grabbe: „Olympia (läßt die Hand unbewußt da ruhen): Es klopft — ja — ja — sehr — stark."

XI. Der orale Pessimist und seine Varianten

Setzt man sich mit einem oral fixierten oder regredierten Pessimisten in der Analyse auseinander, dann bekommt man regelmäßig die Schopenhauerschen Rationalisierungen[36] zu hören. Etwa Modifikationen der bekannten Stelle aus „Die Welt als Wille und Vorstellung":

Dieser Welt, dem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer, und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht, und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend.

Die Frage der Patienten, ob sie bei ihrer düsteren Schilderung der realen Verhältnisse etwa übertreiben, kann man nicht ohneweiteres verneinen. Die Welt, in der wir leben, ist ein Gemengsel von „brutalster" Aggression und konzentriertestem Haß, welche beide Äußerungen des Thanatos vom Menschen, gegen den sie gerichtet sind, subjektiv als „Niedertracht und Gemeinheit" empfunden werden, wobei lediglich die Quantität dieser einzelnen Ingredienzien — bei einem relativ konstanten Mischungsverhältnis — jeweils wechselt. Demgegenüber erscheint die Beimengung des Eros quantitativ gering. Auch kann man etwa einem Menschen, der den Satz Bertrand Russels als Realität darstellt: „Die Menschen tun das Gute, so weit man sie zwingt, es zu tun, und das Schlechte, soweit man nicht die Macht hat, sie daran zu

36) Aus Platzmangel kann hier auf die psychologischen Parallelen zwischen Grabbe, Schopenhauer und Nietzsche nicht eingegangen werden. Grisebach nennt Grabbes Werke „Kunst gewordene Philosophie Schopenhauers".

hindern" — die Richtigkeit seiner Beobachtung, mit der Einschränkung des Über-Ichs, nicht bestreiten.

Die Lebenstechnik der praktisch Gesunden besteht also im Übersehen und Nicht-tragisch-Nehmen. Grabbes Satz:

Der Mensch erklärt das Gute sich hinein,
Wenn er die Weltgeschichte liest, — weil er
Zu feig ist, ihre grause Wahrheit kühn
Sich selber zu gestehen —

hat seine Richtigkeit. Somit kommt es auf den Standpunkt des Beschauers an. Grabbe sieht z. B. in der Sonne die Kraft, die die Krokodilseier ausbrütet (siehe S. 152), während einem andern an ihr die lebensspendende Wärme zuerst auffällt. Auch ist die Fähigkeit, jeweils wechselnden Fiktionen[37] nachzuhängen, wobei die jeweilige Fiktion libidinös überbesetzt wird, deren Zusammenklappen aber nach einiger Trauerarbeit das Aufrichten der nächsten, deren Schicksal wieder im voraus gewiß ist, nicht verhindern darf, ein Stigma der Normalität. Endlich — und das ist das Entscheidende — ist es eine biologisch fundierte Tendenz des Triebes, nach Befriedigung zu verlangen. Wir empfinden z. B. Hunger, Sexualwünsche und Schlafbedürfnis, unabhängig davon, ob die Erfüllung dieser Triebe einen „Sinn" hat oder nicht.

Der orale Pessimist ist also nicht ganz im Recht, wenn er sein subjektiv und psychologisch begründbares Sich-unglücklich-Fühlen mit realen Verhältnissen begründet. Grob ausgedrückt, könnte man, ein altes Wort variierend, sagen, nicht er hat den Pessimismus, sondern der Pessimismus hat ihn. Mag nun Grabbe minutiös beobachten, wenn er die Welt „ein mittelmäßiges Lustspiel" nennt, „welches ein unbärtiger, gelbschnäbeliger Engel, der noch in der Prima sitzt, während der Schulferien zusammengeschmiert hat", und an anderer Stelle das Herz „für eine in das unrechte Loch gelaufene Billardkugel" halten —; wer gesund, das heißt: arbeits-, liebes- und fiktionsfähig ist (ich halte das letzte Glied dieser Trias für unerläßlich), wird trotz allen Lebenstragödien bestehen können. Gerade die „Fiktionsfähigkeit" ist beim oralen Pessimisten herabgesetzt.

„Arbeits-, liebes- und fiktionsfähig": das heißt aber relativ neurosefrei sein, also die Prägenitalität und den Ödipuskomplex in großen Zügen wenigstens überwunden haben. Das hat der orale Pessimist nicht zustande gebracht und

37) Unter Fiktion ist die Fähigkeit des Gesunden gemeint, mit der Zeit wechselnde Objekte (Personen, Dinge, Interessen, Ideen usw.) mit großen Libidoquantitäten zu besetzen, unabhängig von der Wertschätzung der Anderen und trotz der wiederholt gemachten Erfahrung, daß es sich nicht um ständige Libidopositionen handelt, daß also diese hochbewerteten Objekte mit der Zeit im subjektiven Empfinden verblassen. — Der Unterschied zwischen „Fiktionsfähigkeit" und Sublimierung bleibt einer eigenen Untersuchung vorbehalten.

hier ist der springende Punkt. Das Sonderbare ist nun, daß der orale Pessimismus sich mit keinem der bekannten Krankheitsbilder deckt, daß wir darunter schizoide, zykloide und auf den ersten Blick als hysteriform imponierende Menschen finden. Bei allen diesen Pessimisten liegt ein Scheitern an der prädipalen Mutterbindung vor. Orales Mißtrauen, Haß, Neid, Eßstörungen, Sich-Beklagen, den anderen Ins-Unrecht-Setzen, Sich-unglücklich-Fühlen dominieren. Die Angst vor dem Gefressenwerden kommt meist in der gemilderten Form der Angst vor dem Verhungern, resp. Fellatiowünschen zum Ausdruck, wobei unbewußte Phantasien resp. Wünsche, betreffend das Abbeißen des Penis durch die Frau, zu konstatieren sind. Vielfach hat der Penis noch Brustbedeutung. Die unbewußte Technik dieser Menschen liegt darin, daß sie mit grandioser Geschicklichkeit ihre selbstgewollten Niederlagen und Enttäuschungen organisieren, wobei sie aus unbewußtem Strafbedürfnis gar nicht mehr der Erfüllung ihrer Wünsche nachjagen, sondern der Enttäuschung,[38] an die sie masochistisch-genießend fixiert sind und die für sie die einzige Form des Auslebens ihrer prägenitalen Wünsche und — Aggressionen darstellt. Dabei ergibt sich der typische Circulus vitiosus, da sie aus jeder Enttäuschung die unbewußte Berechtigung zu weiteren Aggressionen ableiten. Der orale Pessimismus ist wie ein neurotisches Symptom aufgebaut und stellt unter anderm einen narzißtischen Schutzmechanismus des Ichs dar, der dem schwer lädierten Allmachtswahn einen Unterschlupf bietet.

Und der Ausweg für den oralen Pessimisten nach erfolgreicher Analyse?[39] Die gütige, mütterliche Frau, von der der Patient geliebt wird, die — nach analytischer Lösung der Ängste — nicht auffressen und gefährden, sondern in überströmender, nie versagender Güte Liebe gibt, gibt und nochmals gibt. Und wenn auch der paradiesische Zustand, der Grabbes Olympia im „Aschenbrödel" vorschwebte:

Mir wird, als kehrten alte Zeiten wieder
Als hört' ich zaubervolle Wiegenlieder,

38) Anderseits hat man bei Unkenntnis dieses Tatbestandes bei den oralen Pessimisten den Eindruck, es handle sich im Gegenteil um Optimisten, da sich diese Menschen von ihren unbewußten Wünschen durch keine üble Erfahrung abbringen lassen und ihnen immer wieder nachjagen. Es handelt sich, neben der zutiefst infolge der eigenen Allmacht nicht völlig aufgegebenen Hoffnung, geliebt zu werden, um die besprochene Technik des Pessimisten, den Anderen ins Unrecht zu setzen. Würde sich der Pessimist durch die Realität „belehren" lassen, könnte er seinen neurotischen Mechanismus nicht mit der gleichen unbewußten Lust abhaspeln lassen.

39) Ohne Analyse ist m. E. der „orale" Pessimist unheilbar. Selbst wenn er — ein an sich unwahrscheinlicher Glücksfall — dem einzigen, für ihn passenden Typus der „gütigen Frau" begegnete, er würde auch in ihr das bösartige, „fressende" Weib sehen und die neurotische Mutterbeziehung wiederholen.

Als läg' ich an der Mutter Brust
Und atmete des Kindes Lust.

nicht erreichbar ist (wie bei keinem Menschen), ein Stück Lust[40] bleibt auch dem früheren oralen Pessimisten nicht versagt.[41]

Literatur über Grabbe.

1. Adams P., Grabbes Weltbild im „Herzog Theodor v. Gothland". Diss. Münster. In: Lit. hist. Jahrbuch der Görregesellsch. Freibg. 1927.
2. A. B., Grabbe und Müllner. Im Grabbe-Buch. Detmold 1923.
3. Bergmann A., Grabbe als Gestalt des Dramas. Im Grabbe-Buch.
4. Bergmann A., Grabbe-Bibliographie. Im Grabbe-Buch.
5. Duller E., Grabbes Leben. In „Die Hermannschlacht". Herausgeg. von Grabbes Witwe. Schreiner 1838.
6. Ebers F., Grabbes „Eulenspiegel". Im Grabbe-Buch.
7. Ebers F., Der Blücher der Poesie. Im Grabbe-Buch.
8. Ebers F., Wie sah Grabbe aus? Im Grabbe-Buch.
9. Ebstein E., Grabbes Krankheit. In: Grenzfragen der Lit. u. Med. 3. Heft, 1906.
10. Eulenberg H., Der sterbende Grabbe. Im Grabbe-Buch.
11. Friedrich P. und Ebers F., Das Grabbe-Buch. Detmold 1923.
12. Friedrich P., Grabbes „Marius und Sulla". Im Grabbe-Buch.
13. Friedrich P., Neues von Ch. D. Grabbe. Im Grabbe-Buch.
14. Friedrich P., Einleitung zum Grabbe-Buch.
15. Friedrich P., Grabbe-Mal. Im Grabbe-Buch.
16. Friedrich P., Auferstehung. Im Grabbe-Buch.
17. Friedrich P., Der Auditör. Im Grabbe-Buch.

40) Auch kann erst die erfolgreiche, lange fortgesetzte Analyse die anderen oralen Störungen der oral Fixierten oder Regredierten beseitigen. — In einem Falle eines oralen Pessimisten (eines hochbegabten Lyrikers), der in einem bestimmten Zeitpunkt seiner Neurose an einer völligen Produktionshemmung litt — dem „Auftrieb von Sehnsucht" (ipsissima verba) stand ein infernalischer Mutterhaß entgegen, der alles unterband und höchstens zu literarischen Blasphemien und Koprolalien reichte —, entsprach die Vorliebe für obszöne Worte einer Herabsetzung der Worte der Mutter. Vgl. dazu E. Bergler, „Über obszöne Worte" (erscheint in „The psychoanalytic Quarterly", New York). — In anderen Fällen sind es ganz unwahrscheinliche Störungen, die bei den Oralen in Betracht kommen, z. B. Ejakulationsunvermögen (siehe die Arbeit des Verf. „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung") oder — Pseudodebilität (siehe des Verf. „Zur Problematik der Pseudodebilität". Int. Ztschr. f. Psa. 1932 resp. 1934). Natürlich ist nicht der „orale Pessimismus" an diesen Symptomen schuldtragend, ist er doch selbst nur eine Äußerungsform der Neurose der oral fixierten oder regredierten Patienten.

41) Nach Publikation dieser Arbeit in der „Imago" wurde ich mit zwei interessanten Studien unseres Berliner Kollegen Dr. Alexander Mette bekannt. Es sind dies der Imago-Aufsatz „Zur Psychologie des Dionysischen" und das soeben erschienene Buch „Die tiefenpsychologischen Grundlagen des Tragischen, Apollonischen und Dionysischen" (Dion-Verlag). Der Autor führt zur Erklärung des dionysischen Typus des Künstlers die orale Bindung an die phallische Mutter der Präödipalzeit an, Ergebnisse, die sich mit den hier dargelegten weitgehend berühren. Ich behalte mir vor, auf diese besonders wertvollen Arbeiten, mit denen ich weitgehend übereinstimme, näher einzugehen.

18. Geyer E., Grabbe. Eine dramatische Studie. Im Grabbe-Buch.

19. Gottschall R. v. Ch. D., Grabbe. Leipzig, Reclam.

20. Heine H., Verschiedene Stellen seiner Schriften. Z. B. in den „Memoiren". Ausg. Bong. Bd. 15, S. 78 ff.; in den „Gedanken und Einfällen", in den Artikeln „Über die französische Bühne", in „Shakespeares Mädchen und Frauen", in den „Elementargeistern". (Näheres bei Ploch, S. 86—90.)

21. Hillekamps C. H., C. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle. Inaugural Dissertation 1929. Verlag Fahle, Münster.

22. Jakisch H., Grabbe und Nietzsche. Im Grabbe-Buch.

23. Kutscher A., Grabbe und Hebbel. Im Grabbe-Buch.

24. Kruse G. R., Musik und Musiker in Grabbes Leben. Im Grabbe-Buch.

25. Kruse G. R., Grabbe und Lortzing. Im Grabbe-Buch.

26. Lange F., Grabbe und wir. Im Grabbe-Buch.

27. Lentwein P., Grabbe als politischer Dichter. Im Grabbe-Buch.

28. Nieten O., Grabbe und Schopenhauer. Im Grabbe-Buch.

29. Nieten O., Ch. D. Grabbe, sein Leben und seine Werke. Dortmund 1908. Verlag Ruchfuß.

30. Nieten O., Grabbe und Immermann. Im Grabbe-Buch.

31. Perger A., System der dramatischen Technik mit besonderer Untersuchung von Grabbes Drama. Berlin 1900. Duncker-Verlag.

32. Piper C. A., Beiträge zum Studium Grabbes, München 1898. Haushalter-Verlag.

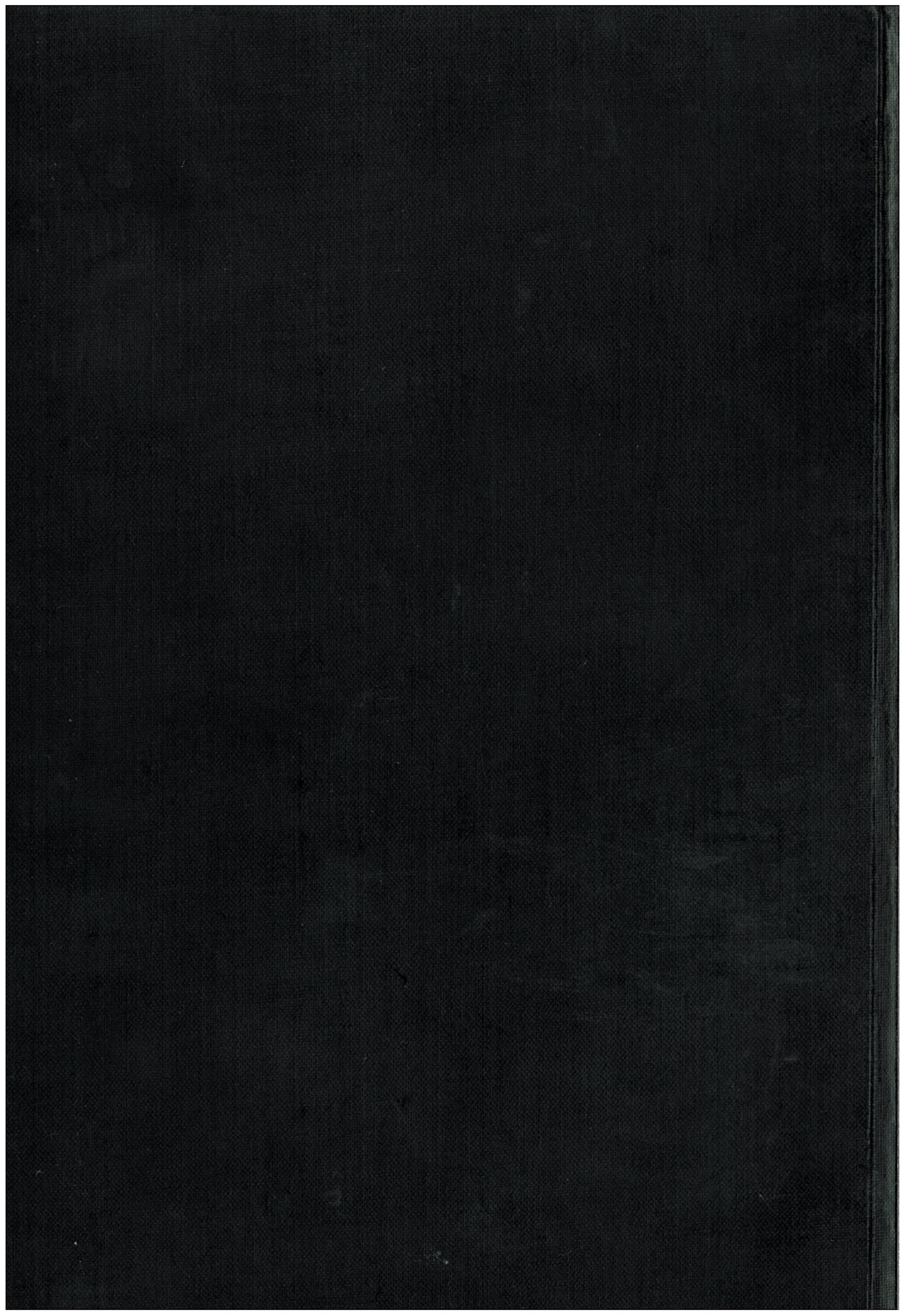
33. Ploch A., Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Leipzig 1905. Verlag Scheffer.

34. Wukadinowic S., Grabbes Lebensbild. In „Grabbes Werke". Verlag Bong & Co.

35. Zaunert P., Grabbes Leben. In „Grabbes Werke". Ausg. d. Bibliograph. Instituts. Herausg. von Franz und Zaunert.

36. Ziegler K., Grabbes Leben und Charakter. Verl. Hoffmann und Campe. Hamburg 1855.

Inhalt



BERGLER, PSYCHOANALYTISCH - BIOGRAPHISCHE ESSAYS

EDMUND BERGLER

TALLEYRAND
NAPOLEON
STENDHAL
GRABBE